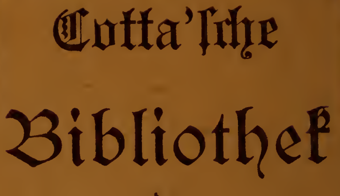

821
B99Gt
v.4


Cotta'sche
Bibliothek
der
Weltlitteratur.

Klopstocks ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Franz Muncker. In 4 Leinwandbänden à M. 1. —

Wielands ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Franz Muncker. In 6 Leinwandbänden à M. 1. —

Herders ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Joseph Lautenbacher. In 6 Leinwandbänden à M. 1. —

Bürgers ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Richard Maria Werner. In 2 Leinwandbänden à M. 1. —

Tiecks ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Heinrich Welti. In 8 Leinwandbänden à M. 1. —

Hauffs sämtliche Werke. Mit Einleitung von Hermann Fischer. In 6 Leinwandbänden à M. 1. —

Die „Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur" kann demnach in dreifacher Weise durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

1) Durch Subskription auf die ganze Reihe von 68 Bänden (alle 2 Wochen ein fertiger Band à 1 Mark).

2) Durch Subskription auf einzelne oder mehrere Dichter.

Wer einzelne der in der Reihe enthaltenen Werke schon besitzt und keine anderweitige Verwendung für dieselben hat, ist dadurch in die Lage gesetzt, sie beliebig zu ergänzen.

3) Durch Kauf einzelner Bände (ohne Subskription, nach Wahl).

Auch für einzelne Bände ist der Preis von 1 Mark für den gebundenen Band festgehalten.

Die unterzeichneten Verleger, welche bei der ersten Reihe der Bibliothek der Weltlitteratur reichlich das gehalten zu haben glauben, was sie vor fast 4 Jahren in ihren Prospekten versprachen, hoffen durch Schaffung dieser neuen Ausgaben, welche höchste Solidität und Eleganz der Ausstattung (stattliches Oktav-Format, gutes, starkes Papier, leserlichen, schönen Druck) mit niedrigstem Preise verbinden, sich den Dank des deutschen Volkes zu verdienen, insofern sie dessen weitesten Kreisen das Verständnis und den Genuß der erhabensten Werke des menschlichen Geistes erschließen.

Das langjährige Verlangen nach gleichmäßigen, schönen und dabei billigen Oktav-Ausgaben der klassischen Dichter, ohne das bei den meisten Dichterwerken doch sehr fragwürdige illustrative Beiwerk, ist durch die Cotta'sche Bibliothek erfüllt.

Mögen alle Freunde der schönen Litteratur dem mit außergewöhnlicher Sorgfalt ins Leben gerufenen Unternehmen auch ferner ihre Sympathieen zuwenden!

Stuttgart, im September 1885.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung. — **Gebrüder Kröner,** Verlagshandlung.

☛ Alle soliden Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz und des Auslandes nehmen Bestellungen an. — Für Oesterreich stellt sich der Preis des gebundenen Bandes auf 62 Kr. ö. W., für die Schweiz auf 1 Frank 35 Cents.

Lord Byrons poetische Werke

in acht Bänden.

In älteren Uebertragungen.

Vierter Band

mit einer Einleitung von Wolfgang Kirchbach.

Inhalt: Lyrische Gedichte in Auswahl.

Uebersetzt von

Ernst Ortlepp.



Stuttgart.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung. | Gebrüder Kröner, Verlagshandlung.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Stunden der Muße.

Hebräische Gesänge.

Vermischte Gedichte.

Einleitung.*)

Mehr als sechzig Jahre sind vergangen seit dem Tode Lord Byrons, ohne daß die Meinungen und Urteile gleicherweise über seine Persönlichkeit wie über seine Dichtung auch nur einigermaßen geklärt sind. Wenn man erwägt, wie Vieles und Fruchtbares in dieser selben Zeit zum Verständnis und zur ästhetischen Würdigung, zur kritischen Analyse von Goethes Dichtung geschehen ist, der den englischen Dichter doch noch um acht Jahre überlebte, wenn man vergleicht, was unterdessen zur Abschätzung und zu eindringenderem Studium in den Geist Shakespeares von einer Reihe der bedeutendsten Kunstrichter, Aesthetiker und Litterarhistoriker geleistet worden ist, so kann man sich des Staunens kaum erwehren, daß zur wirklich unterscheidenden Würdigung der Byronschen Dichterkraft und ihres Inhalts von deutscher Seite noch so gut wie gar nichts geschehen ist. Und doch steht in Büchern und Artikeln zu lesen als eine Art von feststehender Glaubenssatzung, daß Byron der größte englische Dichter seit Shakespeare gewesen sei, auch wohl daß er als der größte Dichter des neunzehnten Jahrhunderts zu gelten habe; doch haben sich zahlreiche Uebersetzer, zum Teil mit großem Glück, an den außerordentlichen Schwierigkeiten der poetischen Originale gemüht, doch hat der Dichter unzählige Nachahmer gefunden. Lärm genug haben ferner bis zum heutigen Tage die Untersuchungen über

---

*) Die nachfolgende Einleitung zu Byrons Werken von Wolfgang Kirchbach, welche bestimmt war, im ersten Bande dieser Ausgabe zu stehen, ist erst in diesem vierten zur Veröffentlichung gediehen. Wir folgen vielfach geäußerten Wünschen des Publikums, eine ausführlichere biographisch-kritische Würdigung Byrons nach neueren Forschungen zu lesen, wenn wir neben der älteren Tuckermanschen Studie in Wolfgang Kirchbachs Essay einer Auffassung das Wort geben, welche sich vielfach von der überlieferten Anschauung über Byron unterscheidet. —

Die Verleger.

seinen persönlichen Lebenslauf, vor allem über das Verhältnis zu seiner Frau, in der Welt gemacht, ohne daß doch auch hier eine bestimmte, glaubwürdige Auffassung möglich geworden ist.

Wir können eine Ausgabe der poetischen Werke Lord Byrons, welche zur weitesten Verbreitung in den Ländern deutscher Sprache bestimmt ist, nicht hinausgehen lassen, ohne wenigstens den Versuch zu wagen, einen Anstoß zur klareren Auffassung seiner dichterischen Natur zu geben. Was von englischen Beurteilern bei seinen Lebzeiten, z. B. von dem berühmten Jeffrey, dem Kritiker der Edinburger Rundschau, zu einzelnen der Werke Byrons geäußert worden ist, nicht minder von Freunden wie Shelley, Moore, Scott und anderen, ist allerdings zum Teil schlagend richtig, zum anderen Teil indessen durch moral-religiöse, dogmatische Standpunkte beengt im kunstwägenden Urteil oder von einer allgemeineren Unklarheit der künstlerischen Betrachtungsweise getragen, daß es vielfach für die analytische Anschauungsart, die sich durch gar keine anderen Rücksichten als die künstlerischen und dichterischen bestimmen läßt, nur als Kuriosum bestehen kann. Byron selbst zeigt sich unter seinen Landsleuten, besonders der damaligen Epoche, durchaus nicht als absonderlich und alleinstehend, wenn er geflissentlich Pope über Shakespeare stellte. An einer merkwürdigen Stelle seines Briefes vom 15. September 1817 an seinen Verleger Murray spricht er die seltsamen Worte aus: „Was die Poesie im allgemeinen anbelangt, so bin ich, je mehr ich darüber nachdenke, immer fester der Ueberzeugung, daß wir allesamt — Scott, Southey, Wordsworth, Moore, Campbell und ich — auf dem falschen Wege sind, einer wie der andere. Wir folgen alle einem innerlich falschen, revolutionären System, das keinen Dreier wert ist." —

Man kann eine derartige Aeußerung wohl als eine augenblickliche Marotte, einen Ausdruck zufälligen Ueberdrusses abthun; man kann sich aber auch fragen, wie die Marotte entstehen konnte und ob vielleicht in einer solchen verzweifelten Aeußerung eines Mannes von ungeheurer Dichterkraft nicht doch eine Wahrheit liegt, und wenn es auch zunächst nur die Wahrheit wäre, daß man sich theoretisch in keiner Weise darüber klar ist, was man eigentlich von der Dichtung zu fordern hat, worin das Wesen einer rechten künstlerischen Methode beruht, was man eigentlich mit der „Poesie im allgemeinen" will. Wir können an dieser Aeußerung nicht so achtlos vorübergehen. Sie wird uns als eine Brücke dienen, dem Byronschen dichterischen Wesen näher zu treten.

Es ist unmöglich, eine geistige Erscheinung zu verstehen, ohne sich einigermaßen über die Lebensbedingungen zu unterrichten, unter

denen sie gestanden hat, und wir verquicken mit unserer Betrachtung daher einen flüchtigen biographischen Abriß, indem wir die geschichtlichen und kulturellen Verhältnisse erwägen, unter denen der Dichter emporwuchs und wirkte.

Lord Byron wurde am 22. Januar 1788 zu London geboren als der Sohn des Landedelmannes John Byron und seiner zweiten Frau, Katharina Gordon. Der Vater des Dichters, der im Jahre 1791, sechsunddreißig Jahre alt, zu Valenciennes in Frankreich starb, war ein Sohn des Admirals Byron, der seinen Stammbaum zurückführte auf einen älteren Sir John Byron, welcher im Jahre 1643 von Karl dem Ersten in Anerkennung seiner Königstreue die Würde eines englischen Peers erhalten hatte. Es gab zwei Linien dieser Byronschen Familie, welche sich nach ihren Besitztümern Newstead und Rochdale schieden und benannten. Die Familie der älteren Byrons soll unter dem Namen Erneis und Ralph de Burin mit Wilhelm dem Eroberer aus der Normandie nach England gekommen und von demselben mit Land belehnt worden sein. Während frühere Geschlechter des Hauses sich in ruhiger, gut bürgerlicher Ueberlieferung als tüchtige Landwirte ausgewiesen hatten, war — ein Biograph behauptet, durch das feurigere Blut der Berkeleyschen Familie, welche ihre Tochter mit dem Byronschen Stamme verband — unter die Vorfahren des Dichters auch ein rastloser, rascherer Geist gekommen, der denn im Vater des Dichters schon eine so bedenkliche Gestalt annahm, daß man ihm in seinen Offizierskreisen — er war Marinekapitän — den Namen des „tollen Jack" gab. Noch nicht einundzwanzig Jahre alt, verführte dieser „tolle Jack" die dreiundzwanzigjährige Markgräfin von Kamarthen, die Gattin des Erben eines Herzogtums. Sie wurde von ihrem Manne geschieden, heiratete den „tollen Jack", mit dem sie nach Frankreich ging, um nach einer traurigen Ehe im Jahre 1784 zu sterben. Eine Tochter dieser Ehe war Augusta, die Stiefschwester des Dichters, welche letztere (als spätere Frau Leigh) der Dichter in so manchem tiefgefühlten Gedicht besungen hat. Immer in Schulden, aus denen ihn auch wiederholter fluchtähnlicher Aufenthalt in Frankreich nicht herausziehen konnte, ein zwar liebenswürdiger und eleganter, zugleich aber auch zeitweilig ziemlich roher Wüstling, heiratete der „tolle Jack" in zweiter Ehe, um sich durch eine reiche Erbin in bessere Verhältnisse zu bringen, Katharina Gordon, in der Vermutung eines größeren Vermögens, als sie wirklich besaß. Der Vater Katharinas war im Selbstmord gestorben.

Man wird bei einem ruhigeren Ueberblick über diese und andere Verhältnisse, welche dem Dichter schon in der Wiege einen nicht

alltäglichen Lebenslauf in Aussicht stellten, nicht umhin können zu bewundern, wie der Verfasser des „Don Juan" bei allem Irren einen so mächtigen, überwältigenden ethischen Zug in sich nähren und herausbilden, ja, im Leben bewähren konnte, wie Byron es gethan hat. Das Bild, welches das Leben seines Vaters darbietet, war zugleich ein Bild des gesellschaftlichen Lebens jener Zeit in England und Frankreich. Im dunkeln Vorgefühl der herannahenden Revolution, die ein Jahr nach der Geburt des Dichters in Frankreich ausbrach, übertäubte man den Gedanken an Umwälzungen des gesamten Geistes- und Gesellschaftslebens in jenem verhängnisvollen Leichtsinn, der den frevelhaften Spruch „après nous le déluge" zur allgemeinen Maxime machte. Byrons Mutter war erfüllt von den schwärmerischen demokratischen Revolutionsideen Rousseaus und erfüllte den Knaben, solange die Revolutionsjahre währten, mit einem ausgesprochenen Freiheitssinne, der indessen dem Geiste der Zeit gemäß mehr ein Sinn für jede Art von Befreiung war, als ein Sinn für eine bestimmte, beständige politische und sociale Freiheit, welche ein gesundes Staatswesen zu erhalten fähig ist. So mag es später gekommen sein, daß Byron einer praktischen parlamentarischen Thätigkeit ebenso wenig Geschmack abgewinnen konnte, wie er sich für einen romantischen Dienst der Freiheit in Griechenland als ein Held und Edelmann aufgeopfert hat. Byrons Mutter war eine heftige Frau, ein wunderliches Gemisch von Nüchternheit und Kälte und zugleich von plötzlicher, überströmender Liebe und Zärtlichkeit. Wenn sie ihren Sohn bald einen „lahmen Balg" nannte und in dem Kinde zugleich den Vater verwünschte, um schnell darauf mit Rührung zu bemerken, wie er doch so ganz sein Vater sei, so würden derartige Züge zwar beweisen, daß sie keine Erzieherin war, aber zum Schluß auf einen allzu schlimmen Einfluß durchaus nicht berechtigen, hätte der Dichter nicht ein körperliches Uebel mit auf die Welt gebracht, das ihn empfindsamer, sensitiver machen mußte und dazu beitragen mochte, daß der Charakter der Mutter ungünstiger auf ihn wirken konnte. Byron war lahm geboren; eine Kontraktion beider Achillessehnen, welche am einen Fuße durch eine mißglückte Operation noch verschlimmert ward, der Umstand, daß der rechte Fuß kleiner war als der linke, und Byron zeit seines Lebens nur mit dem Ballen, nicht mit der Ferse auftreten konnte, verbitterte ihm von früh auf das Leben. Da er ein außerordentlich schüchterner Knabe war, der bei jeder Gelegenheit errötete, so mußte er mehr Spott von seinen Altersgenossen ertragen als manche robuste Natur, und wenn er dann verkränkt bei der Mutter mit einem liebebedürftigen

Herzen Trost suchen mochte und hier auf eine Natur angewiesen war, die sich wenig beherrschen konnte und wohl hie und da auch das körperliche Leiden des Schüchternen verspottete, so konnte wohl ein Stachel in seiner Seele zurückbleiben. All diese Dinge sind indes zumeist übertrieben; der Stachel saß nicht so tief, daß Byron nicht seine Mutter geliebt und wie irgend ein gesunder Mensch zugestanden hätte: „Wie dem auch sei, ich war ein widerwärtiger Junge und verursachte meiner Mutter eine Welt voll Sorgen." (Medwin, Gespr. m. L. B.)

Nicht nur diese Züge, nein, der gesamte Lebenslauf, der Charakter Lord Byrons und zu allermeist sein Dichten sind von seinen Zeitgenossen nur wie in einem ungeheuren Hohlspiegel angeschaut worden, der in falschen Dimensionen, in verschobenen Formen ein Scheinbild seines Wesens und seines Dichtens geschaffen hat, das ein psychologisch unmögliches Gebilde sein würde, wenn man es näher prüfen wollte. Einem Jüngling und Mann, der von überschäumender Geisteskraft und Energie, von geschlossener, stets fertiger Produktionskraft strotzte, der auch keinen Funken von Blasiertheit in sich hatte, dessen gesamtes Dichten ein dauernder, starkgeistiger Protest gegen jede Art von Blasiertheit ist, ihn versteht sein Zeitalter als den Verkünder blasierten Ueberdrusses und nennt den letzteren gar „Byronismus", ihm suchen unzählige kraftlose Dichterlinge eine solche mißverstandene Uebersättigung am Leben nachzuahmen. Ein entschlossener Engländer, der in gesammelter Lebenskraft herkulische dichterische Arbeit bewältigt und im Reichtum seiner Kräfte eine ungeheure Lebenslust rücksichtslos austobt, wird als Poet der „Zerrissenheit" verstanden, ja, zum Dichter des „Pessimismus" gemacht. Dem Sportsmann, der, trotz der lahmen Füße, das Meer zwischen Sestos und Abydos durchschwimmt und spanische Stiergefechte mit dem Behagen des Matadors als Dichter schildert, spürt man auf die „Melancholie" seines Wesens nach.

Vielleicht gewinnt man einen richtigeren Standpunkt zur Beurteilung des menschlichen und dichterischen Charakters zugleich, wenn man das, was man die Byronsche Zerrissenheit genannt hat, vielmehr als eine starkgeistige, furchtlose Kühnheit, sich mit dem Leben auseinanderzusetzen, auffassen wollte, wie dies Byron so redlich wie irgend ein anderer großer Dichter gethan; vielleicht würdigt man den melancholischen Teil seines Wesens richtiger, wenn man die Melancholie, die aus einem Ueberschusse von Kraft entspringt, darin sieht. Das ist denn das gerade Gegenteil der kraftlosen Blasiertheit, welche in anderen zu jenem anrüchigen „Weltschmerz" geführt hat, der das Wort Welt im Munde führt, auch

wenn er nicht um die nächste Straßenecke herum die Welt gesehen hat. Byrons innerliche „Zerrissenheit", sein „Weltschmerz", oder sagen wir kurz seine schmerzlich-pathologische Kraft, sofern sie das Allgemeine betrauert, reicht nicht entfernt an den „Pessimismus", den der eine „König Lear" Shakespeares entladet, oder an den Jammer, welchen die Wahnsinnsszene im „Faust" enthält. Byron wollte in „Childe Harold" einen „Timon" zeichnen, und man vergleiche nach der sonderlich weltverachtenden Seite, was, zusammengehalten mit Shakespeares Timon, daraus geworden ist. Der dumpfe Depressionszustand, der in Byrons „Manfred" und dem herrlichen Gedicht „Der Traum" waltet und diesen Dichtungen einen so geheimnisvollen Reiz gibt, ist weit entfernt von einer sogenannten zerrissenen Blasiertheit, sondern eine sehr gesunde, mächtige Sprache des Gewissens. (Siehe den „Bannfluch" in „Manfred".) Im übrigen kann man sagen, daß, was sich sonst bei Byron als „Zerrissenheit" hie und da moralisch von Philisterstandpunkten aus charakterisieren ließe, in der That ästhetisch zu erklären ist aus einem ausgesprochenen, starkgeistigen Sinne Byrons für alles Großartige, Erhabene, das nicht gut poetisch hervorgebracht werden kann, ohne daß man die Nachtseiten des Lebens sieghaft in phantasiestarker Darstellung bewältigt. So haben denn auch Byrons Freunde, z. B. Scott, einen „Kain" verstanden, in solchem Sinne geschätzt, und hätte Byron beizeiten bessere Uebersetzungen in Deutschland erlebt, hätte man nicht gerade nur diejenigen Dichtungen vorwiegend trübsinniger Art übersetzt, welche dem damaligen neuwertherischen Geschmack, der in Deutschland aufkam, zusagten, so würde das Gesamtbild der Byronschen Natur wohl klarer und deutlicher vor den Deutschen gestanden haben.

Es ist hier eine allgemeinere Beobachtung zu machen. Man weiß, daß unser Jean Paul Lorenz Sternes, des Engländers, „Tristram Shandy" gegen achtzigmal gelesen haben will. Man leitet die künstlerische Formlosigkeit Jean Paulscher Romane vom Einfluß des Sterneschen Werkes her, und es ist so. Man leitet wohl auch die Sentimentalität, einem Wortklang folgend, von Sternes „Sentimental Journey" oder, wie Lessing richtig übersetzte, „Empfindsamer Reise" her. Und doch kann man nicht größere Gegensätze finden, als gerade Sterne und Jean Paul. Zumeist wirken unwesentliche Aeußerlichkeiten im litterarischen so gut wie im künstlerischen Entwicklungsgange der Geschichte schöngeistiger Thätigkeit weiter, machen mehr Epoche als das Wesentliche bedeutender Erscheinungen. Es mag absonderlich klingen, aber es dürfte mit unwiderleglichen Gründen zu erhärten sein, daß Mißverständnis und schiefe Auffassung

bedeutender Geister zumeist die Ursache dafür sind, daß man sie nachahmt. So werden sie oft zu Vertretern geistiger und künstlerischer Zeitströmungen, die das vollkommene Gegenteil ihres innersten Gehaltes sein können. Ein solches Gesetz rein äußerlicher, zufälliger, unwesentlicher Befruchtung der Geister findet aber am meisten zwischen Völkern verschiedener Sprache statt. So ist die Nahrung, welche die deutsche Litteratur zum großen Teile aus der englischen gezogen hat, von ganz anderem Stoff, als die Bedingungen, welche die Originale hervorgebracht haben. Man kennt den Einfluß Shakespeares, der jahrzehntelang ein ganz äußerlicher sein konnte. Lorenz Sterne, den Lessing und Goethe über alles bewunderten und in dem Sinne verstanden haben, wie er zu verstehen sein dürfte, erfuhr das schiefste praktische Verständnis, so wie ein Jean Paul ihn nachzuahmen versuchte. Lessing übersetzte, ein Feind aller Sentimentalität, mit gutem Grunde „Sentimental Journey“ mit „empfindsam“, und in der That ist diese Reise eine „empfindsame Reise“ und gar keine sentimentale; empfindsam im Sinne des Sensualismus, der einen Sterne befruchtet hatte. Denn als ein lebendiges Condillacsches Experiment erweist sich die sinnreiche Reise, welche den Verfasser bis zum letzten, oft recht zotigen humoristischen Gedanken im Zusammenhang mit seinen äußeren Sinnen und ihrer Nerventhätigkeit eine humoristisch-sinnige Lebensanschauung verkünden läßt. Er macht sich gewissermaßen zur geistigen Sinnpflanze, und so konnte ihn Goethe wohl den „schönsten“ Geist nennen, der je gedichtet hat, und der antike Lessing ihn so freudig bewundern. Jean Paul und die Nachahmer aber machten daraus ein Sentimental im Sinne deutscher Sentimentalität. Lorenz Sterne hatte in „Tristram Shandy“ den geistreichen Gedanken, den angeborenen Trieb virtuoser Geister, den auch Lessing zu bekämpfen hatte, den Trieb zu geistiger Abschweifung, welcher aus einer starken Fähigkeit zur Ideenverknüpfung hervorgeht, zum Hebel eines humoristischen Gegensatzspieles zu machen. Er führte mit der ganzen Sportlustigkeit und Verwegenheit des Engländers diesen Gedanken durch und bewies sich als eine von jenen starken geistigen Organisationen des vorigen Jahrhunderts, welche in „Kants Kritik der reinen Vernunft“ die Kontrolle des Denkens zur schärfsten Form erheben konnten, eine Kontrolle, welche ja in englischen Köpfen zuerst geübt wurde. Denn als ein Triumph wahrer Geistesgegenwart muß vor allem Sternes „Tristram Shandy“ betrachtet werden; der Humor, die überraschende Wirkung auf schneidigere Köpfe beruht ja darin, daß hier ein Virtuose geistiger Lebendigkeit vor uns hintritt und, indem er sich fortwährend zu

verlieren scheint und uns durch die Finten seiner Abschweifungen ergötzt, in der That als ein hervorragender Fechter sich ausweist, dessen geistige Organisation in Wirklichkeit die geschlossenste ist und sich mehr in der Gewalt hat, wie irgend eine andere. So konnte Goethe sagen, daß bei Sterne „Penetration und Sagacität grenzenlos" seien, und er verstand darin den Engländer, den waghalsigen Kopf, der die Freude seiner körperlich gesunden Nation an allem „Sport" denn auch auf das Geistesleben übertrug.

Was aber wurde in Jean Pauls Geiste aus diesem Sterneschen humoristischen Gedanken? Er erhob ihn zu einem Grundsatz, er machte das, was bei Sterne der materiell-humoristische Grundgedanke war, zu einem formell-künstlerischen Darstellungsprinzip, und indem er es zu einem Formgrundsatz erhob, raubte er dem Gedanken, der natürlich nicht nachzuahmen war, mit der Nachahmung auch die humoristische Wirkung, so daß bei Jean Paul denn da künstlerische Unbeholfenheit erscheint, wo Sterne einen Triumph virtuoser Geschicklichkeit feiert.

Zahllose Nachahmer hat nun nicht die Sternesche Geschicklichkeit, sondern die mißverstandene Jean Paulsche Unbeholfenheit in Deutschland gerade gefunden.

In gleicher Weise ist denn auch die Wirkung Byrons auf die deutsche, französische, russische Litteratur zumeist eine solche gewesen, welche weniger einer Vertiefung in den wesentlichen Inhalt des Byronschen Geistes entspricht, als die äußere Gebärde nachbildet. Wir hielten uns bei dem Sterneschen Beispiel länger auf, weil der Verfasser des „Don Juan", wie wir weiter sehen werden, nach der besprochenen Richtung uns weit eher aus dem Verfasser des „Tristram Shandy" verständlich werden dürfte, indem ein waghalsiger Zweifelgeist an ihnen vielmehr als ein lebenslustiges, denklustiges geistiges Virtuosentum sich ausweisen möchte, denn als jener denkunlustige, trübe, kraftlose Pessimismus der Zerrissenheit, welcher daraus abgeleitet worden ist. Zeitweilige persönliche Trübsinnigkeit Byrons, Aeußerungen seiner Sensitivität und naiven Eitelkeit, wie die, daß er gegenüber der Thorwaldsenschen Büste geäußert haben soll: „Nein, das gleicht mir gar nicht; ich sehe viel unglücklicher aus," dürfen uns in einer solchen Auffassung nicht beirren; sie würden nur beweisen, daß das Byronsche „Unglück" nicht so besonders tief gesessen haben kann, wenn es zum Spiele naiver Eitelkeit taugte. Was aber den Byronschen „Weltschmerz" anlangt, so ist er da, wo er sich wirklich als Schmerz darstellt, ein redlicher Zug und Trieb zur Auseinandersetzung mit ungelösten Rätseln des Lebens, den Byron mit jedem großen Dichter teilt.

In Wirklichkeit war Byrons „Skepticismus", sofern man ihn auf christlich-religiöse Fragen bezieht, bei weitem mäßiger, als gemeinhin geglaubt wird. Man weiß, daß Byron von der englischen Landeskirche ein Grab in der Westminster-Abtei verweigert wurde, und es hat sich daraus, sowie aus einigen Anschuldigungen dichtender Genossen wie Southeys, die Meinung festgesetzt, Byron sei ein „Atheist" u. s. w. gewesen. Man darf dem eine Aeußerung Shelleys entgegenhalten. Shelley war an philosophischer Bildung, innerer Festigkeit seiner Anschauungen Byron bei weitem überlegen. Er sagte einst zu seiner Frau, bekümmert und erstaunt zugleich über eine Unterredung mit Byron: „Was er letzte Nacht in der Unterhaltung über seinen ‚Kain' sagte, das beste seiner undramatischen Dramen, so glaube ich, Mary — ich glaube, er ist nichts Besseres als ein Christ!"

Byron genoß in frühester Jugend den Unterricht einer calvinistischen Amme, May Gray, welche ihn in der Bibel unterwies und ihn Psalmen auswendig lernen ließ. Er nahm die calvinistische Lehre so in sich auf und gewiß haben diese Umstände zur Bildung seines Charakters mitgewirkt. Zu Aberdeen in Schottland verbrachte er seine Kinderzeit. Er trat im Jahre 1794, sechs Jahre alt, in die Schule von Aberdeen, wo er anfangs ein stiller, fleißiger Knabe gewesen zu sein scheint, der dann später die Lust am Lernen verlor und so ziemlich dieselbe psychologische Entwicklung durchmachte, die begabte Knaben von kräftigen Anlagen zumeist auf den Schulen nehmen. Er wurde dann ein wilder Gesell, that nicht viel, schwankte zwischen knabenhafter Schüchternheit und aufbrausender Zornwütigkeit und Wildheit, war ein tüchtiger Boxer, machte, da das Gehen ihm sauer ward, auf einem Pony seine Ausflüge in der kräftigenden schottischen Landschaft und Luft und scheint durch manchen sinnigen Einfall nicht nur ein gutes Herz, sondern auch den künftigen Dichter verraten zu haben. Daß er zeit seines Lebens für seine Lehrer in Aberdeen nicht nur, sondern auch für die Lehrer seiner reiferen Jahre eine besonders innige Pietät gewahrt hat, daß er in dieser Pietät ein Gemüt verriet, dem die Dankbarkeit Bedürfnis war, dürfte zur Beurteilung seines sittlichen Charakters besonders wesentlich sein, denn an der Fähigkeit zu freiwilligem, reinem Dank wird man stets, auch im schlimmsten Irren, den edleren und zarteren Charakter erkennen. Zu Aberdeen war es auch, wo der Knabe von zehn Jahren eine Kinderleidenschaft für ein kleines Mädchen, Mary Duff, faßte, die ihm manche schlaflose Nacht kostete und noch in seinen Mannesjahren als Erinnerung zu Herzen ging. Auch eine solche „erste Liebe" im zarten Alter ist bei Knaben durchaus nicht

so ungewöhnlich, wie sie dem nüchternen Biographen Byrons, Jeaffreson,*) erscheint. Knaben, welche wie Byron in ihren Kinderjahren eine gewisse Mädchenhaftigkeit haben, welche empfindsam sind, bei denen vollends durch ein äußerliches Unglück, wie Byrons Lahmheit, eine besondere Liebebedürftigkeit hinzukommt, halten sich gern zu Mädchen und es kann eine solche Kinderfreundschaft alle Merkzeichen der Leidenschaft späterer Jahre zeigen, ohne jedoch mit ihr verwechselt zu werden. Ein nervöser Junge, wie Byron war, fühlt dann bei der Trennung vom Mädchen recht wohl die krankhafte Sehnsucht späterer Lebensalter, ist glücklich, sie zu erwarten, und diese jugendlichen Zustände des Gemüts sind um so mehr der Liebe ähnlich, je mehr die Seele der Kinder noch unberührt von irgend welchem Bewußtsein ist. Wenn Byron, als er mit siebzehn Jahren hörte, daß Mary Duff glücklich verheiratet war, fast in konvulsivische Zuckungen verfiel, so ist dies dann freilich wohl mehr auf einen anderen Charakterzug zurückzuführen: eine krankhafte Eifersucht, nicht aus Liebe, sondern die Eifersucht des nervösen, innerlich widerstandsunfähigen Charakters, der jeden Schmerz, den das Schicksal ihn erfahren läßt, zugleich als eine Kränkung empfindet. Und dieser hervorstechende Charakterzug scheint wiederum mit der sonderlich körperlichen Anlage zusammenzuhängen, welche später bei Byron zu epileptischen Anfällen führte. Wenn man das Wort brauchen darf: Byron litt an einer Art von geistiger, gemütlicher Epilepsie, und gerade diese findet sich oft bei Naturen, welche den Keim zur körperlichen in sich tragen. Man dürfte wohl daran thun, nach dieser Richtung den Charakter des Dichters mehr vom Standpunkte des Arztes, als des Sittenrichters zu betrachten.

Während bisher die Verhältnisse von Byrons Mutter ziemlich gedrückte gewesen waren, vollzog sich durch das Ableben von Georges Großoheim Lord William ein Umschwung in den Verhältnissen der Witwe und ihres Sohnes. Byron erbte nicht nur das Besitztum Newstead, sondern zugleich die Lordschaft und Peerswürde, welche ihm für seine Zukunft einen Sitz als Peer im Oberhause sicherte und den Knaben aus dem Range eines bedeutungslosen niedern Adels unter die Barone und in die höhere Aristokratie erhob. Wenn seine Mutter sich früher, als begeisterte Anhängerin der französischen Revolution, mit radikalem Stolze eine „Demokratin" genannt hatte und den Knaben fürs „Volk" zu bilden suchte, so setzte sie nun ihren Ehrgeiz darein, den jungen Lord möglichst „standesgemäß" zu erziehen, und dieser Glückswechsel, der zugleich zu einem Wechsel der

*) Vergl. Jeaffreson: „The Real Lord Byron."

Erziehungsverhältnisse ward, erklärt in Byrons Wesen den widerspruchsvollen Charakter, der ihn bald als einen adelstolzen Aristokraten erscheinen läßt, welcher mit Aengstlichkeit seinen Stammbaum verfolgt und sich etwas darauf zu gute thut, wenn er schon im zweiten Gedicht seiner „Stunden der Muße" einen Freund besingt, der ihm nicht gleich an Rang ist, während ihn die „höhere Geburt" schmücke, und wenn er nach andrer Richtung sich als einen Mann erweist, der nicht nur dem Wort nach, sondern auch in der That die Vorurteile seines Standes überwunden hat. Nach einiger Zeit, während welcher er mit der Mutter nach England zurückgekehrt, sein Besitztum Newstead, Nottingham und London sah, trat er in die Schule zu Harrow ein im Jahre 1801, in welcher er bis zum Sommer 1805 blieb. Ein trefflicher Erzieher, Dr. Drury, leitete diese Anstalt und wußte den Knaben richtig zu beurteilen, der durch seine Lahmheit und eine frühzeitige Anlage zur Korpulenz als „ein fetter Junge" manchen weiteren Spott ertragen mußte. Mehr als manches andre erklärt, bei den geistigen Gaben des jungen Byron, dieser körperliche Umstand seinen Trübsinn, und man denkt dabei lebhaft daran, da Byron so oft als der „Hamlet" seiner Zeit bezeichnet worden ist, daß Shakespeare realistischerweise seinen „Hamlet" „fett und kurz von Atem" sein läßt. Byron war nun zwar ein „plumper" Knabe, doch hat man ihn sich in seinen späteren Jahren als einen Mann von der weicheren Schönheit des Angesichts zu denken, die leidenschaftlicheren Frauen gefährlich zu sein pflegt. Er hatte graublaue Augen und nußbraune Haare von nicht allzu tiefer Färbung. In der Zeit, da er zu London der „Löwe" der Gesellschaft war und von den Frauen umschwärmt wurde, hat man ihn sich als einen sehr zurückhaltenden, etwas kühlen Mann zu denken, der aber im Gespräche um so mehr dann eine etwas burschikose, rücksichtslose und durchaus nicht sehr gehaltvolle Beredsamkeit entwickelte, eine Beredsamkeit, welche er mit sich selbst in Tagebüchern, Journalen und Memoiren zu Hause fortführte. Seine Schwester konnte ihn bei so widerspruchsvoller Art noch als Mann immer nur das „Baby Byron" nennen, da die Frauen ihn als ihre „Schwester" unter sich zu verzärteln und zu verwöhnen vorgaben, während der zurückhaltende Mann doch zugleich mit einer außerordentlichen Sinnlichkeit begabt war. Wenn man bedenkt, daß er als Knabe von mädchenhafter Schüchternheit war, daß er in London, plötzlich berühmt geworden, diese Schüchternheit unter dem Scheine der Kühlheit verdeckte, daß seine frühe Ehe zu kurzen Bestand hatte, daß jene sybaritische Verwöhnung des jungen, empfindsamen Mannes als „Schwester" der Frauen, deren Kinder er oft stundenlang

gängelte, ihn zu einem jugendlichen „Sardanapal" zu machen drohten, so empfindet man seine späteren venezianischen Ausschweifungen fast als Naturnotwendigkeit, fast als eine ganz gesunde Gegenwirkung, und man kann glauben, daß Byron, zu reiferen Jahren gelangt, eine verständigere Beurteilung gefunden hätte, als sein zufälliger, früher Tod sie ihm beschied. Man nehme an, Goethe sei etwa mit dreißig Jahren zu Weimar an einer plötzlichen Krankheit gestorben, und rechne nach, was für ein Leumund durch einen solchen Zufall auf seine jungen Jahre und die tolle Zeit zu Weimar gefallen wäre! Wie Goethe nach seinem dreißigsten Jahre zur Sammlung seiner selbst kam, so war Byron im Begriff, sein Irren vergessen zu machen, als ein tückischer Zufall ihn hinwegraffte.

Wenn wir einen Augenblick der Darstellung vorgreifen, so geschieht es um der Deutlichkeit und Klarheit des Gesamtbildes willen. Der Schüler zu Harrow zeichnete sich aus durch eine große Virtuosität der Freundschaft mit Mitschülern, Schülerfreundschaften, welche in England wie in Deutschland gar oft einen recht sentimentalen Charakter annehmen, wie die Backfischfreundschaften durch Eifersucht, Versemachen und stille Thränen, unter Knaben aber zugleich durch eine untermischte solenne Prügelei und Boxerei einen etwas kernigeren Anstrich erhalten. In solchen Freundschaften war Byron von besonderer Empfindsamkeit, und was Dauerbares daran war, hat er als Mann durch seine aufrichtige Fähigkeit zur reifen Freundschaft unter Männern nicht nur an seinem vertrautesten Freunde Hobhouse, sondern auch an manchem anderen bewährt. Die erste Sammlung seiner Gedichte, „Stunden der Muße", zeigt ihn vorwiegend als einen jungen Poeten, dessen Stoff derartige Freundschaften sind, und wir sehen ihn darin nicht wenig eifersüchtig, sentimental und selbstgewiß. Die Anzahl der Freunde thut dabei der Versicherung, jeder sei der besonders Auserwählte, keinen Eintrag. In Harrow gehörte Byron denn auch zu jener Gattung von Schülern, welche als kleine Hauptleute die Sprecher für ihre Kameraden machen und oft eine echte absolute Monarchie mit aller Form Rechtens — je nachdem als despotische oder humane — aufzurichten wissen. Ein schlechter Lateiner, Grieche und Mathematiker, zeichnete er sich um so mehr durch ein rednerisches Talent aus, das wir erwähnen, weil wir es in seiner Dichtung — manchmal nur zu sehr — wieder antreffen.

Während eines Ferien-Aufenthaltes zu Anneslevhall im Jahre 1803 verliebte der Fünfzehn- bis Sechzehnjährige sich leidenschaftlich in die achtzehnjährige Mary Chaworth. Sie nahm die Huldigungen des Unbeholfenen mit der wenig achtungsvollen Manier auf, welche

jungen Mädchen im Bewußtsein erlangter Reife für solche junge Leute zu Gebote steht, die noch auf den Schulbänken auf bessere Zeiten warten müssen. Wie tief diese Liebesangelegenheit Byron zu Herzen gegangen ist, ist nur schwer zu sagen; das berühmte Gedicht „Der Traum", welches er 1816 verfaßte, darin er die Geschichte dieser Liebe so tief melancholisch schildert, berechtigt zu keinem Schluß, denn er war ein Dichter, der aus dem kleinsten Erlebnis ein mächtiges Kapital von geistigem und gemütlichem Wert herauszumünzen vermochte, der jedes subjektive Erlebnis in objektiver Gestaltungskraft aufquellen ließ und den erschütterndsten Ton gerade da findet, wo sicherlich sein Selbst, als solches am wenigsten, und um so mehr sein dichterisches Selbst, beteiligt ist. Man wird annehmen können, daß dieser zweiten Liebe zu Mary Chaworth, sowie noch einigen weiteren weniger Bedeutung beizumessen ist. Ungleich tiefer scheint die Liebe zu Margareta Parker, seiner Kousine, der nach der Anschauung Jeaffresons die Lieder an „Thyrza" gelten, gegangen zu sein. Die Erinnerung an sie begleitete ihn durchs Leben. Ihr frühzeitiger Tod erfüllte ihn mit schweren Schmerzen. Die erste Neigung zu dieser Kousine fühlte er schon im Jahre 1800, zwölf und ein halb Jahr alt.

Vom Oktober 1805 bis zum Anfang des Jahres 1808 verweilte der junge Lord auf der Universität zu Cambridge. Er lebte hier als flotter Student, der sich nebenbei mit dichterischen Arbeiten beschäftigte, und veröffentlichte als solcher 1807 seine ersten Versuche, welche zum Teil die Jahreszahl 1802 tragen, unter dem Titel „Stunden der Muße" mit einer ziemlich ungeschickten Vorrede, die nicht nur in England, sondern jedem anderen Lande eine vernünftige Kunstrichterschaft hätte zum wohlwollenden Spott reizen müssen. Neben einigen recht anerkennenden Beurteilungen dieser zum großen Teil herzlich unbedeutenden, rhetorisch-frostigen Stilübungen erschien nun aber in der Januarnummer der „Edinburger Review" eine ebenso witzige wie boshafte Beurteilung der „Stunden der Muße", welche zugleich die ungeschickte, anspruchsvoll-bescheidene Vorrede Byrons ergötzlich parodierte. Soll man gerecht sein, soll man mit kühlerem Blicke die Sache betrachten, so soll man auch gestehen, daß der Beurteiler der „Edinburger Rundschau" der Sache nach recht hatte. Was Byron mit Erbitterung erfüllen mußte, war vielmehr der äußere Umstand, daß er gute Gründe hatte anzunehmen, es sei eine Intrige, welche von der Universität selbst gegen ihn ausgespielt worden war, ihn durch eine solche spöttische Kritik lächerlich zu machen, als Rache für so manches, was er dort auf dem Kerbholz unter Kameraden und Lehrern stehen hatte. Byron be-

hielt sich denn seinerseits eine ausgesuchtere Rache vor, ertränkte seine Erbitterung vorläufig in drei Flaschen „Claret“ und machte sich daran, eine schon früher begonnene bezüglich geplante litterarische Satire „Englische Barden und schottische Kritiker“ auszuführen. Unterdessen lebte er zu Newstead-Abbey und in London ein lustiges, tolles Junkerleben mit anderen Junkern, erwarb dann auf der Universität die gebräuchlichen Grade, um darauf die Hochschule sofort zu verlassen. In dieser Zeit las er viel die Poeten alter und neuer Zeit, lernte in London in überlustiger Gesellschaft von Stutzern die Nachtseiten des gesellschaftlichen Lebens kennen und stand nun, da er sich in den „Stunden der Muße“ trotz aller früheren romantischen Liebesgeschichten als ein junger Mensch von großer Naivität und Unerfahrenheit verraten hatte, in der gefährlichen Uebergangsperiode, wo es gilt, die Kenntnis von der Wirklichkeit des Lebens in seiner Nacktheit innerlich zu verarbeiten und einen Standpunkt zu gewinnen gegenüber dem Leben. Es darf bei einer Beurteilung Byrons nie vergessen werden, daß der Uebergang von einer jugendlichen Unschuld und Unerfahrenheit zu der Lage eines Mannes, der in zu kurzer Zeit zu viel erfährt beim Heraustreten in die Welt, der bald so zu sagen „alles“ weiß, was das rohe, gemeine Getriebe und Geschiebe der Welt charakterisiert, ein sehr unvermittelter, plötzlicher gewesen ist. Während der junge Goethe z. B. schon von seinen Knabenjahren an tiefe Blicke in das gesellschaftliche Leben that und sich allmählich damit innerlich auseinandersetzen konnte, derart, daß er in Dingen, welche andre erst mit vierzig Jahren lernen, schon als Zwanzigjähriger ein „erfahrener Alter“ war, der später meinte, er wundere sich, daß ihm in gewissen Dingen das Leben nicht langweilig werde, da „ihm die Erfahrung hierin gar nichts Neues bringe“, während Goethe seine ewige hohe Unbefangenheit und Jugend sich nur durch eine frühe Einbuße eines Teiles derselben erhalten hat, warf den Dichter des „Don Juan“ das Geschick aus der Enge der Schulen und der Enge des eignen Gesichtskreises, die sich in den „Stunden der Muße“ noch so unbeholfen ausspricht, plötzlich in das ausgefeimteste Lebensgetriebe verwirrter Gesellschaftsverhältnisse einer Aristokratie, die zu jener Zeit in der vollendetsten Verderbtheit stand. Weniger an seinen Dichtungen, als an seinen Tagebüchern und Gesprächen, seinem fernern Leben fühlt man, daß dieser plötzliche Uebergang ebenso die tollsten Ausschweifungen hervorbringen mußte, wie er eine gewisse plötzliche Ueberreife und Unreife zugleich bestehen ließ, welch letztere sich länger als billig erhalten hat und erst in den letzten Jahren vor seinem Tode zu weichen begann. Wenn er ja auch mit dem

feinen „Tone" des weltgewandten Aristokraten zu plaudern wußte und eine Madame de Staël später dadurch bezaubern konnte, wollte man ihn nach dieser Seite beurteilen und etwa die Gespräche mit Medwin zu Pisa und mit anderen darauf hin prüfen, man müßte erstaunen, wie wenig Inhaltsvolles und wie viel Unreifes dieser plaudernde Lord zu sagen hatte. Auch seine Tagebücher könnten ein solches Urteil nicht mildern.

Im März des Jahres 1809 erschien denn, nachdem der Dichter sich durch fleißiges Lesen Popescher Satiren für seine Absicht zu schulen gesucht, die rücksichtslose Antwort an seinen Kritiker und die englische Litteratur: „Englische Barden und schottische Kritiker". Sie erschien namenlos, aber der Name des Urhebers, der in dieser Zeit zugleich seinen Sitz im Hause der Lords eingenommen hatte, war ein öffentliches Geheimnis. Im Oktober erschien eine zweite Ausgabe, die seinen Namen trug. Das Werk machte Aufsehen genug, doch mochte so manche Feindschaft, die es ihm eintrug, eine innere Unzufriedenheit mit sich selbst, ein Gefühl, vielleicht nicht ganz im Rechte zu sein — er war vorläufig noch nicht der „große" Dichter — Ueberdruß an England, Zwistigkeiten mit seiner Mutter ihn dazu bestimmen, auf Reisen zu gehen. In einem Briefe an seine Mutter begründete er dies mit einem Satze: „Wenn wir nur unsere Nation kennen, so wissen wir von den Menschen nicht viel; nur aus Erfahrung und eigner Kenntnis, nicht nach Büchern sollte man über sie urteilen." Byron hatte letzteres bisher viel gethan, denn schon in seinen Kinderjahren hatte er mit Vorliebe Reisebeschreibungen gelesen, und er kannte, wie er schreibt, „in der Geographie durch Karten mehr Länder, als ich zu Fuß zu durchstreifen wünsche". Seine dichterische Einbildungskraft ist wesentlich durch die Geographie befruchtet worden, und wenn die meisten Biographen und Essayisten den wohlfeil-sentimentalen Satz aufstellen, die Liebe habe Lord Byron zum Dichter gemacht, so dürfte man der Wahrheit näher kommen, wenn man statt dessen den etwas nüchternen Satz aufstellt: nicht die „Liebe", sondern die Geographie und Geschichte hat Byrons dichterische Ader fließen machen.

Byron hatte die Absicht, bis nach Indien mit seinem Freunde Hobhouse die Reise auszudehnen. Er ist nicht nach Indien gekommen, sondern weilte vom Sommer 1809 bis Juli 1811 nacheinander in Portugal, Spanien, Albanien, Türkei und Griechenland und durchschwamm denn dort den Hellespont zwischen Sestos und Abydos. Diese Reise weckte die Dichterader des Lords und die überragenden poetischen Fähigkeiten, die bisher in ihm geschlummert hatten. Von Kind auf war seine Phantasie — und die Phantasie

ist es, die den Dichter macht, nicht die „Liebe" — durch das Lesen von geographischen Reisewerken in einer unbefriedigten Spannung gehalten, Geschichtswerke hatten seine Einbildungskraft bei einer außerordentlichen Belesenheit in dieser Hinsicht desgleichen mit unbestimmten Vorstellungen, Visionen erfüllt und den Dichter latent erhalten müssen. Die „Stunden der Muße" waren nicht Werke eines Dichters, sondern eines empfindsamen Nachahmers; die Satire war nicht das Werk eines Dichters, sondern eines ausgezeichneten Redners. Noch lag die bildende Phantasie wohl in einer mächtigen latenten Spannung mit den undeutlichen, abstrakteren Vorstellungen aus Reisebeschreibungen, die die Phantasie erhitzen, aber nicht nähren, gestaltlos da. In dem Augenblick, wo der junge Lord sein Vaterland verließ und seine unbefriedigte Einbildungskraft mit dem Anblick der Wirklichkeit der fremden Natur und der Geschichte in Spanien und Griechenland sättigte, ward, wie zufolge eines physikalischen Gesetzes, der latente Strom der Gestaltungskraft „frei", und dieser Vorgang psychologischer Art ward in dem eigentümlichen Dichterwerk „Childe Harolds Pilgerfahrt" niedergelegt. Der Gattung nach würde man dieses geographisch-historische Reisewerk nicht unter den Begriff poetischen Schaffens stellen können, wenn nicht jener psychologische Prozeß, daß hier eine ungeheure dichterische Kraft im angedeuteten Sinne an den Gegenständen „frei" wird, sich auslöst, sich selbst gewinnt, dem Werke den eigentlich dichterischen Wert verliehe.

Zwei Gesänge dieses Gedichtes brachte Byron als Frucht seiner Reise heim. Am 27. Februar 1812 hielt er nach der Rückkehr seine erste Rede im Oberhaus, die mit Beifall begrüßt wurde. Zwei Tage darauf erschienen die beiden ersten Gesänge des „Childe Harold." Die Empfindung des Prozesses, der hier einen Dichter gemacht hatte, übertrug sich auf das Publikum: jeder fühlte sich an diesen Reiseschilderungen selbst mit zum Dichter werden, und mit einem Schlage war der Vierundzwanzigjährige der bewundertste Dichter Englands. Der Erfolg des Werkes war außerordentlich. „Seit mehr als einem Jahrhundert," sagte Walter Scott, „hat kein Werk einen größern Effekt gemacht." — „Ich erwachte eines Morgens," sagte Lord Byron, „und sah mich berühmt."

Schon am 1. August 1812, kurz nach seiner Rückkehr, war Byrons Mutter gestorben. Er sah sich nun ohne den Halt, den das stille Bewußtsein, eine Mutter zu haben, selbst in der Ferne gewährt. Mit seinem Ruhme und der unbestreitbaren Macht seines Genies, das so plötzlich aufleuchtete, war nun zugleich die Ursache zu seiner Berüchtigtheit gegeben. Wenn edlere Naturen, wie Scott, dem jungen Dichter seine Angriffe in den „Englischen Barden" nicht

nachtrugen, so gab es andere, die nun eine Maulwurfsarbeit gegen ihn begannen, welche bei seiner ungebundenen Unbefangenheit nur zu leicht war. Im Hause der Lords hatte er sich im liberalen Sinne mit seiner Jungfernrede der revoltierenden Arbeiter angenommen, welche gegen die Webstuhlbesitzer aufgestanden waren; er hatte gegen die Bestrafung derselben Einspruch erhoben; das mußte ihn den Reaktionären von Georgs des Vierten Gnaden verdächtig machen. „Childe Harolds" erste Gesänge priesen laut die Befreiung Spaniens vom Napoleonischen Joch, und wenn Byron darin die Stimmung der Engländer traf: ein so mutiger, lauter, freiheitsbegeisterter Redner konnte nichtsdestoweniger nicht angenehm sein. Dennoch geschah es, daß der Prinz Georg, nachmaliger König Georg der Vierte, in einer Gesellschaft sich Lord Byron vorstellen ließ, daß beide sich in freundschaftlichster Weise unterhielten. Kurz vorher war ein namenloses Gedicht, „Verse an eine weinende Lady", erschienen, das seine feindliche Spitze gegen den Prinz-Regenten kehrte. Es stammte von Byron. Der Prinz aber hielt es für eine Arbeit Thomas Moores, und es wirft ein seltsames Licht auf Byron, daß er eine Einladung des Prinz-Regenten zu einer weitern Festlichkeit annahm, die dann nur zufällig unterblieb. Schon hier treffen wir gewisse unberechenbare Züge in Byrons Charakter, die seinen Feinden nur zu willkommen waren, um von ihm das Bild eines gänzlich charakterlosen Teufels und Weichlings, ja, widernatürlichen Menschen zu entwerfen, auf den dann selbst von Weiberfedern Beschuldigungen gehäuft wurden, wie sie wohl noch nie ein Mann der Oeffentlichkeit hatte hören müssen.

Byron war nicht charakterlos, aber er liebte es doch, mit seinem Charakter zu spielen, und wenn ihn ein solcher phantastischer Spieltrieb erfaßte, so wußte er nicht die feine Grenze zu wahren, die den ganzen und echten Mann zurückhält. Er hatte das zarteste Gewissen und mußte mit diesem zarten Gewissen nur zu oft in Widerspruch geraten.

Die schwierigsten psychologischen Rätsel legt er nach dieser Richtung dem teilnehmenden Beurteiler, der ihm das beste Vorurteil entgegenbringt, in der Geschichte seiner Ehe auf. Der Raum und die Absicht dieser Einleitung gestattet nicht, so lange bei diesem Punkte zu verweilen, wie eine gründliche psychologische Erörterung es verlangt. Darum hier nur das Notwendigste.

Nachdem Byron zu London als berühmter junger Dichter im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens der Aristokratie so manche Huldigung zu erdulden gehabt, geschah es, daß die Gattin eines Aristokraten, Lady Caroline Lamb, die Grille faßte, sich in den

Dichterlord, der drei Jahre jünger war als sie, zu verlieben, noch ehe sie ihn kannte, „auch wenn er so häßlich wäre wie Aesop und an seinen Fingern kaute“. Caroline Lamb war eine exzentrische Natur, sie drängte sich dem Dichter schier lästigerweise auf, der indessen darauf einging, mit ihr eine Art von platonischem Verhältnis zu unterhalten. Um nun dieses „platonische“ Verhältnis weniger auffällig zu gestalten, als es war, wurde von seiten der Mutter Carolinens gar emsig eine Heirat Byrons mit einer Verwandten Carolinens betrieben: mit Miß Anna Isabella Milbanke, der Tochter eines Sir Ralph Milbanke, von jener Seite ein recht anrüchiger Handel, dem dadurch ein würdigeres Ende von seiten Byrons gemacht worden zu sein scheint, daß er Caroline Lamb eines Tages in einem ziemlich unzweideutigen Briefe den Laufpaß gab. Es muß hier gleich erwähnt werden, daß die romantische Sage geht und wohl auch nicht nur Sage ist, Byron sei in den Jahren von 1806—1809, also vor seiner Reise nach den Ländern des Mittelmeers, stets von einer Geliebten in Mannskleidern begleitet gewesen, von der nichts weiter zunächst verlautet, als daß sie ihm außerordentlich ähnlich gewesen sei, daher er sie denn für seinen Bruder ausgegeben habe. Sie soll eine Kousine des Dichters gewesen sein. Eine Reihe von Zügen in Byrons Dichtungen „Manfred“, „Lara“, welche verwandte Situationen und Motive schildern, wie dieses abenteuerliche Verhältnis sie mit sich brachte, will die neuere englische Kritik auf diesen Umstand beziehen. Näheres darüber ist indes nicht bekannt.

Wie dem auch sei, Lord Byron hatte nun, angezogen durch so manche tüchtige Eigenschaft des Fräulein Milbanke, letzterer schon früher einen Heiratsantrag gemacht, war aber abgewiesen worden. Nach zwei Jahren, bei einer Erneuerung des Antrags, wurde er indessen erhört, und es fand im Januar 1815 die Trauung statt. Die Ehe ist im Anfang jedenfalls so glücklich gewesen, wie sie nach der Vergangenheit Lord Byrons nur irgend sein konnte. Byron hat seine Gattin sicher geliebt, sie war vernünftig genug, in gar vielen Dingen ein Auge zuzudrücken, um ihm dafür als eine verständnisvolle Freundin und Gattin auf seiner dichterischen Laufbahn innerlich nahe zu stehen. In ihrer Handschrift wurden zwei seiner Dichtungen aufgezeichnet; da sie selbst dichtete, nahm er einen ihrer Versuche sogar in seine „Hebräischen Melodien“ auf. Sie war eine außerordentlich gebildete junge Frau, die sich mit großem Takt in ihre Rolle als Gattin eines sechs- bis siebenundzwanzigjährigen jungen Mannes zu fügen wußte, der vor kurzem der angebetete „Löwe“ der Gesellschaft gewesen war und auch in der Ehe keine

Lust bezeigte, die Annehmlichkeiten einer Art von Paschawirtschaft, die er in der Türkei kennen gelernt hatte und auch theoretisch anpries, — ähnlich wie Schopenhauer — preiszugeben. Nichtsdestoweniger war Byron mit guten Vorsätzen in die Ehe getreten, die indes nicht lange währten. Es verging nicht allzulange Zeit, so wurde ein Verhältnis ruchbar, das er nebenbei mit Jane Clermont unterhielt, ein Verhältnis, das später in der Schweiz zur Geburt seiner unehelichen Tochter Allegra führte.

Wie weit Lady Byron davon Kenntnis gehabt, ist nicht ganz gewiß, jedenfalls bestehen die bestimmtesten Gründe zu der Annahme, daß dieses Verhältnis sie nicht dazu bestimmt hat, schon ein Jahr nach der Hochzeit den Gatten zu verlassen. Unterdessen gebar sie selbst dem Dichter eine Tochter und mußte erleben, daß er, der Gründe hatte, einen Sohn sehnlichst zu wünschen, seiner Enttäuschung über die Ankunft einer Tochter, die den Namen Ada erhielt, ziemlich rauhen Ausdruck gab. Was sonst vom ehelichen Leben der beiden bekannt geworden ist, trägt durchaus nur das Gepräge von Zwistigkeiten junger Eheleute, die eben des Wesens dieser Einsetzung nur durch Erfahrung innewerden können. Byron selbst sagte in solchem Sinne später, als er über die Ursachen der Trennung sprach: „Die Ursachen waren zu simpel, um leicht ausfindig gemacht werden zu können."

Indessen, die Thatsachen ergeben, daß dies Wort zum mindesten eine Luftspiegelung war. Eines Tages schied Lady Byron von ihm mit freundlichsten Abschiedsworten und reiste von London weg, um sich zu ihren Eltern zu begeben. Sie schrieb von dort noch die harmlosesten Zeilen an Byron, der nichts Schlimmes ahnte, bis plötzlich die Erklärung eintraf, sie werde nie wieder in sein Haus zurückkehren, nebst dem Antrag auf Scheidung. Byron wollte die Gründe dafür wissen. Sie wurden ihm verweigert. Die junge Frau hatte vorher zu Hause in der erschrecklichsten Stimmung sich mit dem Gedanken getragen, ihr Mann müsse aus irgend einem Grunde wahnsinnig sein; als aber der Arzt ein Gutachten vom Gegenteil ausgestellt hatte, forderte Lady Byron die Ehescheidung. Byron verweigerte sie.

Eine weitere Thatsache ist, daß der Anwalt Lady Byrons, Dr. Lushington, anfangs zur Versöhnung riet. Da begab sich die junge Frau zu ihm und teilte ihm ihren wahren Ehescheidungsgrund mit. Darauf hin änderte der Anwalt seine Ansicht derart, daß er nun seinerseits auf die Scheidung drang. Als aber der Anwalt Byrons diesen wahren Scheidungsgrund erfuhr, schickte er dem Dichter unverzüglich sein Honorar zurück. Man kann nicht

annehmen, daß verständige Rechtsanwälte so gehandelt hätten, wenn nicht in der That gegen Byron irgend ein mächtiger Rechtsgrund vorgelegen hätte. Byron blieb nichts anderes übrig, als in die Scheidung zu willigen, mit Schmerz, Zorn, Rachsucht im Herzen, mit dem Bewußtsein einer schweren Schuld, das er öffentlich denn auch eingestanden hat, zugleich aber mit dem ganzen demütigenden Gefühle, nun fortan sein Lebenlang — Komödie spielen zu müssen.

Es ist nicht bekannt, welches die Scheidungsgründe waren, aber eine psychologische Thatsache, die zugleich sehr begreiflich ist, bleibt, daß Byron von nun an den sittlichen Makel an sich hat, sein besseres Selbst, welches zugleich sein dichterisches Selbst war, zum traurigsten Komödienspiel mit seinen hohen Gaben mißbraucht zu haben. Wohl begreifen, fühlen wir, wie es kommen konnte, daß sein verkränktes Gemüt nun herrlichste dichterische Ergüsse wie den „Traum" dazu mißbrauchte, vor der Welt ein verwirrendes Taschenspiel aufzuführen, aber wenn wir ihm alles verzeihen, nicht zu verzeihen ist es, daß er die Dichtung zu einem mystifizierenden Spiele mißbrauchte, ganz abgesehen davon, daß er nicht davor zurückgeschreckt hat, seine Gattin, die er doch noch immer zu lieben vorgab, im „Don Juan" und anderweit in der unmännlichsten Weise zu verhöhnen. Er hatte den Mann in sich verloren und hat ihn erst in Griechenland und dem Kampfe für die Freiheit dieses Volks wieder gefunden.

Erwägen müssen wir allerdings, daß er erst sieben- bis achtundzwanzig Jahre zählte, als er geschieden ward, erwägen, daß ein ethisches und intellektuelles Ausreifen ihm nicht beschieden war, und daß unter dem Gesichtspunkte einer solchen Unreife manches verständlicher und damit entschuldbarer wird. Man begreift, daß eine Ehescheidungsgeschichte in so jungen Jahren, die zudem zum Gegenstande der Klatschsucht von ganz Europa und Amerika wurde, in der That eine zerrüttende Wirkung auf den Mann ausüben mußte, so daß er nicht mehr recht wußte, was er that. Muß man doch staunen, daß seine dichterische Kraft, statt dadurch gebrochen zu werden, von Jahr zu Jahr sich steigern konnte und zu einer phänomenalen Intensität anwuchs!

Welches waren nun jene geheimnisvollen Gründe der Scheidung? Der schlimmste, den man Lady Byron untergeschoben hat, ist der, Byron habe mit seiner Schwester Augusta Leigh in blutschänderischem Umgang gelebt. Wenn ein Mann wie Byron in gewissen Dingen die männliche und ethische Haltung verloren hat, so wirkt das ansteckend. Die Amerikanerin H. Beecher-Stowe gab im Jahre 1870 ein Buch heraus, welches das Gegenspiel zu Byrons

eigenem komödiantenhaften Verhalten ist. Man kann kaum etwas Nichtswürdigeres lesen, als dieses durch und durch sophistische Buch „Lady Byron Vindicated", sophistisch um so mehr, je mehr die Amerikanerin in gutem Glauben gehandelt haben mag. Die Art, wie hier eine Frau den Beweis für eine Widernatürlichkeit zu erbringen sucht, ist auch psychologisch eine so widernatürliche Erscheinung, daß man jedermann, der sich davon überzeugen will, Byron könne niemals das betreffende Verbrechen begangen haben, nur raten muß, jenes Buch zu lesen. Daß Lady Byron zuletzt selbst an eine solche Schuld glaubte, ist allerdings Thatsache, doch haben Karl Elzes, Jeaffresons u. a. Untersuchungen hinlänglich diesen Punkt erledigt, so daß man füglich mit dem Hinweis auf sie über diese Sache hinweggehen kann.

Eine andere Vermutung wäre irgend eine Widernatürlichkeit Byrons als Ehemann. Kein Wort darüber!

Einen interessanten Grund der Ehescheidung stellt die Ansicht eines jüngern deutschen Schriftstellers, Karl Bleibtreus, auf.*) Wir haben Gründe, bis nicht irgendwelche andere beweiskräftige Ansichten vorgebracht sind, oder die Veröffentlichung der „Broughton-Papers" im „British-Museum" — Byrons vertrautester Freund Hobhouse, später Lord Broughton, hat Denkwürdigkeiten unter Siegel hinterlassen, von denen man manche Aufklärung hofft — ein besseres Licht verbreitet, uns der Ansicht Karl Bleibtreus zwar nicht anzuschließen, aber sie vor allen Erklärungen als diejenige zu bezeichnen, welche zur psychologischen Erklärung von Byrons Verhalten und dem seiner Gattin die hellsten Schlaglichter hergibt. Der Sinn der Bleibtreuschen Untersuchung, den der Verfasser aus Gründen privater Natur nur zwischen den Zeilen herauslesen läßt, ist kurz der: Lord Byron habe in einer Doppelehe gelebt. Jene Geliebte in Männerkleidern, eine Kousine des Dichters, sei heimlich, noch vor seiner Ehe mit Lady Byron, mit dem Lord vermählt gewesen. Dieser Ehe seien zwei Kinder entsprossen, eine Tochter, welche in der Obhut von Byrons Schwester unter dem Namen Medora Leigh aufgewachsen ist, und ein Sohn, der Sohn, an welchen Byron das schöne Gedicht „To my son" in den „Occasional Pieces" gerichtet hat, das im Jahre 1807 gedichtet und 1830 zuerst bekannt wurde. Byron habe dann seit seiner Verheiratung mit Frl. Milbanke in einer thatsächlichen Doppelehe gelebt. Da aber nach englischem Gesetz in einem solchen Falle Lady Byron nichts anderes als ihres

*) Der wahre Byron. Eine psychologische Studie von Karl Bleibtreu. (Im Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes. 53. Jahrgang. Nr. 16, 17, 18.

Gemahles Maitresse und ihre legitime Tochter Ada illegitim gewesen wäre, so habe sie alle Ursache gehabt, den wahren Grund ihrer Scheidung nie zu verraten, außer an die Anwälte. Daß ihr Benehmen dadurch hinlänglich erklärt ist, wird bei näherer Verfolgung der Ansicht zweifellos; Byrons Benehmen ist nicht minder aufgeklärt, so manche dunkle Stelle in „Manfred", „Lara", in den Liedern an „Thyrza" erfährt durch den Gedanken an jene Mutter seiner ersten Kinder, an der er so schwer gesündigt hatte, die, von ihm moralisch getötet, starb, eine sehr verständliche, psychologische Begründung; und all das läßt die Bleibtreusche Vermutung — die vielleicht nicht einmal eine Vermutung ist, sondern auf authentischen Mitteilungen beruhen soll — außerordentlich ansprechend erscheinen. Der Umstand, daß diese erste Gattin zugleich eine Kousine gewesen ist, die dem Dichter persönlich ähnlich war, erklärte denn auch unter englischer Gesetzgebung manches andere im Verhalten des Dichters, erklärte das so frevelhaft mißdeutete Motiv von Manfreds „Astarte", und wie es kommen mochte, daß später daraus die Vermutung entstehen konnte, Byron habe mit seiner Schwester Augusta in einem widernatürlichen Verhältnis gestanden.

So viel von dieser Sache. Byron hatte in den Jahren vor und während seiner Ehe eine Reihe seiner schönsten Dichtungen verfaßt und erscheinen lassen. Die Satire „The Waltz" folgte auf „Die Haroldsgesänge". Mit der poetischen Erzählung „The Giaour" betrat er ein neues Gebiet, das der poetischen Erzählung, welches die ganze Fülle seines gestaltenden Talents aufdeckte. Die „Braut von Abydos", der „Korsar", die „Ode an Napoleon", „Lara", die „Hebräischen Melodien", die „Belagerung von Korinth", „Parisina" folgten rasch aufeinander und standen den „Haroldsgesängen" an durchschlagendem Erfolg nicht nach. Nach der ehelichen Katastrophe erhob sich indessen ein solcher Sturm der Entrüstung wider den Lord, daß er, nach Moores Darstellung, fühlte, es sei unmöglich, den Haß und die Verfolgungen zu hemmen, die von allen Seiten auf ihn hereinbrachen. Es kam dazu, daß seine Vermögensverhältnisse sehr zerrüttet waren, wobei ihn nur die großen Einkünfte aus seinen Schriften einigermaßen über Wasser halten konnten. Er verkaufte sein Erbgut Newstead-Abbey und verließ am 25. April 1816 England von Dover aus, um zeit seines Lebens nicht wieder dahin zurückzukehren. Noch sei erwähnt, daß er in jenen Jahren zu London die Stelle eines litterarischen Teilhabers, eines Dramaturgen am Dury-Lane-Theater bekleidet hatte, die gleichfalls nicht dazu gewirkt hatte, die Zahl seiner Feinde zu vermindern. Er

las die eingereichten Stücke, und selbst ohne rechte, klare Begriffe vom Wesen der dramatischen Kunst, scheint er hier manchen Mißgriff begangen zu haben.

Den folgenden Teil seines Lebens dürfen wir in aller Eile durchlaufend behandeln. Er legt uns in keiner Weise neue psychologische Rätsel auf, sondern enthält die folgerichtige, wenig erquickliche Entwickelung der gegebenen Momente. Nach der Richtung des Verkehrs mit dem weiblichen Geschlecht hatte Byron jeden innern Maßstab verloren, und so viele edle, gute und schöne Züge sein Leben in jeder andern Hinsicht entfaltet, in dieser Beziehung scheint er sich als unter keinem Gesetz stehend betrachtet zu haben. Er fühlte sich als ein in der Ehe Geächteter, als ein im Verhältnis zum Weibe überhaupt Geächteter und handelte danach. Er fühlte sich vogelfrei, selbst als Kavalier und Mann des Taktes, und ein innerer, stiller Cynismus, eine tiefe, schier apathische Frivolität gegenüber den Frauen, erklärt allein sein Verhalten.

Er war kaum von England fort, so traf er mit Jane Clermont zusammen, welche ihm auf einem andern Wege folgte, damit seine Frau daheim keine Ursache zum Argwohn habe. Er ging rheinaufwärts nach der Schweiz, begab sich an den Genfer See, wo er die Villa Diodati bewohnte und in dem Dichter und Landsmann Shelley einen treuen Freund gewann. Es wurde von hier und Italien aus noch mancher Versuch zur Aussöhnung mit seiner Frau gemacht, doch wenn die Sache selbst nicht an sich unmöglich gewesen wäre, so hätte Byrons Komödienspiel, das er unterdessen mit Jane Clermont und später mit andern Geliebten und Maitressen zur Täuschung seiner Frau betrieb, jede Vereinigung wieder unmöglich gemacht. All das bietet ein so unerquickliches Schauspiel, daß wir darüber mit Schweigen hinweggehen können. Byron erscheint als ein Mann, der sich kindisch, niedrig und weibisch zugleich benimmt und wie Goethes „Tasso" ganz das Opfer der Poetenkrankheiten ist. Es ist nötig, daran zu erinnern, daß Byrons Vater denselben Lebensgang oder doch einen verwandten nach dieser Richtung hatte. Man begreift so einzig, wie ein Mann von dem mächtigen ethischen Gefühle, das in Byrons Dichtungen lebt, sich mit sich selbst innerlich abfinden konnte gegenüber einem solchen Leben, das selbst ein so weltkundiger und humaner Biograph wie Jeaffreson mit dem Namen „Depravation" bezeichnen muß. Den Sittenrichter zu machen, kann nie die Aufgabe auch unseres einleitenden Versuchs sein. Wir haben nur zu erklären: Byron mochte den Fluch über sich fühlen, in seinem Leben seinen eigenen Vater entweder verachten zu müssen oder durch dieses selbe Leben sich und seinen Vater lieben zu können.

Der sittlich-psychologische Vorgang ist alltäglich genug, um von jedem verstanden zu werden, ist bei einem Aristokraten, dessen Stolz auf seine Vorfahren zugleich der sittliche Maßstab seines Lebens zu sein pflegt, vollends einleuchtend. Des weiteren dürfte von Byron eine psychologische Thatsache gelten, auch wenn sie nie von einem andern Dichter gelten würde: Byrons so stark subjektive Dichtung enthält einen solchen machtvollen Ueberschuß von sittlichen Gemütskräften, und diese ethisch-subjektive Produktión ist eine so gedrängte, daß man wohl sagen kann, der junge Dichter, der eine nie dagewesene Produktionskraft entfaltete, habe sein sittliches Selbst in seinen Dichtungen erschöpft, verbraucht, derart, daß sein Gemüt dann dem wirklichen Leben gegenüber gewissermaßen brach liegen mußte. Auch die sittlichen Kräfte des Menschen unterliegen dem Gesetz, dem jede Kraft unterliegt, und wir wiederholen, der Dichter des „Manfred", „Kain", „Childe Harold", „Sardanapal" zeigt sich allerwegen von einem so hohen Ethos beseelt, der Dichter des „Manfred" empfand die furchtbare Sprache des Gewissens mit solcher elementaren Gewalt, wie sie nur ein Shakespeare oder der Dichter von Gretchens Kerkerszene in gleicher Weise beherrschte; der Dichter des „Traum" schöpfte so dämonisch und furchtlos aus jenen sittlichen Tiefen der Menschenseele, welche die Wurzel unseres Selbst bilden, daß er bei der verschwenderischen Fülle seiner dichterischen Aufregung sich notgedrungen auch als Mensch und ethische Erscheinung an seiner Dichtung erschöpfen mußte. Mit Thränen und bitterem Weh hat er das „Fare thee well" an seine Frau geschrieben, mit Thränen so manches andere Gedicht. Aber damit scheinen regelmäßig seine Gemütskräfte erschöpft gewesen zu sein, und für das, was weiter geschah, hatte er dann keinen sittlichen Maßstab mehr. Er empfand nicht, daß die Veröffentlichung des „Fare thee well" für die Frau, der es galt, eine tödliche Beleidigung sein mußte, er zeigte sich innerlich abgestumpft nach so mancher anderen Richtung. So konnte es kommen, daß Hobhouse, der sich nach Byrons Tode einst im Parlament erhob, zur Verteidigung seines Freundes mit den Worten: „Mein Freund hatte viele Fehler, aber keine Laster, und seine Tugenden waren alle vom höchsten Rang," doch zu anderer Zeit die krankhafte „Selbstsucht" Byrons nicht verschweigen konnte. Daß Byrons Tugenden alle „vom höchsten Rang" waren, ist ein schönes und wahres Wort; was seine Selbstsucht anlangt, so ist sie keine handelnde gewesen, sondern die Selbstsucht sittlicher Abgespanntheit, welche ihre sittlichen Kräfte nach anderer Richtung allzusehr erschöpft hat.

Von der Schweiz, wo der „Gefangene von Chillon", „Finsternis" entstand und „Manfred" begonnen wurde, ging Byron nach Venedig, wo er den Winter verbrachte. Im Frühjahr 1817 ging er nach Ferrara und Rom, immer in dichterischer Thätigkeit, und kehrte nach Venedig zurück, um hier ein wahnsinnig orgiastisches Leben zu führen und bei alledem den hochherrlichen letzten Gesang von „Childe Harold", „Beppo", „Mazeppa" u. a. zu dichten und seinen „Don Juan" zu beginnen, dessen gelegentliche Weiterdichtung und Herausgabe in einzelnen Gesängen ihn so lange beschäftigte, bis der Tod ihn von der Vollendung des Werks wegriß. Am Kanale Grande hatte er zu Venedig sich einen regelrechten Harem eingerichtet, der dann die Ursache zu manchem übertriebenen Skandal ward. Seine Liebschaften mit Frauen und Mädchen aus den niederen venezianischen Volksklassen, wie Marianna Segati u. a., können wir füglich übergehen, und bei alledem darf nur das eine bemerkt werden, daß ein Grund für die Annahme besteht, die thatsächlichen Ausschweifungen Byrons können nicht allzu übermäßig gewesen sein, und er habe sich statt dessen mehr in einem tollen Skandal, der an seinen Liebesgeschichten hing, gefallen: eben die unverminderte Schöpferkraft und die Eindringlichkeit seiner Phantasie, die sich nicht verminderte, sondern mehrte. Wenn nun auch allerhand Ausschweifungen die Schaffenskraft an sich zunächst nicht hindern bei kräftigen Naturen, so geben sie doch der Art der Phantasiebewegung und angeschauten Deutlichkeit, ihrer Eindringlichkeit ein gar eigenes Gepräge, das der Psycholog oft mit psychiatrischer Sicherheit zu spüren imstande ist; Byrons Phantasie erleidet indessen auch nicht die leiseste Lähmung, und er bleibt denn auch hier ein wunderliches Rätsel, wenn man nicht annehmen darf, seine Orgien seien bei weitem mehr gesellschaftliche Skandalosa als etwas anderes gewesen. Seine Lebensweise war freilich merkwürdig genug. Biskuit war seine Lieblingsspeise, Kartoffeln mit Essig, Sodawasser nährten ihn. Jede solidere Speise, Fleisch, Fisch ꝛc. lehnte er ab und suchte sich dann in seiner italienischen Zeit, um sein Fetterwerden zu verhindern, zur Magerkeit auszuhungern, was ihm denn auch sattsam gelang.

Im Jahre 1820 übersiedelte er nach Ravenna und verlebte denn hier mit seiner Freundin, Gräfin Theresa Guiccioli, endlich besonnenere Zeiten. Er hatte sich am venezianischen tollen Leben übersättigt, eine Krankheit, die ihn dort wegzuraffen drohte, Malaria, und anderes waren dazu gekommen, und seit er die junge Gräfin, die an einen Greis verheiratet war, kennen gelernt hatte und ihren Cicisbeo abgab, kam er allmählich mehr zu sich selbst. Dieses Ver-

hältnis, welches zu einer Scheidung Theresas von ihrem Gatten führte, ist früher zumeist als ein hochideales gepriesen worden, und man feierte Theresa als die „Muse" des Dichters, welche an seiner geistigen Thätigkeit innigsten Anteil genommen habe. Leider haben neuere Forschungen dem Verhältnis diesen zarten Schmelz abgestreift, und wäre es nach der geistigen Richtung auch nur durch die Thatsache, daß Theresa kein Englisch verstand und die geistige Anteilnahme daher gewiß nur eine äußere sein konnte und eben nicht zu jener innigen Vertrautheit der Geister gelangte, welche allein die Sprache geben kann. Weitere Schöpfungen reihten sich hier in ununterbrochener Folge an die früheren Veröffentlichungen. Die Anteilnahme an den Plänen der Karbonari von seiten Byrons und der Grafen Gamba, Vater und Bruder Theresas, zwangen ihn, von Ravenna nach Pisa zu gehen. Hier war es, wo Byrons großer dichterischer Freund Shelley seinen Tod bei einer Fahrt im Meere fand und sein Leichnam am Ufer des Meeres verbrannt wurde. Byron ließ die Asche des Dichters zu Rom bei der Pyramide des Cestius bestatten. Noch von Pisa aus korrespondierte Byron mit seiner Gemahlin in England. Hier verlor er seine Tochter Allegra im Alter von fünf Jahren und drei Monaten. Er ließ die Leiche nach England bringen. Im selben Jahre 1822 feierte er zu Genua den Geburtstag seiner Tochter Ada durch einen Geburtstagsschmaus, bestehend aus „Hammelkoteletts und einer Flasche Ale", wie er an seinen Verleger Murray schrieb. Nach Genua war ihm auch Theresa Guiccioli gefolgt. Indessen erkaltete sein Verhältnis zu ihr, und unter den Gründen, welche ihn bewogen, Italien zu verlassen und sich der Sache der Befreiung des griechischen Volkes zu weihen, findet sich freilich auch der, sich der ihm lästig gewordenen Liebschaft mit der jungen geschiedenen Frau zu entziehen, die ihm schon früher in einem Briefe an Thomas Moore die Aeußerung entlockt hatte (Ravenna, 19. September 1821): „Es ist ein schreckliches Verhängnis, diese Liebe, und hindert einen in allen Plänen, wo Ehre und Ruhm auf dem Spiele stehen."

Ehre und Ruhm, Vergessenheit und neue Anregung zu gewinnen, begeistert für die Freiheitssache Griechenlands, raffte der Lord seine Vermögensmittel zusammen und verließ am 14. Juli 1823 Italien, um sich nach Griechenland zu begeben. Freunde und sein Diener Fletcher, welcher noch an seinem Totenbette stand, begleiteten ihn. Seine Tage waren gezählt. Die Ahnung eines frühen Todes hatte er schon öfter ausgesprochen. In Griechenland stellte er auf eigene Kosten eine Brigade Sulioten. Man übertrug ihm den Befehl über die gegen Lepanto bestimmten Truppen. Er

schrieb einem griechischen Freunde: „Mich selbst an Ihrer Seite und vor Ihren Augen für die Freiheit Griechenlands kämpfend zu wissen, wird mir stets das glücklichste Gefühl meines Lebens sein." Er zeichnete sich durch eine außerordentliche, wahrhaftige Humanität aus, erbat sich von den Griechen die Freilassung von 28 türkischen Gefangenen, die er nach Patras und Prevesa schickte. Die Griechen standen begeistert zu ihm. Man hoffte von seiner Anteilnahme am Kampfe das Höchste. Die Unternehmung wider Lepanto indessen verzögerte sich. Byron lebte in fieberhafter Erregung, und eine Erkältung brachte ihm einen unerwarteten Tod. Er starb an einer Gehirnentzündung, in seinen letzten Phantasien noch dunkle, geheimnisvolle Worte über seine Kinder, seine Frau und wohl auch über die unaufgeklärte Schuld seines Lebens auf den Lippen.

Sein Tod erregte die tiefste Trauer der Griechen. Man sagt, er habe sich mit der Idee einer Präsidentschaft oder eines Königtums im befreiten Griechenland getragen, und es sei unter den Griechen die Absicht bestanden, sie ihm anzutragen. Die provisorische Regierung Westgriechenlands, der Fürst Alexander Maurokordatos erließ folgende Proklamation:

„Der heutige Tag der Freude und Festlichkeit ist ein Tag der Sorge und Trauer geworden. Lord Noel Byron schied aus diesem Leben, gestern abend um sechs Uhr, nach einer Krankheit von zehn Tagen; ein hitziges Fieber führte seinen Tod herbei. Die Wirkung der Krankheit Seiner Lordschaft auf die öffentliche Stimmung war so groß, daß alle Stände die Osterlustbarkeiten vergessen hatten, noch ehe das traurige Ereignis eintrat.

„Der Verlust des berühmten Mannes ist unzweifelhaft der Gegenstand der Klage für ganz Griechenland — um wie viel mehr für Missolunghi, wo sein Edelmut sich so herrlich offenbarte, wo er Bürgerrecht erworben hatte und fest entschlossen war, an allen Gefahren des Krieges teilzunehmen.

„Jedermann weiß, wie wohlthätig Seine Lordschaft gewirkt, und sein Name wird stets mit dem Rufe begrüßt werden ‚Unser Wohlthäter'. Vorbehaltlich nunmehr der endgültigen Bestimmungen der Nationalregierung und kraft der Gewalt, mit der dieselbe mich bekleidet hat, verordne ich hiermit:

„Erstens: Morgens bei Tagesanbruch feuert die große Batterie 37 Schüsse von Minute zu Minute ab, gleich der Zahl der Lebensjahre des großen Toten.

„Zweitens: Alle Behörden, selbst die Gerichte, bleiben an drei aufeinander folgenden Tagen geschlossen.

„Drittens: Alle Verkaufsläden mit Ausnahme derer für Lebensmittel und Arzneien bleiben ebenfalls geschlossen, und wir befehlen aufs strengste, daß jede öffentliche Lustbarkeit und jede Festlichkeit während der Ostern unterbleibt.

„Viertens: Es tritt eine allgemeine Trauer von 27 Tagen ein.

„Fünftens: Gebete und Totengottesdienst haben in allen Kirchen stattzufinden. — Fürst Alexander Maurokordatos. Gegeben zu Missolunghi, am 19. April (Ostermorgen) 1824.“ *) — —

Die Griechen feierten in Liedern den großen Toten. Man schlug vor, seine Ueberreste sollten im Tempel des Theseus oder im Parthenon zu Athen beigesetzt werden. Aber die Engländer in Griechenland drangen darauf, daß der Leichnam, der nach Zante gebracht worden war, nach England geschafft werde, um in der Westminster-Abtei beigesetzt zu werden. Sie ahnten nicht, daß der Dekan derselben ein Grab in diesem Pantheon der Engländer verweigern werde. Byrons irdische Ueberreste ruhen in der Kirche des Dorfes Hucknell. — —

Schon im Jahre 1820 hatte Goethe eine Anzeige von Byrons „Don Juan“ nebst einer Uebersetzungsprobe der ersten Strophen veröffentlicht. Er hatte „Don Juan“ „ein grenzenlos geniales Werk“ genannt. Er hatte — in der irrtümlichen Vermutung, sein „Faust“ habe Byrons „Manfred“ beeinflußt — dieses Werk desgleichen mit Bewunderung beurteilt. Grüße zwischen ihm und Byron waren durch Reisende gewechselt worden; Byron hatte dem deutschen Dichter seinen „Sardanapal“ und „Werner“ gewidmet. Im Jahre 1824 äußerte Goethe sich mit gesteigerter Bewunderung über Byrons dramatisches Mysterium „Kain“; er sagte in seiner Ankündigung: „Der über alle Begriffe das Vergangene sowohl als das Gegenwärtige und, in Gefolg dessen, auch das Zukünftige mit glühendem Geistesblick durchdringende Dichter hat seinem unbegrenzten Talent neue Regionen erobert; was er aber in denselben wirken werde, ist von keinem menschlichen Wesen vorauszusehen.“ Endlich berichtete Goethe in demselben Jahre noch in einem kurzen Aufsatz über sein „Lebensverhältnis zu Byron“, und daß er im zweiten Teile seines „Faust“ in der Gestalt des „Euphorion“, welcher der Verbindung der „klassischen“ Helena und des romantisch-mittelalterlichen „Faust“ entspringt, Lord Byron ein Denkmal seiner Bewunderung setzte, ist ja jedermann bekannt.

Wie hier der Lord als ein fabelhaft phantastisches, unberechen-

---

*) Wir teilen diese Proklamation, deren Original sich in „Medwins Gesprächen mit Lord Byron“ findet, nach Eduard Engels Uebersetzung mit.

bares Wesen erscheint, so scheint er vor der Phantasie des greisen deutschen Dichters auch im Leben und Schaffen gestanden zu haben. Mit geheimnisvollem Schauder berichtet Goethe die Sage von einem Morde, den Byron in Florenz begangen haben soll an dem Gemahl einer Frau, die Byron liebte, und welche vom Gatten aus Eifersucht getötet ward. Goethe fand dieses „märchenhafte Ereignis" durch „unzählige Anspielungen" in Byrons Gedichten „vollkommen wahrscheinlich". Er kannte nicht die Neigung Byrons zur Mystifikation, und wie er vor der dichterischen Arbeit des Lords als vor einem unfaßbaren Rätsel stand, so konnte er in der Beurteilung dessen, was man ihm vom Leben des Lords hinterbrachte, nicht nur, sondern auch in seiner Bewunderung des Dichters schier jeglichen Maßstab verlieren.

Kein Wunder, daß, wenn der größte deutsche Dichter sich in einer märchenhaften Bewunderung des märchenhaften Engländers verlor, es zu einer Art von Glaubenssatzung werden konnte, daß Byron um jeden Preis urteilslos zu genießen, zu bewundern, nachzuahmen sei. Je mehr ein Teil der englischen Zeitungsrichter den Dichter aus Gründen verdammte, die mit der Dichtung und Kunst auch nicht den entferntesten Zusammenhang hatten, desto mehr bildete sich, nicht zum wenigsten in Deutschland unter den Ausblicken der Goetheschen Anerkennung, eine übermäßige Bewunderung der Byronschen Art heraus, die mit dem Wesen der Poesie und Kunst fast noch weniger Zusammenhang hatte, als jene Verdammung des Dichters. Es ist zu natürlich und zu begreiflich, daß dann in den letzten Jahrzehnten ein Rückschlag eintreten mußte. Wenn Byron bei Lebzeiten mehr gelesen ward als irgend ein Dichter, besonders in seiner Heimat, so nahm in der letzten Zeit in England und Deutschland seine Volkstümlichkeit mit reißender Schnelligkeit ab. Shakespeare verdrängte ihn im englischen Publikum zusehends; in Deutschland hat die Wirkung der Goetheschen dichterischen Lebensarbeit vielen den Byronschen Geist ungenießbar gemacht, und im Interesse der außerordentlichen poetischen Kräfte, welche in Byron lebendig sind, müßte eine ästhetische Sichtung seiner dichterischen Methode, eine Analyse der verschiedenartigen Elemente, welche seine Werke enthalten, Pflicht derer sein, welche, trotz der Teilnahmlosigkeit der Zeit, die weltbewegende Bedeutung Byrons zu würdigen wissen. Je mehr man sich darüber klar wird, was an dieser Lebensarbeit Tageserscheinung war, was anderen Rücksichten als poetischen entsprang, was andere Wirkungen that, als die rein dichterischen sind, desto mehr wird man imstande sein, ganz und voll Byron da

zu genießen, wo er in der Geschichte der Weltlitteratur so groß und einzig und dauerbar dasteht, wie nur irgend einer jener höchsten Geister der Menschheit.

Nur in Andeutungen können wir dieser Einleitung zur Neuausgabe seiner Werke einige Beobachtungen anfügen, welche vielleicht zu einem solchen Zwecke dienlich sind.

Byron bietet das höchst eigentümliche, ästhetisch und psychologisch höchst merkwürdige Schauspiel einer Natur, die aus einer schier gänzlich undichterischen Anlage heraus sich — nicht durch Theorie, nicht durch ästhetische Schulung — allein durch die spontane Steigerung ihrer Phantasie und Lebenskräfte zum Dichter entwickelt. Wenn von irgend einem Dichter es je galt, er sei ein „geborener Dichter" gewesen, so gilt dieses Wort sicher nicht von Lord Byron. Wohl war unser Goethe ein „geborener" Dichter, und seine frühesten jugendlichen Liebeslieder zeigen schon jene lebensvolle Methodik lyrischer Darstellung, welche die Elemente der poetischen Funktion enthält. Ein solcher „geborener" Dichter war der Schotte Robert Burns, und gar mancher andere bedeutende wie unbedeutend gebliebene Dichter zeigt sich wie von eingeborener Natur aus zu jener anschaulichen Denkweise, jener gestaltungskräftigen Gefühlsart organisiert, welcher die eigentlichen Werke der Dichtkunst entspringen. In allen rhetorisch verschnörkelten Formen, in allem Zopf, welchen ihm der äußere Zeitgeschmack aufzwang, zeigt doch auch gerade Shakespeare in seinen Jugendwerken schon jenen einfach bildenden, echt dichterischen Natursinn und jene unmittelbare, rein poetische Veranlagung eines besonderlich-schöpferischen Triebes, eines schöpferischen Triebes, der am allermeisten gerade in der lyrischen Dichtungsart den echten Poeten kennzeichnet. So wird bei Goethe jedes Liedchen, das „Selbsterlebtes" schildert, doch in einem unmittelbaren, bildenden Schöpferdrange geschaffen.

Nicht so erscheint in Lord Byron die ursprüngliche Veranlagung. Prüft man die Masse der Byronschen Dichtung auf ihren dichterischen Gehalt, so stellt sich ein großer Teil seiner Werke nicht so sehr als das Ergebnis eines schöpferischen, denn eines starken, mächtigen rednerischen Triebes dar. Nicht daß man, was wir Rhetorik nennen, mit dem verwechsele, was wir hier unter einem rednerischen Triebe verstehen! Jene Rhetorik der Tropen und Metaphern, welche einen Teil der deutschen Litteratur so unerträglich macht, welche in der Sprache Shakespeares, besonders in den Jugendwerken, wunderliche Verknüpfungen der Anschauung hervorbringt, die man in ihrer übertriebenen Erscheinung mit „Schwulst" bezeichnet, jene Rhetorik besteht bei Byron fast gar nicht. Goethe,

dessen poetisches Streben nicht zum geringsten darin bestand, die Deutschen aus einer solchen undeutlichen, anschauungslosen Rhetorik heraus zur Natur und Deutlichkeit zu führen, mochte wohl deshalb auch gerade Byrons reine, unzweideutige, unrhetorische Sprache besonders bewundern. Nicht also eine geschmacklose Verzopfung der Sprache versteht man darunter, wenn man von einem rednerischen Triebe bei Byron spricht, der den schöpferischen zurückdrängt. Was den öffentlichen Redner und Sprecher macht, der coram publico zu einem prosaisch-praktischen Zweck, und sei's auch der Zweck zu begeistern, zu strafen, zu verdammen, zu predigen, auftritt und zur Erreichung seines Zweckes sich gewisser psychologischer Mittel der Rede bedient: was den Redner macht, der in seiner Darstellung sich nicht recht eigentlich schöpferisch ausgestaltend um der Darstellung willen verhält, sondern die Darstellung nur zu Hilfe ruft, damit sie ihm diene, den psychologischen Effekt seiner Worte zu heben: was in Gesetzen der geistigen Kraftverteilung, Steigerung und was ihn zufolgedessen überhaupt in seiner ganzen Denkweise, in der Art seiner Ideenverbindung kennzeichnet: das alles sehen wir in einem Teile der Byronschen Werke fast ausschließlich als die Ursache seiner Eingebung. In anderen Arbeiten erscheint das rednerische Element untermischt mit poetischen Anflügen, ja, ein Werk wie „Childe Harold" stellt in Sprache und Komposition recht eigentlich den Kampf zwischen dem Redner, der, statt im englischen Parlament zu stehen und dort an den Debatten teilzunehmen, das Publikum Europas sich als Zuhörer ausersah, und dem schaffenden Dichter dar. Je mehr dann Lord Byron, indem er sich an der Gattung der poetischen Erzählung zu eigentlicher Darstellung schulte, genötigt war, auch gestaltend zu verfahren, desto mehr legte er die rhapsodisch-rednerische Manier ab, nach der er noch den „Giaur" behandelte. Dazwischen brach sich das dichterische Element in der eigentlichen Lyrik immer selbständiger Bahn, und in den „Hebräischen Melodien" erscheint der schöpferische Dichter schon auf der Höhe seiner reinpoetischen Kraft. Mit dem Augenblick, wo sich dann der Dichter dem Drama bezüglich der dialogischen Darstellungsform zuwendet, verschwindet notgedrungen das Rednerische immer mehr, und in Werken wie „Manfred", „Sardanapal", besonders „Kain" leistet dann der Dichter sein Höchstes nicht nur in rein dichterischer Darstellung, sondern vor allem in dichterischer Motivierung. Die Art der Motivierung aber ist es, die nicht zum geringsten den schöpferischen Dichtergeist vom Redner unterscheidet. Während, wie wir sehen werden, noch in so mancher seiner früheren poetischen Erzählungen Byron auch nur einfach rednerisch motiviert, rein äußerlich,

so erweist er sich, nachdem in ihm der Dichter gesiegt hat, gerade nach der Seite der motivierenden Kunst in „Sardanapal", „Himmel und Erde" und „Kain", dem tiefsinnigsten Meisterstück, an dichterischer Verquickung der treibenden Ursachen und Wirkungen vor allem bewundernswürdig. Was von rednerischen Kräften noch in ihm war, wird unterdessen zum Teil durch den lebendigeren Humor der Darstellung aufgebraucht, der in späterer Zeit über ihn kommt, und in den epischen Werken „Beppo" und „Don Juan" bildet sich aus dem Widerstreit dichterischer und rednerischer Kräfte denn eine neue Art humoristisch-gewandter Darstellung, die wir als so einzig und berechtigt werden gelten lassen müssen, wie wir es von der schneidigen humoristischen Vortragsweise „Tristram Shandys" gethan.

Im Eingang führten wir Byrons Aeußerung an, wonach er meinte, daß er, Scott, Southey, Wordsworth u. a. „alle einem innerlich falschen, revolutionären System folgten, das keinen Dreier wert" sei. Als Seitenstück zu dieser Aeußerung darf man die Thatsache erwähnen, daß Byron zeit seines Lebens die „Englischen Barden und schottischen Kritiker" — trotz manches Ausspruchs, welcher das Werkchen verleugnete — für seine beste Arbeit hielt, daß er desgleichen den „Noten zum Horaz" eine schier komische Wichtigkeit beilegte. Nicht nur in dem Streit mit Bowles über Pope, auch an so mancher anderen Stelle spricht Byron eine ungeheuchelte Vorliebe für Pope aus, und er weiß diese Vorliebe mit guten Gründen zu erhärten. Gerade diese Gründe aber sind nicht poetische, sondern Gründe der Bewunderung gleicher Eigenschaften, welche Byron mit Pope teilt — eben der rednerischen. Man kann nicht annehmen, daß es nur eine Grille gewesen sei, wenn Byron gelegentlich Pope über Shakespeare stellte. Was Shakespeares höchste und gewaltigste dichterische Eigenschaft macht, was bei ihm bewußtes poetisch-realistisches Streben ist: die tiefsinnigste Kunst der Motivierung, das konnte Byron, als einem echten Schüler Popes, kaum je zum Bewußtsein kommen, und wo Byron denn selber in jenem höchsten Sinne Dichter ist, da ist er es, ohne es kaum zu wissen, geschweige zu schätzen.

In der That stellt Byron in seinen Anfängen und einem Teil seiner späteren Sachen nichts anderes als die Fortsetzung der Schule dar, welche durch Pope gekennzeichnet ist, eine Fortsetzung und zugleich Steigerung. Ein prosaisch-rednerischer Geist bedient sich wohl gelegentlich aller Mittel dichterischer Darstellung, aber selbst wenn Zorn und Begeisterung ihn erheben, die wahre Muse der Poesie, die ausgestaltende, darstellende Phantasie aufbraucht nicht die Ge-

mütskräfte zu festen Gebilden, sondern die Gemütskräfte bleiben gewissermaßen egoistisch, schier rednerisch, eitlerweise neben den Kräften des Witzes ꝛc. stehen. So erscheint denn ein Werk solcher rednerischen Gattung entweder als ein nach allen Seiten anregendes Mischgebilde geistiger Thätigkeit oder als ein Tendenzerzeugnis oder wohl auch als ein lehrhaftes Gebilde geistreicher Gedanken. Man hat versucht, bei Byron dies als ein Vorherrschen der drangvollen poetischen „Subjektivität" zu bezeichnen, ihn als einen „Lyriker" zu bezeichnen. Aber die Bezeichnung als „Lyriker" stimmt wohl für die „Hebräischen Melodien", für so manchen wunderbaren lyrischen Lebenslaut der Familien- und Gelegenheitsgedichte, nicht aber für jene Reihe von rednerischen Ergüssen, welche durch den Titel „Stunden der Muße", die vorbenannten Satiren, durch den „Fluch der Minerva", „Walzer", „Tassos Klage", „Dantes Prophezeiung," die „Ode an Napoleon" und nicht zum geringsten durch den Grundcharakter eines Werkes wie „Childe Harold" bezeichnet sind. Hier treffen wir allüberall nicht so sehr auf eine ausgebildete Lyrik, sondern auf eine ausgebildete Redekunst, die sich der rhythmischen Versformen bedient. Wir sehen all die Kunstgriffe, die Art der Ideenverbindungen angewendet, welche aus einer gewandten deklamatorischen Ausübung hervorgehen, die aber gerade dem eigentlichen Lyriker, sofern er Dichter ist, ebenso verboten sein würden, wie dem Epiker. Nicht als ob es an den Gattungen an sich läge, in denen Byron sich bewegt, daß er sich vor uns als ein gewandter Deklamator gebärden müßte, nicht als ob eine Satire wie die „Englischen Barden" deshalb ein undichterisches Hervorbringnis sei, weil sie Satire ist. Byron selbst zeigt uns, was auch hier den Dichter vom Redner unterscheidet. Nachdem in späteren Jahren, seit der Trennung von seiner Frau und freiwilligen Verbannung in Italien, der Dichter immer mehr zum Durchbruch gelangt war, schrieb Byron zu Ravenna eine andere Satire: „Die Vision des Gerichts". Und wie zeigt er sich hier um so mehr als ein gewaltiger Satiriker, je mehr eigentlich poetische Kraft, gegenüber den früheren Satiren, diese Arbeit enthält, in der die Satire nicht als lehrhaft-rednerische Invektive, sondern als gefestete plastische Gestalt sich gibt.

An diesem Beispiel mehr als anderen erkennt man, wie unterdessen aus dem Widerstreit vielseitiger geistiger Kräfte, die sich ohne Wahl der äußeren rhythmischen Versform bedienten, der Dichter sich herauskristallisiert hatte. „Childe Harold", reich an schönsten, echt dichterischen Darstellungen, wie z. B. gleich im ersten Gesang die episch vollendete Schilderung des Stiergefechts ist, zeigt doch noch ganz die rednerische Unbeholfenheit, in gewissem Sinne die

gänzliche poetisch-bildnerische Gefühllosigkeit, welche den Bewunderer Popes folgerichtig beherrschen mußte. Schon von der englischen Kritik ist hervorgehoben, wie undichterisch im Zusammenhange jener Schilderung die Strophen über das englische Sonntagsleben hereinkommen. Einer ganz äußerlichen, zufälligen Ideenverschichtung folgend, schildert uns der Dichter erst den spanischen Sonntag, und da er vom Sonntag spricht, fällt ihm auch schnell der Londoner Sonntag ein, nachdem er uns schon rednerisch auf die Schilderung eines spanischen Stiergefechts hingewiesen hat. Er kann aber nicht umhin, ehe er in dieser Schilderung fortfährt, uns schnell einen Londoner Sonntag in zwei Strophen zu schildern, und gar sehr unbeholfen, vom poetischen Standpunkt, gar sehr nach der Manier eines ungeschickten Redners, der um einen passenden „Uebergang verlegen" ist, erscheint die Art, wie der Dichter uns nach Spanien zurückversetzen will mit den Worten: „All have their fooleries not alike are thine, fair Cadix." Dies ist ein wunderlicher Verlegenheitssprung, den man wohl eben einem Redner verzeiht, der aber so außerhalb aller dichterischen Anschauung liegt, daß nicht einmal der Satz, daß auch Homer manchmal schlafe, ihn entschuldigt, sondern der von Byron selbst ausgesprochene Satz zu Recht besteht, daß er einer innerlich falschen Methode folgt, die in der That „keinen Dreier wert" ist. Noch undichterischer erscheint unser Pilger „Childe Harold", dieser poetische Bädeker, nicht weit von jener Stelle. Nachdem wir die tief melancholischen, herrlichen Strophen „An Ines" gehört, nachdem wir dann Cadix „Adieu" gesagt haben, verfällt unser rednerischer Bädeker gar auf die wunderliche Idee, uns gewissermaßen auf andere „Handbücher" der poetischen Reisekunde zu verweisen, indem er satirisch übertragenerweise meint: „Ye who would more of Spain and Spaniards know, go, read whatever is writ of bloodiest strife": „Wer von euch mehr von Spanien und den Spaniern wissen will, er gehe und lese, was geschrieben steht über ꝛc." Es fehlt nur noch, daß der Dichter danach uns eine Reihe von Geographie- und Geschichtswerken in Versen citiert und seine prosaische, ebenfalls gelehrt-rednerische Neigung zu Anmerkungen, die er fast all seinen Werken beigab, in das Kunstwerk selbst überträgt. Wir können an dieser Eigenheit Byrons, daß er zum Teil selbst, zum Teil von Freunden verfaßte lange Anmerkungen überall seinen Werken anfügte, nicht ganz achtlos vorübergehen, so äußerlich die Thatsache ist. Könnten doch unsere neuesten archäologischen Professoren-Romanschreiber, wenn sie sich für ihre gelehrten Anhänge zu ihren Romanen auf keinen einzigen wahren Dichter berufen können, sich auf den beziehen, den

einzelne wohl gar den „größten Dichter des neunzehnten Jahrhunderts" nennen möchten. Aber diese zahlreichen Anmerkungen Byrons weisen zuletzt doch nur darauf hin, daß er sich über den Hauptgrundsatz jeder Kunst und der Dichtung zumeist, sie müsse aus sich selbst verständlich sein durch die Gesetze der organischen Motivierung, nicht recht klar war.

Wie in solchen dargelegten kleinen Zügen der stilistischen Führung, denen der feinsinnige Leser durch den ganzen „Childe Harold" mit Erfolg nachspüren mag, sich die undichterische Anlage Byrons überall verrät, so ist denn auch der Rahmen, welcher das Gemälde zusammenhält, nur auf einen rednerischen, nicht aber dichterischen Gegensatz gestellt. Byron gibt vor, einen Helden einzuführen, eben den „Ritter Harold", den er mit einigen abstrakten psychologischen Zügen uns als das zu schildern versucht, was man einen blasierten Menschen nennt. Im Kontrast zu diesem kurzen psychologischen Bilde, das er hie und da im fernern Laufe des Gedichts des weiteren in rednerisch-abstrakter Weise andeutet, stellt sich nun das eigentliche Gedicht als das vollkommene Gegenteil aller „Zerrissenheit" und „Blasiertheit" dar. Begeisterte Ergüsse über all das, was ein Menschenherz erheben, aufrichten kann, die lebendigste Aufnahme aller Schönheiten des Lebens, der Natur, eine erhabene Trauer über die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, die durch ihre Kraft ebenso entfernt von jeglicher Zerrissenheit ist, wie sie als eine hohe sittliche Veranlagung erscheint: all das wird uns durch die Maske eines blasierten Helden gezeigt, und der Gegensatz, der darin liegt, thut denn auch seine große Wirkung. Denn indem wir hie und da von einem Menschen hören, der an einem „Ueberdruß" an allem leidet und all das nicht zu schätzen weiß, was uns der Dichter schätzen lehrt, wofür er uns begeistern will, sehen wir und mit uns der Dichter diese Dinge erst recht mit gesteigerten, frischen geistigen Organen an. Der psychologische Kunstgriff ist meisterhaft, er ist als ein rednerischer Kunstgriff berechtigt, und er hat auf die Zeitgenossen denn auch die aufregende Wirkung gethan, die sich von ihm erwarten ließ. Mit dem Wesen einer poetischen Kunst hat aber ein solcher Kunstgriff gar nichts zu thun, mit dem Wesen poetischer Wirkungen hatte es nichts zu thun, wenn bei der ausgesprochenen dichterischen Kraft, welche die Schilderungen des Gedichtes trägt, die Welt sich nun über diesen zerrissenen „blasierten" Ritter den Kopf zerbrach, den Dichter mit ihm verwechselte, und wenn nun die große Mystifikation des Publikums ihren Fortgang nahm. Nicht als ein Dichter, sondern als ein Redner, der seines Effektes sicher ist, hatte Byron seinen Harold charakterisiert:

Doch oft in tollster Laune Uebermut
Zuckt fremder Schmerz um Harolds Brauen hin,
Als laure Denken an vergoßnes Blut,
Die Qual getäuschter Leidenschaft darin.

Mit einer derartigen dunklen Anspielung erregte er beim Leser fieberhafte Spannung; er konnte durch diese und andere geheimnisvolle Kunstgriffe selbst einen Goethe täuschen, der nicht zweifelte, Byron habe in der That irgend eine Mordschuld auf dem Gewissen, während das alles doch nur sehr geschickte, mystifizierende Kunstgriffe waren, welche dann auf solchem dunklen Untergrund die Schilderungen und Rhapsodien des „Childe Harold" in ein um so interessanteres Licht stellten. Wenn im Laufe des Gedichtes die Mystifikation so weit ging, daß Byron seinen Helden fallen ließ und sich nun gar mit dem Ritter selbst identifizierte, so lag darin nichts als ein weiterer rhetorischer Kunstgriff, der die letzten Schilderungen abermals auf einen neuen Untergrund stellte, und indem die Welt sich mystifizieren ließ über die Persönlichkeit des Dichters, war in der That eine praktische Poesie lebendigen Lebens, die die Zeitgenossen am Dichter selbst durch die Handhabe seiner Werke zu erleben glaubten, gegeben, welche für die Nachwelt nicht besteht.

Für die Nachwelt bleibt von dieser Seite der Byronschen Poesie in der That nur das große Rednertalent bestehen, und was die Zeitgenossen als lebendige, aktuelle Poesie thatsächlich zu erleben glaubten, durch seine rednerische Kunst selbst zu Poeten gemacht, das ist mit den Zeitgenossen auch unwiederbringlich dahin.

Nicht eigentlich motiviert war der Charakter Harolds, nur in dunklen Andeutungen brachte der Redner einen Schein von Charakteristik und Motivierung hervor. Er hat diese unpoetische, nur andeutende Art, welche etwas zu verraten scheint, was sie nicht verrät, weiter gepflegt und auch darin einen fortgesetzten Mangel an streng dichterischem Geist bewiesen. Je mehr Wirkung er auf die neugierigen Zeitgenossen damit übte, desto mehr läßt er für die Nachwelt nur eine große, verwunderte, leere Frage offen, und wenn die Teilnahme an der Byronschen Dichtung so stark abgenommen hat, die Ursache dazu war darin gegeben, daß der Poet zu so vielen ungesetzlichen Mitteln griff, die nur gesetzlich sind für die Kunst eines Cicero, der von der rostra zum versammelten Römervolk spricht, gesetzlich im Munde eines Advokaten und Staatsanwalts, eines Parlamentsredners wie Sheridan, dem Byron selbst ein Denkmal setzte. Die dichterische Kunst verträgt kein geistiges Versteckspiel, denn sie ist und soll sein eine Offenbarung des Geistes, und jeglicher geistige Kunstgriff, der einem solchen offenbarenden

Wesen der Poesie widerspricht, ist rednerisch, ist ungesetzlich, und jeder geistige Kunstgriff, der eine solche Offenbarung hebt, ist auch dichterisch. Wenn nun die herrlichsten Werke Byrons, bei dem allmählichen Vorbrechen seiner echten poetischen Kräfte, zu den schönsten Offenbarungen geworden sind, so möchte man bedauern, daß die innerlich falsche Methodik, aus welcher die Byronsche Poesie herauswächst, die Popesche Schule, in der kräftigsten geistigen Organisation, die Byron unbestritten unter seinen englischen Zeitgenossen gewesen ist, so manches für die Nachwelt hat verloren gehen lassen. Dichter wie Walter Scott, Coleridge führten die neuere Epoche der englischen Dichtkunst durch ihr Studium der naturkräftigen, unrednerischen deutschen klassischen Poesie herbei: Byron, der mitten unter ihnen stand, haftete seinem ganzen Bildungsgange nach aber in der Epoche, welche von jenen überwunden ward. Der Einfluß deutscher Poesie auf Byron war gleich null. Goethes „Faust" hat er nie gelesen, außer daß Shelley ihm gelegentlich diese und jene Stelle aus dem Original übersetzte. Die ganze große naturalistische Strömung der Litteratur, welche mit Goethes „Götz" begann unter dem Einfluß Shakespeares, welche durch das Auftreten von Burns in Schottland gekennzeichnet ist und durch die englischen Sammlungen von Volksballaden, wie durch die Herdersche Lebensarbeit, durch Scotts romantisch-naturalistische Werke in England und Deutschland siegte, hat Byron fast gar nicht gestreift. Er wächst aus einer geistreich-rednerischen Schule hervor, und das Große, das Phänomenale an ihm ist, zu sehen, wie die Steigerung seiner Phantasiekräfte durch sich selbst — ohne irgend eine Beeinflussung von außen — zuletzt gerade zu denselben Ergebnissen gelangt, zu der eigentlich poetischen Darstellungsweise ihn zwingt, welche man für die wahre hält, und wie er dann auch das Höchste, was seine Zeit geleistet hat, in solch echter, reiner Poesie hervorbringt. Es läge hier der Gedanke an Schiller nahe, bei dem wir ja auch einer Mischung rednerischer und poetischer Kräfte begegnen. Aber abgesehen davon, daß die Schillersche rednerische Kraft nicht entfernt jene praktisch-oratorische Durchbildung, nicht entfernt jene Fertigkeit der Sprechweise entwickelt, zeigt Schiller gerade von Haus aus sich so durchaus als realistischer Dichter veranlagt, den schon die Kunst des Dramas zur poetischen, durchgeführten Charakteristik und Motivierung zwang, daß Byron gegenüber die Schillersche Rhetorik nur als eine Zugabe erscheint, während der Engländer seinerseits ganz und gar im rednerischen Elemente lebt und webt. Eher ließe sich der umgekehrte Prozeß durch eine Vergleichung der Dichter nachweisen.

Nur im Zusammenhange der hervorragenden rednerischen Veranlagung des Lord Byron können wir noch einige Bemerkungen über das machen, was man den „Byronismus" im besonderen nennt, was man als seine „Melancholie" und „Zerrissenheit" bald bekämpft, verdammt, bald gepriesen und als sein eigentliches Verdienst um die Dichtung hervorgehoben hat. Es soll hier nicht geleugnet werden, daß Byron allerdings eine ausgeprägte melancholische Ader hatte, daß seine Dichtung zum Teil, wie der Engländer sagt, „gloomy" erscheint, schwermütig. Aber Byron stand so weit über dieser seiner Schwermütigkeit, daß er sich ihrer sehr bald mit Bewußtsein als eines rednerischen Kunstmittels, bezüglich auch eines poetischen bedient hat, um die eigenartigen Wirkungen zu erreichen, die jedermann kennt. Identifiziert man, den rednerischen Kunstgriff vergessend, Lord Byron mit seinem Ritter Harold, so kann man wohl zur Charakterisierung dieser Schwermut, Düsterheit die Worte citieren:

Es ist das stete ew'ge Graun,
Das Ahasver den Wandrer drückt,
Das übers Grab nicht wagt zu schaun,
Und das doch Frieden nie beglückt.

Kann ein Verbannter sich entfliehn?
Wohin's mich in die Ferne treibt,
Des Lebens Meltau fällt dahin,
Sein Dämon — der Gedanke, bleibt.

Man fragt, welcher Gedanke?! Kenner der Byronschen Dichtungen wissen, daß eines seiner Lieblingsworte jener „Meltau", englisch „blight" ist. Das Wort wiederholt sich allerwegen in seiner Dichtung. Es drückt einen Zustand von Trübsinn aus, der Helden wie „Manfred", den „Korsaren" und andere kennzeichnet. Es liegt über deren Wesen etwas wie „Meltau", und wir drückten den Zustand weiter oben durch die Bezeichnung einer geistigen Depression aus. Insofern, als wir nun eigentlich nie so recht erfahren und der Dichter uns wohlweislich nie erfahren läßt, was die Ursache dieses Zustandes sei, welches jener namenlose Gedanke sei, der ihn, bezüglich seine Helden, drückt, wirkt diese Schwermut pathologisch und hat eben gar nichts von dem, was man „Weltschmerz" nennt, sondern stellt sich als ein Merkzeichen individueller Organisation dar. Byron mag viel an einer solchen Depression der Geistes- und Gemütskräfte gelitten haben; es hat ihn gereizt, einem solchen Zustande die poetische Seite abzugewinnen, und es

ist ihm vollendet z. B. in „Manfred" gelungen. Im Dichter mochte es oft ein rein körperliches Mißbehagen sein: wer hätte nicht derartige Stunden erlebt, in denen all unser geistiges und gemütliches Thun wie von einem Nebel niedergedrückt erscheint und eine gewisse Reihe von Gedanken eintönig in uns die Herrschaft gewinnt und uns quält durch ihre Eintönigkeit? Man braucht dazu ebensowenig, wie es Byron war, von einseitig melancholischer Anlage zu sein, und es ist auch nicht recht eigentlich das, was man Melancholie nennt, sondern momentane, körperlich-geistige Depression, die allerdings unter Umständen die Folge von Gewissensvorgängen sein kann, wie es in „Manfred" geschildert wird. Diesen Zustand erlebt jeder Mensch. Byron hat ihn ergriffen und dargestellt, wie er mit gleicher pathologischer und sonstiger Lebenskraft alle anderen Zustände auszudrücken weiß. An sich aber ist Byron in keinem Sinne ein Dichter der „Zerrissenheit", sondern die engbegabten, schwächeren geistigen Organisationen sahen nur da „Zerrissenheit", wo nichts anderes als eine außerordentliche Vielseitigkeit der poetischen und geistigen Begabung war. Schwermütige Naturen, die sich an der traurigen Schönheit des Manfredcharakters weideten, oder begeisterte Köpfe, die sich an der Verherrlichung der Freiheitsideen, an der ethisch so hoch gesteigerten Natur, welche in „Childe Harold" den berühmten „Fluch der Vergebung" geschaffen hatte, erbauten, mußten freilich enttäuscht sein, als sie in „Don Juan" demselben Dichter auf einem Gebiete frivolen Humors begegneten, der mit jener schönen, interessanten Schwermut so wenig vereinbar war. Und wenn „Manfred" den „Meltau" des Lebens enthielt, mußte man nicht überrascht sein, in „Kain" auch gar nichts von diesem „Meltau", sondern vielmehr eine titanische Freiheit eines gänzlich unmelancholischen und dafür um so furchtloseren Geistes zu finden, der nicht die dumpfe Sprache der Niedergeschlagenheit, sondern die einfache, lautere hochnaive Sprache einer Anschauungskraft sprach, welche, wie die ersten Menschen Kain, Eva und Abel, alle Dinge als neu und zum erstenmal geschaut empfinden ließ? Was ist das Großartige an diesem „Kain" und der Motivierung seines Mords? Die furchtbare Neuheit aller Erscheinungen, die er sieht, das bange Erstaunen über die Fülle der Erscheinung, die er nicht begreift, wie er den Tod nicht begreift, den er selbst in die Welt bringt. Das ist kein Mord aus „Weltschmerz", denn das wäre gegenüber der Art, wie Byron in der That motiviert hat, ein schwächlicher Gedanke: das ist die großartige und tiefe Erkenntnis, daß gerade die Fremdheit der Erscheinungen auf ein Naturgemüt, das sich plötzlich in eine Welt

versetzt sieht, sittlich verwirrend wirken muß. Es ist aber dieser „Kain", der vor lauter Verwunderung über diese Welt zum Mörder wird, just das Gegenteil all dessen, was man „blasiert" und „zerrissen" nennt, und im Gegenteil ein titanisches Naturkind mit der ganzen staunenden, gesunden Unmittelbarkeit, welche ihn selbst zum Mörder, Byron aber zum Dichter gemacht hat. Denn dieses Naturkind im Geiste war Byron selbst, und nur äußerliche Lebensumstände, eine gewisse Eitelkeit und anderes mochten ihn hie und da als den unstäten Ritter Harold oder den trüben Manfredgeist erscheinen lassen. Der Fond seiner dichterischen Natur aber war jener hohe, naive Kainssinn, der kein „Fluch" ist, sondern das Höchste, was dem Menschen gegeben ist. Es war eine hochtragische und hochtapfere Idee zugleich, dieses Beste im Menschengeiste zugleich zur Ursache der tragischen Schuld zu machen. Nur weniges in der Dichtung aller Völker kann sich an Tiefsinnigkeit und ewiger Wahrheit der Motivierung damit messen.

Aber eine so verschiedenartige Veranlagung nach allen Richtungen poetischer und rednerischer Thätigkeit vermag das Publikum und besonders ein zeitgenössisches, das selbst just eben nicht so vielseitig veranlagt ist, nicht zu fassen. Wo vielseitige geistige Kräfte sich besonders poetisch auswirken, wird die Welt stets von einer „Gärung" reden, während doch in ihr selbst die Gärung hervorgebracht wird, weil sie die Einheit so vieler Kräfte nicht zu verdauen vermag. Und wenn man nicht von Gärung redet, so wird man wie bei Byron da innere Zerrissenheit sehen, wo man ein Ganzes gewaltiger Kräfte selbst zerreißt, um ihm nur einigermaßen nahe zu kommen. Der Dichter Byron war von der vielseitigsten Anlage des Geistes. Er war jeglicher Seelenregung fähig und wußte jegliche zu gestalten. Der tiefste und höchste männliche Ernst, welcher sich ehrlicher- und geraderweise mit dem Wunderwerk des Lebens in reinster Pietät auseinandersetzt, lebt in Dichtungen wie „Kain", „Manfred", „Marino Faliero", „Sardanapal", spricht aus den „Hebräischen Melodien" mit alttestamentarischem Ernste und gestaltet ein Mysterium wie „Himmel und Erde". Gerade Werke wie „Kain" und letzteres, welche eine unzurechnungsfähige, spleenige englische Pfaffenschaft wegen einiger bornierter Glaubenssatzungen ihrer Kirche zumeist als „Teufelswerke" verdammt hat, sind die leuchtendsten Kennzeichen der tiefen, wahren Pietät eines reinen Menschensinnes, ohne den ein großer Dichter überhaupt nicht bestehen kann. Und wenn dieser Dichter in einem „Don Juan" frivole Pietätlosigkeit gegen alles ausspielt, so wird man ihn erst dann verstehen, wenn man das pièce de résistance

seines waghalsigen Humors, den er mit dem Verfasser des „Tristram Shandy" teilt, herausfühlen wollte. Es gibt gewisse Höhen geistiger Entwicklung, die sich gern humoristisch äußern, die wohl als Frivolität und Pietätlosigkeit erscheinen können und es doch nicht sind. Dann spielt der Dichter mit der Frivolität, und dieses Spiel wird ihm zu einem sittlichen Humor. In solchem sittlichen Humor sind Sternes Schriften geschrieben, den Goethe nicht umsonst als den pries, dem wir den besten Teil unserer Humanität zu danken haben. Und vielleicht kommt eine Zeit, wo man auch in einem Werke wie „Don Juan" statt der skeptischen „Zerrissenheit" etwas von jenem humanen, sittlichen Humor finden wird. Wenn Byron dabei rücksichtslos und ohne Schonung die Gebrechen der Gesellschaft seiner Zeit satirisch geißelt und am wenigsten seine Feinde schont, wer von der Nachwelt darf es ihm verdenken? Nur so viel sei festgestellt, daß Byron nicht entfernt daran gedacht hat, etwa im „Don Juan" ein skeptisch-weltschmerzliches Zerrissenheitszeugnis zu schaffen, ein Epos „moderner Weltanschauung", und was alles man aus diesem seinem genialen Hauptwerk heraus und hinein gelesen hat. Er wollte wie in „Beppo" einfach „humoristisch" sein und humoristisch schaffen. Nicht nur aber ihm, sondern vor und nach ihm manchem englischen Geiste und manchem Geiste anderer Völker war ein halb scherzhafter, halb ernster Skeptizismus so recht das, was ihn im einfachsten Sinne humoristisch stimmte. Wenn den einfachen, weniger durchlaugten Geist nun schon der Humor eines Onkel Bräsig in Fritz Reuter humoristisch stimmt, der zumeist nicht am Humor eines „Tristram Shandy" Ergötzen finden wird, so gibt es andere Geister, denen ein Spiel mit dem Skeptizismus erst so recht humoristisch scheint. Denn indem sie mit der skeptischen Anlage der Menschennatur humoristisch spielen und sich gar als rechte, unverbesserliche Heiden und Satanskerle vor uns aufspielen, um so mehr überwinden sie innerlich diesen Skeptizismus und beweisen, daß sie in Wahrheit über ihn hinaus sind. Das beweist auch Byron. Wie Byron in „Childe Harold" den „Meltau" jugendlicher Blasiertheit, welche sein „Harold" zeigt, abstreift und überwindet und einen gesunden, umschauenden, groß und herrlich fühlenden Menschen mit den letzten Worten an das Meer in sich gewinnt, so überwindet er humoristischerweise im „Don Juan" den Skeptizismus, der ja von England seinen Ausgang nahm. Byron wollte „Don Juan" in der französischen Revolution enden lassen. Das war ein großer, weitschauender Gedanke des historischen Humoristen: denn wie „Don Juan" in dieser französischen Revolution enden sollte, so hat der Skeptizis-

mus des achtzehnten Jahrhunderts, den „Don Juan" entwickelt, in der That in der französischen Revolution geendet, um dem Geiste zu weichen, den Kant im Gegensatze zum skeptischen den kritischen Geist nannte und in seiner „Kritik der reinen Vernunft" zur höchsten philosophischen Formel erhob. Da „Don Juan" Bruchstück geblieben ist, so scheint für den oberflächlichen Leser denn auch nur ein Bruchstück skeptischer „Verzweiflung" da, wo nur das humoristische Spiel eines Geistes, der diese Verzweiflung überwunden hat, besteht, und der im Kantschen Geiste kritisch, historisch-kritisch genug dachte, diese ganze skeptische Welt in der französischen Revolution untergehen zu lassen. Dies war ein großer Gedanke, würdig des Dichters des Kain-Mysteriums. — Nicht also als den Dichter der Zerrissenheit werden wir Byron zu verstehen haben. Wir würden uns den Genuß des überwiegenden Teils seiner poetischen Kräfte dadurch nur verkümmern. Byron war ebensowenig der Dichter der Zerrissenheit, wie Goethe der Poet der Wertherkrankheit war — bezüglich er war es nur in demselben Sinne. Er wurde es äußerlich durch seinen Lebenslauf in einer Zeit, wo man seinen Werken eine solche Stimmung entgegenbrachte, wie man in anderer Zeit dem Dichter eine Stimmung für andere Seiten seines reichen Wesens entgegengebracht haben würde. Byron gehört zu den Geistern, die einen Anspruch erheben, für alle Zeiten gedichtet zu haben und nicht ausschließlich nach der Art verstanden zu werden, nach der die Zeitgenossen ihn würdigten.

Je mehr man sich lossagt von jenen Ueberlieferungen der Beurteilung, desto mehr wird man den Vollgenuß an dieser lebensvollen, erstaunlich genialen dichterischen Lebensarbeit davontragen. Welch eine Welt von Leidenschaft, von zartester Liebeseligkeit und schneidiger diabolischer Lebenskraft! Welch eine Welt von plastischer Anschauungskraft und geschlossener Schilderungskunst, die bald in breiten epischen Gemälden al fresco, im größten historischen Stile vor unserer Phantasie steht, bald mit zwei, drei Worten uns magisch beleuchtete, deutliche Augenblicksbilder mit unentwegter Sicherheit vor Augen stellt! Welche Kraft in den Flügen dieser Phantasie, die uns durch den Abgrund des ewigen Raumes geleitet, wo die Erde zu einem kleinen leuchtenden Punkt wird; welche Erhabenheit der Anschauungskraft, die uns die Schrecken des Welt-Endes in markerschütternder Düsterheit schauen läßt in einer „Weltfinsternis", und welche zarte, feine, nervöse Beobachtungskraft, wenn derselbe Dichter uns die Schönheit eines Frauenbildes malt, dessen Augenlider, dessen Lächeln, dessen flüchtigste Physiognomik er mit der Empfindlichkeit eines photographischen Apparates in sich aufnimmt

und mit vollendetstem Takte darzustellen weiß. Diese Vereinigung kontrastierender Fähigkeiten, diese Phantasie, die bald mit der willensstärksten Aktivität gewaltsame Gebilde aus sich herausschleudert, bald mit mimosenhafter Passivität die Mikroskopie der Erscheinungen fühlt und mit leisen Zügen verrät, dieses lebendige, stets innerlich gesteigerte, potenzierte Aufnehmen und Herausgeben der Dinge, diese melancholische, latente Stimmung, welche doch die innigste Anteilnahme an allem verrät, um plötzlich einem Sturmwind von befreiter, in vollen Zügen ausatmender Lebenskraft zu weichen: wer möchte diese Fülle von Menschensein und Naturleben mit Worten erschöpfen! Dämonisch, wie die Natur selbst dämonisch ist im Ueberschuß ihrer Kräfte, steht diese Dichtung vor uns, aber es ist etwas Freudiges und Herrliches, etwas von höchstem Lebensgenuß in dieser dämonischen Ueberfülle der Kräfte, welche, wie die Natur, ihre Gebilde und sich selbst fortwährend zu zerstören scheint, um den Hochgenuß vollster Existenz daraus zu schöpfen. Bald, wie in dem einzigen Gedichte „Der Traum", scheint der Dichter nur die Pantomime der Erscheinungen zu sehen und sich an dieser Pantomime des Lebens, als ob es wesenlos wäre, zu ängstigen, daß dann auch seine Sprache einen solchen Charakter annimmt, bald scheint er identisch mit dem leidenschaftlichen Urwillen, welcher der Pantomime zu Grunde liegt, und er scheint „Element zu sein" und zugleich zu wissen, „was Element" ist. Er dichtet den Bannfluch des „Manfred" und schöpft aus den Tiefen der Gewissensangst, als wäre die Welt nur ein fieberhaft pulsierendes Weltgewissen, und seine Sprache vibriert in jedem Worte von dem ungeheuren Drucke eines solchen Gefühls: er dichtet einen „Beppo", und diese reizende Gewissenlosigkeit erscheint in jedem Worte, als habe es nie etwas anderes gegeben als die übermütigste Sorglosigkeit und gewissenlose Harmlosigkeit, welche höchstens das Leben der Würze durch angenehme Sünden noch für wert hält. Es ist eine Universalität und Versatilität des Geistes in dieser Byronschen Dichtung, welche der eines Shakespeare gleichkäme, wenn sie, wie bei ihm, objektive Gestalt angenommen hätte. Daß diese Versatilität teils rednerisch sich verlor, teils gewissermaßen gestaltlos als geistiges Rohmaterial liegen geblieben ist: das allein wird trotz der lebendigsten Bewunderung für alle Zeit so manchen nicht ganz zur vollkommenen Versöhnung mit dem Byronschen Geiste gelangen lassen. Insofern hat das Wort der Zerrissenheit einigen Sinn, aber wir sehen, daß es weit eher ein Mangel ästhetischer Art ist, und wir müssen erwägen, daß Byron nicht das Glück hatte, jene Jahre zu erreichen, wo große geistige Massen sich

von selbst zu einer geschlossenen Gestalt auswirken: Byron starb im siebenunddreißigsten Jahre, und was die größte Begabung an fortschreitender Durchbildung ihrer selbst leisten kann, das hat er geleistet. Denn Byrons poetische Kraft war während seiner Schaffensperiode in aufsteigender Entwicklung: ein Gedicht wie „Der Traum", um dessenwillen Goethe allein das Studium der englischen Sprache empfahl, bezeichnete nicht seine Anfänge, sondern seine Reife, er dichtete es im Jahre 1816; und zu seinen letzten und höchsten Leistungen gehört denn auch der „Kain", der von den zarten Muttersorgen Adas bis zu den Flügen Kains durch das All, von dem ungeheuren Mutterfluche Evas bis zur reinen Menschlichkeit der Treue, die auch einen Kain nicht verläßt und ihm folgt, die harmonische Vereinigung all der reichen Seelenkräfte enthält, welche wir in Byron lebendig sehen. —

Wolfgang Kirchbach.

Stunden der Muße.

(Jugendgedichte.)

Auf den Tod einer jungen Dame, die dem Dichter teuer war.

Es schweigt der Sturm, der Abend sinkt herab,
Kein Lüftchen regt sich rings in Thal und Hain;
Da geh' ich still an Margaretens Grab,
Um Blumen über ihren Staub zu streun.

In dieser engen Klause schläft sie nun,
Das Mädchen, deren Zauber grenzenlos,
In einem düstern Sarge muß sie ruhn;
All' ihre Reize kauften sie nicht los.

O, hätte doch der eis'ge Tod ein Herz,
Und wäre nicht der Himmel selber kalt,
Dann jammert' ich nicht hier in tiefem Schmerz
Und seufzte: „Glück und Tugend wird nicht alt!"

Doch still, ich murre nicht. Ihr Geist erschwang
Des ew'gen Lichtes Strahlenregion;
Es folgten Engel ihr auf ihrem Gang,
Und ihrer Tugend ward der Kranz zum Lohn.

Auf Erden hier erblüht der Himmel nicht,
Der größte Sünder ist, wer Gott verklagt,
Ergebung ist des Menschen höchste Pflicht,
Denn Gott gebeut: „Erduldet und ertragt!"

Doch weilt das Auge wohl bei einem Stern,
Der dem Gedächtnis ewig wiederblinkt,
Und nimmer ist sein Strahl dem Geiste fern,
Bis selbst der Geist in ew'ge Nacht versinkt.

(1802.)

An E.[1])

Laß Narren lächeln zu dem Band,
  Das unsre Geister eng vereint,
Die Tugend hat allein Bestand,
  Dem Laster bleib' ich ewig feind.

Und bist du mir nicht gleich an Rang,
  Mit dem mich die Geburt beglückt,
Die Titel sind ein leerer Klang;
  Den krönt der Lorbeer, der ihn pflückt.

Die Geister sind sich doch verwandt,
  Der ist mir gleich, der denkt wie ich;
Und wenn der Geist den Geist verstand,
  So stellt dein Geist dich neben mich.

(1802.)

An D.

Ich hofft' in dir den Freund zu finden,
  Der ewig mir gesichert sei;
Doch jedes Band, das Herzen winden,
  Reißt des Geschickes Hand entzwei.

Sein Neid riß dich von meinem Herzen,
  Aus dem dich bannen kann kein Bann;
Es denkt an dich zurück mit Schmerzen,
  So lang es fühlt und schlagen kann.

Wenn einst die Toten wieder leben
  Und neu sich reget, was erblich,
Dann werd' ich dir entgegenschweben —
  Wo wär' mein Himmel ohne dich?

(1803.)

Abschied von Newstead-Abbey. [2])

Warum baust du die Halle dir,
Du Sohn des flücht'gen Tags?
Heute blickst du stolz von dem Schloß,
Morgen erhebt sich der Sturm
Und durchheult den verödeten Hof.
Ossian.

Es pfeift der Wind durch deine leeren Hallen,
O teures Newstead, meiner Väter Haus,
Rings künden Lolch und Distel dein Verfallen,
Und mit den holden Rosen ist es aus.

Von den Baronen, die mit kecken Knappen
Begeistert zogen in das heil'ge Land, [3])
Blieb nur ein Schild, blieb nur ein düstres Wappen:
Der frühern Zeiten Herrlichkeit verschwand.

Der alte Robert ruht in tiefem Frieden,
Die Harfe schweigt, der eine Welt gelauscht,
Kein John von Horistan [4]) singt mehr hienieden,
Er hat sein Lied mit ew'gem Schlaf getauscht.

Ein Paul, ein Hubert ruhn in Cressys [5]) Thale,
Für Eduard starben sie und für das Land;
Doch strahlt der Lorbeerkranz mit ew'gem Strahle,
Den ihnen flocht des ganzen Volkes Hand.

Bei Marston [6]) sanken Rupert [7]) und vier Brüder
Für ihren Fürsten in die Gruft hinab;
Von ihren Thaten reden ew'ge Lieder,
Und heilig ist der Nation ihr Grab. [8])

Lebt wohl, ihr Helden! Höret von dem Sitze
Der Ahnen eures Enkels letztes Wort!
Ihm strahlen eures Ruhmes helle Blitze,
Und euer Vorbild reißt ihn mächtig fort.

Er weint — er geht — laßt seine Thränen rollen,
Ihn schreckt nicht, ihn erhebt, was ihr gethan,
Sein Wollen ist der Ahnen heil'ges Wollen,
Zu gleichem Ziele strebt sein Geist hinan.

Nach euern Höhen schwingt sich kühn sein Flügel,
Er eilt euch nach, er denkt an euch allein;
Er lebt wie ihr, und deckt ihn einst der Hügel,
So wird sein Staub vermischt mit eurem sein.

(1803.)

Fragment.

Wenn einst mich meiner Väter Stimme ruft,
Und sie sich sehnen, mich bei sich zu schaun,
Wenn düstrer Nebel oder Blütenduft
Mich tragen wird in meiner Heimat Au'n:
Dann trübe keine Urne meinen Blick,
Die mir verkündet menschliches Geschick,
Auch spende mir nicht Lob ein Marmorstein,
Mein einz'ges Denkmal mag mein Name sein.
Ist der ein Nichts, zeigt der nicht, was ich war,
So kenn' und preise mich kein künft'ges Jahr!
Nichts weiter sei an meiner Gruft zu sehn;
Reicht das nicht hin, mag mich die Luft verwehn!

(1803.)

Grabschrift auf einen Freund.[9])

„Gleich dem Sterne des Morgens erstrahlst
du unter den Menschen."
Laertius.

O Freund, durch ew'ge Liebe mir vereint,
Wie fruchtlos hab' ich deinen Tod beweint!
Wie heiße Thränen netzten meine Wangen
In jener Stunde, wo du heimgegangen!
Ach, könnte doch der Thräne Zauberkraft
Ins Leben rufen, was der Tod entrafft!
Ach, fände Gnade doch vor ihm die Tugend!
Bezauberte den Mörder doch die Jugend!
So hättest du noch länger uns beglückt
Und, statt uns zu betrüben, uns entzückt!
Wofern dein Geist noch um die Stelle schwebt,
Wo deines Grabes Hügel sich erhebt,

So schaust du, Freund, den ich so heiß geliebt
Ein Weh, dem wohl kein Bildner Sprache gibt.
Nicht Marmorstatuen stehn an dem Ort,
Lebend'ge Statuen siehst du weinen dort.
Nicht Schein des Schmerzes tritt zu deinem Grab,
Der Schmerz kommt selbst und stürzt sich mit hinab.
Dein Vater weint um den erblaßten Sohn,
Doch übertönt ihn meiner Klage Ton!
Bist fern auch seinem Sterbebette du,
Drückt ihm ein andres Kind die Augen zu;
Doch ach! wie wird dein Platz mir ausgefüllt?
Welch andern Freundes Bild ersetzt dein Bild?
Des Vaters Thränen stillt der Jahre Lauf,
Des Bruders Klagen hören endlich auf,
Auf alle wartet Trost, nur nicht auf einen:
Der Freund — der Freund wird ewig um dich weinen!

(1803.)

Des sterbenden Adrian Anrede an seine Seele. [10])

Animula! vagula, blandula,
Hospes comesque corporis,
Quae nunc abibis in loca?
Pallidula, rigida, nudula,
Nec, ut soles, dabis jocos.

O sage, flücht'ger Taumelgeist,
Gefährte, den der Tag verlieh,
Wo liegt das Land, nach dem dich's reißt,
Das Menschenblick erschaute nie?
Dir fehlt der alte, frohe Sinn,
Blaß, freudenlos gehst du dahin! [11])

An Emma.

Es schlägt die traurigste der Stunden,
Du sollst von deinem Freunde gehn;
Der Traum der Wonnen ist verschwunden,
Ein Augenblick — so ist's geschehn.

Zwar wird der Augenblick uns quälen,
  Der unsrer Liebe Band zerreißt
Und dich, du Teuerste der Seelen,
  In ferne Länder ziehen heißt.

Laß uns das Auge rückwärts lenken!
  Es mischt sich Lust in unser Leid,
Wenn wir der alten Türme denken,
  Wo wir verlebt die Jugendzeit;

Wo wir aus got'schen Fenstern schauten
  Hinüber über Park und See
Und, während unsre Thränen tauten,
  Vergingen schier in süßem Weh;

Vor uns die Flur, die wir durcheilten,
  Belebt von kindlich-süßer Lust,
Die Schattenplätze, wo wir weilten,
  Wo du geruht an meiner Brust.

Wo ich, im Traum zu laß, die Fliege
  Von dir zu scheuchen schier vergaß
Und neidisch zusah ihrem Siege,
  Wenn sie auf deiner Wange saß.

Sieh dort am See die Barke flimmern,
  In der mein Ruder wiegte dich!
Sieh aus dem Park die Ulme schimmern,
  Die dir zulieb' erstiegen ich!

Ach, unsres Himmels Sterne sinken,
  Du scheidest aus dem holden Thal,
Die Szenen, die nur mir noch winken,
  Sind mir nun traurig allzumal.

Begreift wohl, wen sie nie betroffen,
  Des letzten Abschiedskusses Pein?
Da schwinden Leben, Glück und Hoffen,
  Und ew'ge Schwermut stellt sich ein.

Läßt sich vor größerm Leide beben?
  Das ist nun unsrer Liebe Schluß!
O Gott! — Leb' wohl, mein teures Leben,
  Und nimm den letzten Abschiedskuß!

An M. F. G.

Zu süßem Himmelsnektar laden
  Mich deine Purpurlippen ein;
Doch fürcht' ich, meine Küsse schaden:
  Drum soll dein Mund mir heilig sein.

Zu tausend wonnevollen Träumen
  Winkt deine Brust, das Bett von Schnee;
Doch soll mein Wunsch nicht überschäumen —
  Dein Weh — es wär' mein eignes Weh.

Ein Blick von dir voll Geist und Feuer,
  Er hebt empor — er stürzt hinab;
Doch deine Tugend ist mir teuer —
  Dein Grab — es wär' mein eignes Grab.

Zu klar durchdrangen deine Blicke
  Die stumme Glut, die mich verzehrt,
Doch, wachend über deinem Glücke,
  Bedacht' ich stets nur deinen Wert.

Die Meine kannst du niemals werden,
  Nie knüpft der Priester den Verein,
Und ohne dieses Band auf Erden
  Sollst du auch nie die Meine sein.

Mag stumme Flamme mich verzehren,
  Gewiß, erfahren sollst du's kaum,
Mein Urteil will ich lieber hören,
  Als geben einer Sünde Raum.

Den Frieden mit den Taubenaugen
  Verscheuch' ich nie aus deiner Brust,
Am Blute mag der Vampyr saugen,
  Ich fluche jeder sünd'gen Lust.

Mag immer deine Lippe winken,
  Ich nahe nicht — dein Himmel soll
Niemals durch mich in Trümmer sinken,
  Ich scheide; leb' du Friedens voll!

Mag deine Brust für mich erbeben,
Ich ruhe niemals doch an ihr,
Und gäb' ich auch für dich mein Leben,
Doch bleib' ich ewig fern von dir.

Fern soll die Schuld von dir auch bleiben,
Und „Wehe!“ rufen darf kein Ton!
Es könnte mich zum Wahnsinn treiben,
Doch selbst dem Wahnsinn sprech' ich Hohn!

An Karoline.

Glaubst du, ich höre diese Klagen
Und seh' in Thränen dich vergehn,
Die mehr, als jemals Worte sagen,
Mich bitten, nie von dir zu gehn?

Wie heiße Thränen du magst weinen,
Daß Lieb' und Hoffen uns entschwand,
Mein Schmerz wird deinen Schmerz verkleinen
Durch seiner Gluten größern Brand.

Wenn Wangen an den Wangen brannten,
Und ich mit dir mich tot geweint,
Und wir des Leids kein Ende kannten,
Dann, Mädchen, waren wir vereint.

Nicht fühltest glühn du meine Wangen,
Dein Feuer löscht' ihr Feuer aus,
Die Sprache war dir schier vergangen,
Du sprachst nur meinen Namen aus.

Die Thränen, Mädchen, sind verloren,
Die Welt ist dir und mir nun leer,
Ein Echo nur tönt unsern Ohren,
Und darum weinen wir noch mehr.

Leb' wohl, Geliebteste, für immer,
Besiege, wenn du kannst, dein Leid,
Denk' nie an vor'ger Freuden Schimmer —
Uns tröstet nur Vergessenheit.

An dieselbe.

Wann birgt das Grab für ewig meinen Kummer?
Wann fliegt die Seele von dem Staub empor?
Ach, eine Hölle folgt nach jedem Schlummer,
Der mir erschließt des neuen Tages Thor.

Ich weine nicht, ich fluche nicht dem Leben,
Nicht einem Feinde, der mein Glück mir stahl,
Doch weiß ich, wie in Seelenangst sie schweben,
Sie alle, die empfunden gleiche Qual.

O, brennten statt der Thrän' im Auge Flammen,
Und wär' mein Atem heiße Blitzesglut,
Dann schlüge sie ein Donner all' zusammen,
Und Seligkeit wär' mir der Rache Wut.

Doch Thränen sind und Flüche sind verloren,
Sie sind nur Nahrung für der Feinde Lust;
Wenn sie mich fern dir sehn, die ich verloren,
Dann füllt nur Jubel ihre kalte Brust.

Doch muß ich auch für jetzt entsagend schweigen,
Und wird es meinem Auge völlig Nacht,
Und will die Zukunft keine Hoffnung zeigen,
Und wünsch' ich auch für Tag mir ew'ge Nacht:

Willkommen, Grab! In deinem stillen Bette,
Wenn Lieb' und Freundschaft mir auf Erden schwand,
Umflicht mich dennoch ew'ger Liebe Kette,
Ich rette mein Gefühl ins beßre Land.

An dieselbe.

Wenn ich sehe, wie liebend, wie zärtlich du scheinest,
So halt' ich für Lüge, was Argwohn mir spricht,
Mir sagt deine Lippe, wie wahr du es meinest,
Und dein Auge, das weiß ich, betrügt mich wohl nicht.

Doch denk' ich, daß, gleich einem welkenden Blatte,
Die Liebe, die heißeste, sinkt und vergeht,
Und daß hinter dem Sonnenstrahl Finsternis schatte,
Die lehret, wie kurz nur die Jugend besteht;

Daß Zeiten erscheinen, wo goldene Haare,
  Die in Locken einst wallten, sich dünnen, und ach!
Wo das Gold zu dem Silber verwandeln die Jahre,
  Und daß unser Frühling entrollt wie ein Bach:

Dann steh' ich, in düstere Träume verloren,
  Obgleich sich des Sterblichen Geist nicht vermißt,
Zu ändern das Schicksal, das Gott uns erkoren,
  Und ob auch die Trennung beschieden uns ist.

Versteh mich nicht falsch, süße Zweiflerin! Immer
  War von Zweifeln ich fern, der es zärtlich gemeint,
Den stets überwältigt dein zaubrischer Schimmer,
  Der mit dir stets gelacht, und der mit dir geweint.

Doch wird uns, o Teure, der Tod übermannen,
  Und unsere Herzen, die lebend geglüht,
Wird das düstere Grab voneinander verbannen,
  Bis einst uns ein schönerer Frühling erblüht.

So laß uns denn trinken, so viel wir nur dürfen,
  Vom Kelch, den die Gegenwart führt an den Mund,
Ja, laß den Pokal des Genusses uns schlürfen
  Mit seinem Gehalt bis zum untersten Grund!

(1805.)

Strophen an eine Dame, mit Camões' Gedichten. [12])

Gib diesem Pfand der Achtung Raum,
  Du Teure, das der Freund dir beut,
Es malt der Liebe Göttertraum
  Ein Bild, das jedes Herz erfreut.

Wer ihn verschmähte, wär' ein Thor,
  Das Alter nur ihm widerspricht,
Die Spröde bloß leiht ihm kein Ohr,
  Der Hagestolz nur will ihn nicht.

Lies, Mädchen, mit Empfindung lies;
  Du bist nicht unter dieser Zahl,
Und deine Thräne fließt gewiß
  Mitleidig bei des Dichters Qual.

Was dieser echte Barde sprach,
  War kein erkünstelt Feuer bloß;
Empfinde seine Wonne nach,
  Doch teile nicht sein traurig Los! [13])

Der erste Liebeskuß.

Doch immer nur von Liebe
Ertönet meine Leier.
Anakreon.

Hinweg mit Romanen, hinweg mit Gedichten,
  Sie weben uns doch nur betrüglichen Schein;
Ein Herz nur — sonst will ich auf alles verzichten —
  Und den ersten Liebeskuß will ich allein.

Ihr Reimer, die ihr so geschickt phantasieret,
  Ihr schreibt nur Idyllen, ihr schäfert im Hain,
Doch wett' ich, ihr wäret weit mehr inspirieret,
  Sög't zuvor ihr den ersten Liebeskuß ein.

Verweigert Apoll euch poetischen Schimmer,
  Und zeigen die Musen sich hart wie ein Stein,
Gebt ihnen den Abschied, sonst wird es nur schlimmer,
  Der erste Liebeskuß heilt euch allein.

Ich hasse die kalten, erkünstelten Lügen,
  Mag feind auch die Spröde, die Fromme mir sein;
Ich will nur ein Herz, das mich nie wird betrügen,
  Und den ersten Liebeskuß will ich allein.

Die Bilder der Herden und Lämmer — sie geben
  Dem Geiste wohl Stoff, doch es dringet nicht ein;
Ihr träumt nur von einem arkadischen Leben,
  Doch der erste Liebeskuß gibt es allein.

O, schweigt mir von erblichen Lastern und Sünden,
  Die seit Adam die Menschen verfolgten mit Pein,
Auf Erden ist wohl noch ein Eden zu finden,
  Doch der erste Liebeskuß gibt es allein.

Kalt Blut bringt das Alter, die Lust ist vorüber,
  So schnell wie der Zeiten Flug eilt nicht der Aar;
Doch es folgt uns als schönste Erinnrung hinüber,
  Wie selig der erste Liebeskuß war.

Fragment, kurz nach der Verheiratung der Miß Chaworth geschrieben.[14])

Annesleys bleiche, düstre Hügel,
Die mich einst als Kind gehegt,
Wie der Sturm doch seine Flügel
Ueber eure Schatten schlägt!

Hin sind all' die schönen Stunden,
Haine, stumm ist euer Ruf;
Marys Lächeln ist verschwunden,
Das aus euch den Himmel schuf.

Granta. Ein Quodlibet.

Streite mit silbernen Lanzen, so wirst du
wohl alles besiegen.

Wär' jener Teufel mir ergeben,
Den einst Le Sage heraufbeschwor,[15])
So müßt' er heute nacht mich heben
Auf den Marienturm empor.

Das Dach schwänd' über Grantas Hallen,
Ich schaute der Pedanten Zahl,
Die nur von Stuhl und Kragen lallen,
Ein Heer, das feil ist allzumal.

Auch Nebenbuhler würd' ich schauen,
Den Petty[16]) und den Palmerston,
Die ihre Kartenhäuser bauen,
Um aufzuklimmen nach dem Thron.

Doch still von Kandidat und Wählern!
Und wären ihrer noch so viel,
Wir wollen ihren Ruhm nicht schmälern,
Spielt mancher auch ein falsches Spiel.

Lord H...[17]) ist freilich nicht der beste,
Und mancher Thor macht ihm die Kour;
Man opfert seinem Gott am Feste
Und denkt an seinen Vorteil nur.

Man weiß, der Kanzler hat das Leben
Von Tausenden in der Gewalt,
Drum sind ihm Tausende ergeben
Und stürzen hin, wenn er nur lallt.

Doch fort mit euch, ihr schnöden Szenen,
Ich schweife durch die dunkle Nacht
Hin zu der Alma Mater Söhnen,
Die wachen, wenn kein Mensch mehr wacht.

Hier werben in der düstern Zelle
Die Kandidaten um den Preis
Bei mitternächt'ger Lampenhelle,
Und baden sich in saurem Schweiß.

Man zweifelt, ob sie Lob verdienen;
Dem wird es stets, dem es gebührt;
Es spricht nur Fleiß aus ihren Mienen,
Wenn auch ihr Fleiß zu gar nichts führt.

Wer seine Stunden dem Skandieren,
Dem reinen Atticismus weiht,
Wer mit Triangeln kann verlieren
Und Zahlen seine Lebenszeit;

Wer Silben messen lernt von Seale [18])
Und an Quadraten sich erbaut,
Wer selbst bei Mahl und Tanz und Spiele
Am Cicero im stillen kaut;

Wer feind ist jener freien Muse,
Die hell und strahlend vor ihm steht,
Und schwelgt in der Hypotenuse [19])
Und völlig in ihr untergeht:

Der thu's; ich will ihn nicht verklagen,
Fügt er doch niemand Böses zu;
Weit leichter ist er zu ertragen
Als Geister ohne Rast und Ruh',

Die durch die Nächte tobend schwärmen
Und hinterstürzen Glas auf Glas,
Die bei dem Würfelspiele lärmen
Und schwelgen ohne Ziel und Maß.

Davor erschaudern Methodisten,
Denn ihr Prinzip ist die Moral,
Sie wollen lauter strenge Christen
Und beten für der Sünder Zahl.

Wär' nicht auf ihrer Stirn zu lesen,
Wie Stolz der Demut widerspricht,
So strahlten sie als höhre Wesen;
Doch prahlen sie, dann sind sie's nicht.

Es tagt — die Aussicht wird erweitet;
Was trifft mein Blick auf seiner Bahn?
Dort über jene Wiese schreitet
Ein langer Zug, weiß angethan. [20])

Es tönt die Glocke der Kapelle;
Sie schweigt; der Orgel mächt'ger Klang
Ergießet seine Himmelswelle
Ans Ohr zu heiligem Gesang.

Des frommen Sängers Psalmen klingen,
Doch sie verhallen tot und leer,
Und der, dem sie zu Ohren dringen,
Der will sie auch nicht hören mehr.

Dem Chore kann man kaum verzeihen;
Den Stümper spricht man willig los;
Doch solch ein Quäken, solch ein Schreien
Macht jeden Sünder doppelt groß.

Wenn David selbst von solchen Kehlen
Die Psalmen hätte mit gehört,
So würden uns die Psalmen fehlen;
Er hätte wohl sein Werk zerstört.

Die unglücksel'gen Israeliten,
Sie mußten einst bei Babylon
Aus Zwang, so viel sie auch gelitten,
Anstimmen heitrer Lieder Ton.

O, hätten sie doch da gesungen,
Aus Furcht, aus Lust in diesem Ton,
Dann wär' ihr Lied hindurchgedrungen,
Und selbst der Teufel wär' entflohn.

Doch, wenn ich solche Verse drehe,
Wird kaum ein Teufel mich verstehn;
Stumpf ist mein Kiel, die Tinte zähe,
Drum will ich lieber schlafen gehn.

So lebt denn wohl, o Grantas Hallen!
Ich fliege nicht wie Cleophas;
Einmal hat mir der Stoff gefallen,
Einmal macht er dem Leser Spaß.

Rückblick auf Harrow.

Ihr Jugendbilder, deren Angedenken
Das Jetzt beschämt, wenn sich's dem Sonst vergleicht,
Die ihr den Geist gewußt emporzulenken
Und ihm der Freundschaft Reiz zuerst gezeigt:

Wenn ich im Geiste schaue die Gestalten
Der Guten, die ich einst so sehr geliebt,
Dann ist mir's Wonne, daß sie nie veralten,
Ob jene Zeit kein Gott auch wiedergibt.

Ich seh' im Geist die Hügel, wo wir weilten,
Des Flusses Bad und unsrer Schlachten Feld,
Das Schulhaus, dem wir schnell entgegeneilten,
Sobald der kleinen Glocke Ton geschellt.

Ich seh' den Kirchhof, wo in mich versunken
Ich bald an einem Leichensteine lag,
Bald haschte nach der Sonne letzten Funken,
Wenn auf sein Sterbebette sank der Tag.

Ich seh' den Platz, wo Hörer mich umlauschten,
Dort spielt' ich Zanga vor Alonzo; [21]) ha,
Und wenn mir dann des Beifalls Töne rauschten,
So stand ich größer als ein Mossop [22]) da.

Auch wußt' ich wohl als toller Lear zu toben,
Der von den Töchtern seines Reichs beraubt;
Und sah ich klatschend sie mein Spiel beloben, [23])
So hob ich über Garrick schier mein Haupt.

O Jugendtraum, dich rufen meine Lieder,
Du bleibst dem Herzen ewig eingedrückt!
Dein Ton klingt mir in süßen Echos wieder,
Und denk' ich dein, so fühl' ich mich entzückt.

Zu Ida hin wird meine Seele schweben,
So lang der Zukunft Schatten sich entrollt,
Und treten dunkle Wolken in mein Leben,
Dann lacht Vergangenheit mir licht wie Gold!

Erweckt mir einst die Zukunft neue Sterne,
Und streut sie Rosen mir auf meine Bahn,
Dann ruf' ich, hingewendet in die Ferne:
„So lächelte mich meine Jugend an!"

(1806.)

An M. F. G.

Wenn ich träume, du liebst mich: so wirst du vergeben,
Es störe den Schlummer dir nicht;
Mag im Traum auch das reizendste Bild mich umschweben,
Es erweckt mich ein schmerzliches Licht.

Drum, Morpheus, gieß über mich aus deine Schale,
Ich weihe mich dir, ich bin dein;
Käm' heute der Traum mit dem gestrigen Strahle,
Wie wollt' ich so selig dann sein!

Der Schlaf wird ein Bruder des Todes geheißen,
Es lebt in ihm nicht mehr, was lebt;
Doch mag von der Zukunft mein Faden zerreißen,
Wenn die Gegenwart Kränze mir webt.

Nicht zürne, mein Mädchen! Sei günstig und heiter,
Zwar schein' ich dir überbeglückt;
In Träumen nur schweif' ich stets weiter und weiter,
Doch Erfüllung bleibt stets mir entrückt.

Im Traume nur seh' ich dich lächeln und winken,
Doch trifft mich die Strafe gar schwer,
Denn alle die lieblichen Träume versinken,
Und erwach' ich, dann winkst du nicht mehr.

An M.

O, strahlte doch in deinen Blicken
Für stolze Glut ein mildrer Schein,
Du würdest weniger bestricken,
Doch desto liebenswürd'ger sein.

Du bist so himmlisch-schön gestaltet,
Doch schreckt uns dieser Flammenblick;
Wir staunen; doch der Zweifel waltet
Und drängt die Zärtlichkeit zurück.

Als die Natur dich rief ins Leben,
Erschien dein Zauber ihr so groß,
Daß sie befürchtete mit Beben,
Du seiest für den Himmel bloß.

Und um ihr liebstes Werk zu schützen,
Dem keines Engels Schönheit gleicht,
Ließ sie aus deinem Auge blitzen
Den Glanz, den nie ein Blitz erreicht.

Der Sylphe muß vor dir erblassen,
Wenn er im Mittagsglanze brennt,
Dein Strahl muß alle magisch fassen,
Denn Feuer ist dein Element.

Man sagt von Berenices Locken,
Sie prangen in der Sternenwelt,
Doch all ihr Glanz — er würde stocken,
Erschienest du am Himmelszelt.

Wenn deine Augen Sterne wären,
Säh' man die Schwestersterne nicht,
Und selber ganzen Sonnenheeren
Gebräche neben dir das Licht.

An Mary.

Bei Empfang ihres Porträts.[24])

Dein holdes Bild, so gut getroffen,
 Als es ein Maler treffen mag,
Verscheucht die Furcht, belebt mein Hoffen
 Und weckt aus Nacht mir neuen Tag.

Ich sehe deine Locken malen
 Mit Gold der Stirne reinen Schnee;
Ich seh' der Wangen Rosen strahlen,
 Seh' deinen Mund und sterb' an Weh.

Ich sehe hier — ach, nicht die Blicke,
 In denen lauter Feuer brennt!
In deiner Kunst ist eine Lücke,
 Mein Maler, für dies Element!

Ich seh' hier alle Zauberfarben;
 Doch wo ist jener Schwärmerzug,
Vor dem der Sterne Schimmer starben,
 Und der den Preis vor Luna trug?

Du holdes Bild! das ohne Leben
 Mich mehr entzückt, als was nur lebt,
Weil Leben nie mich kann umweben
 Mit Zaubern, wie dein Reiz sie webt!

Sie gab dich mir mit Furcht; sie dachte
 Zu sinken in Vergessenheit;
Doch lacht dies Bild stets, wie es lachte,
 Und trotzet einer Ewigkeit.

Durch Augenblicke, Stunden, Jahre
 Bleibt seine Zauberkraft mir neu;
Es leuchtet über meiner Bahre,
 Mein letzter Blick ist ihm noch treu.

An Lesbia.

O Lesbia, seit ich von dir gegangen,
Verlosch der einst'gen Liebesflamme Licht;
Du sagst, daß ich allein in Schuld befangen,
Und fragst, warum? — Jedoch, ich weiß es nicht.

Dir trübt die Stirne keine Spur von Schmerzen,
Wir sind kaum älter, meine Lesbia,
Als damals, wo wir ruhten Herz an Herzen,
Und wo den Himmel ich geöffnet sah.

Kaum sechzehn Lenze waren dir entschwunden,
Kaum seit zwei Jahren sind wir erst getrennt;
Manch andre Neigung hat sich eingefunden,
Du weißt, das Schweifen ist mein Element.

Wohl hast du recht, mich trifft allein der Tadel,
Und schuldig bin ich der Verräterei;
Denn deine Brust bewahrt den einst'gen Adel,
Ich — ich riß dieses Liebesband entzwei!

Bezweifelt hab' ich nimmer dein Empfinden,
Auch hab' ich nie an Eifersucht gedacht;
Ein andrer kann dich glühender umwinden,
Doch Trug war mir so fern wie Tag der Nacht.

Dem Heucheln war ich niemals zugewendet,
Ich liebte dich aus tiefstem Herzensgrund,
Und hat auch nun der schöne Traum geendet,
So bleibt die Seele doch mit dir im Bund.

Wir treffen uns nicht mehr in jenen Lauben,
Entfernung lehrte mich den Unbestand;
Doch sieh, so manche, die an Liebe glauben,
Vertauschen mit dem Bande gern das Band.

So schön wie früher strahlen deine Wangen,
Die jeder Tag mit neuer Schönheit schmückt,
Bezaubert bleibt die Welt an ihnen hangen,
Und wer dich schaut, der staunt, der ist entzückt.

Mit diesen Waffen siegst du über jeden,
Ja, mancher wird noch seufzen so wie ich;
Doch kannst du auch von ihrer Treue reden,
Du findest keinen Zärtlichern als mich!

An das Weib.

Es hat Erfahrung mich belehrt,
Daß, wer dich sieht, dir angehört;
Doch hat sie mich zugleich belehrt,
Daß, wer dir traue, sei bethört;
Wenn ich dich schaue, freilich dann
Bet' ich nur voll Bewundrung an.
Ich denke dein und seufze: „Liebe
Wär' himmlisch, wenn sie ewig bliebe!"
Doch schwand einmal die erste Glut,
So flucht man ihr voll Wahnsinnswut.
O Weib, du Allbezauberin,
Wie rast um dich der junge Sinn!
Wie schlägt der Puls in dem Moment,
Wo ihn dein Feuerblick durchbrennt,
Wo aus der Augenbrauen Sitz
Schlägt Glut auf Glut und Blitz auf Blitz!
Wie leicht vertraut der Mann dem Schwur,
Der spricht von ew'ger Treue nur!
Doch mit des nächsten Tags Beginn
Ist schon sein schöner Traum dahin;
Dann ist uns nur der Spruch geblieben:
„Dein Lieben war in Sand geschrieben!"

An eine junge Dame.

(Der Verfasser probierte in einem Garten seine Pistolen; zwei in der Nähe lustwandelnde Damen erschraken, als die Kugel an ihnen vorbeipfiff; an eine von ihnen wurde am nächsten Morgen das folgende Gedicht abgesendet.)

Die Kugel, sag' ich ohne Lug,
Die deinen Reizen Tod gedroht
Und dicht an dir vorüberschlug,
Sie gab beinah mir selbst den Tod.

Ein böser Dämon flog mit ihr,
  Dein naher Reiz war ihm nicht recht;
Er trieb der Kugel Lauf zu dir,
  Doch Gott sei Dank, sie traf nur schlecht.

Im ersten Augenblicke war
  Der Teufel zwar ihr Lenker bloß;
Doch sah der Himmel die Gefahr
  Und riß aus seiner Macht dich los.

Doch wenn dir eine Thrän' entfließt,
  Die ich dir absichtslos erweckt,
Die aus dem Auge sich ergießt,
  Des Glanz entzücket und erschreckt:

Dann sage, welche Strafe wohl
  Ich nun vor deiner Schönheit Thron
Als ein Verbrecher büßen soll? —
  Was du verhängst, das leid' ich schon!

Müßt' ich mein eigner Richter sein,
  Beweint' ich wohl mein Urteil nicht;
„Dein soll mein Herz von neuem sein!"
  So lautete dann mein Gericht.

Die Buße, die ich gern will thun,
  Die ist: Ich bin nicht länger frei,
Für dich nur leb' und atm' ich nun,
  Auf daß ich ganz der Deine sei.

Die Buß' ist dir vielleicht nicht recht,
  Mit der ich mich bestrafen will;
Gebiete nur, ich bin dein Knecht;
  Befiehl mir Tod — ich schweige still!

Verlange nur, ich schwöre dir,
  Was du auch forderst, geh' ich ein;
Verhänge jede Strafe mir,
  Nur laß es nicht Verbannung sein!

Der Liebe letztes Lebewohl.

Sie flieht und flieht mich immer.
Anakreon.

Der Liebe Rosen glühn im Lebensgarten,
Doch stören gift'ge Blumen oft ihr Wohl;
Ach, ihrer wird das schärfste Messer warten,
Es heißt: der Liebe letztes Lebewohl.

Was helfen uns doch alle sel'gen Träume?
Was hilft der Schwur der Treue? Dumpf und hohl
Verhallt der Eid; wir gehn in ferne Räume,
Es klingt der Liebe letztes Lebewohl.

Die Hoffnung zwar besänftigt unsre Schmerzen,
Das Wiedersehen strahlet als Idol
Erneuter Lust dem traumberauschten Herzen,
Kaum denkt es an ein letztes Lebewohl.

Seht jene zwei, die füreinander glühten
Und liebend rangen nach demselben Pol;
Sie freuten sich der schönen Jugendblüten,
Bis sie zerstört das letzte Lebewohl.

O Mädchen, scheuch' die Thränen von den Wangen,
Die schöner quellen, als dein Busen quoll,
Ich weiß es wohl, dich nahm der Wahn gefangen,
Doch sagt Verstand das letzte Lebewohl.

Der Misanthrop, der vor den Menschen fliehet
In Wälder und in Grotten öd' und hohl,
Der Winden klagt, wohin sein Herz ihn ziehet,
Seufzt von der Liebe letztem Lebewohl.

Es trennt der Haß der Liebe Zauberketten,
In denen unsern Herzen war so wohl;
Doch vor dem Wahnsinn kann ich kaum mich retten,
Gedenk' ich an das letzte Lebewohl.

Die Jugend flieht und Hoffnungen veralten,
Die Liebe sieht am Ende keinen Pol,
Sie senkt die Flügel, welche Wetter spalten,
Vom Sarg erklingt ein letztes Lebewohl.

Hienieden trifft des Lebens Hochentzücken
Von allen Büßungen die schwerste wohl,
Wer alle Liebeswonnen durfte pflücken,
Der büßt sie ab im letzten Lebewohl.

Wer an dem Lichtaltar vor Amor knieet,
Der streut bald Myrten, bald Cypressen wohl;
Die Myrte spricht von Liebe, die erblühet,
Cypresse spricht vom letzten Lebewohl.

An eine Dame,

welche dem Verfasser eine Locke schickte, die mit seinem eigenen Haar verflochten war, mit der Bitte, ihr in einer Dezembernacht ein Rendezvous zu geben. [25])

Die Locke, die der Locke sich verwebt,
Zeigt mehr, wie eins nur in dem andern lebt,
Als jede leere wohlgereimte Phrase
Erlogner und erkünstelter Ekstase.
Die Jahre probten unser treues Lieben,
Was ich dir war, das bin ich dir geblieben;
Was sollten wir da seufzen oder klagen,
Was sollten wir mit Eifersucht uns plagen
Und uns ergeben eiteln Truggedanken,
An denen bloß Romangeschichten kranken?
Was sollten wir mit einer Lydia weinen
Und unser Mißtraun mit dem ihren einen?
Warum doch soll dein Freund in einem Garten
Im Winter halb erfroren deiner warten
Und unter kahlen, schneebedeckten Bäumen,
Bloß weil's ein Garten ist, sich selig träumen?

Die Gärten waren lang in gutem Ruf,
Seit Shakespeare sein unsterblich Werk erschuf,
Wo Julia, die für den Freund gewacht,
Ausrief: „O Romeo, du Tag in Nacht!"
Doch kühler ist der neuen Muse Blut,
Sie wärmt sich an der matten Kohlenglut.
Ja, spielte Shakespeares Stück im Winter nur
Und auf Britanniens schneebedeckter Flur:

Geändert hätt' er wohl aus Mitleid schon
Den Platz der Liebesdeklaration.
Italien ist der ew'gen Wonne Land,
Da glüht für Liebe wärmrer Sonnen Brand.
Doch hier — hier ist des Winters Frost so hart,
Daß selbst das Liebesfeuer fast erstarrt.

Sei eingedenk der kalten Region
Und laß des Südens Imitation!
Begegnen wir uns, wie wir oft gethan,
So geh' mit unsrer Sonne gleiche Bahn,
Und willst du um die Mitternacht mich sehn,
So sei's in deinem Haus; dann mag's geschehn!
Wo unser Herz behaglicher sich fühlt,
Als wenn ein Schneegestöber uns umspielt,
Dort werden beide wir beglückter sein
Als in Arkadiens allerschönstem Hain.
Jedoch, wenn dir mein Vorschlag nicht gefällt,
So wend' ich gern mich zu der Winterwelt.
Doch will ich nicht mehr Stoff zum Lachen geben:
Verfluche nur mein ganzes künft'ges Leben!

An Marion.

Ein Schmerz auf deiner Stirne Thron?
Was kümmert dich, o Marion?
Laß heiter strahlen dein Gesicht!
Die Runzel ziemt der Schönheit nicht.
Nie störte Liebe deine Lust,
Denn Fremdling ist sie deiner Brust.
In Lächeln kleidet sich ihr Sehnen
Und hüllt sich in geheime Thränen,
Das wohl das Auge niederschlägt,
Doch nicht die Stirn in Falten legt.
Einst glühtest du voll Jugendfeuer,
Warst allen lieb und allen teuer,
Es war entzückt, wer dich nur sah;
Jetzt will erfrieren, wer dir nah!
Dein Blick von Eis, der zornig droht,
Dein Frost ist aller Liebe Tod.

Willst du der Herzen Meist'rin sein,
So lächle, wär's auch nur zum Schein.
Ein Auge, das wie deines lacht,
Ist für den Unmut nicht gemacht;
Es strahlt zum Trotze deinem Wort
Und glüht und leuchtet fort und fort.
Dein Mund — jedoch, was red' ich viel,
Ich wollt', ich wäre schon am Ziel.
Ich höre, wie die Muse warnt:
„Dein Gegenstand hat dich umgarnt!"
Sie rät mir: „Wende dich zur Klarheit
Und rede bloß die reine Wahrheit!"
Darauf erwidr' ich: „Was ich sah,
Ist weder dort, ist weder da;
Doch mein' ich, daß ein solches Auge
Zu mehr als zur Verhöhnung tauge.
Ein Rat, entfernt von Schmeichelein,
Wird mind'stens nicht parteiisch sein.
So ist mein Lied, das ohne Kunst
Sich nicht bemüht um deine Gunst.
Ich spreche, wie ein Bruder spricht,
Weil mich manch andres Band umflicht;
Weit ist Verstellung fern von mir,
Denn wiss', ich lieb' ein Dutzend schier.
Leb' wohl, o Marion, höre mich,
Und wär' es bitter auch für dich;
Laß meine Lehre dir gefallen,
Mißfiel sie auch den andern allen!
Dir malt ein Freund, soweit er's kennt,
Der Weiber sanftes Regiment,
Wie sehr wir auch uns trügen lassen
Und Aug' und Lipp' und Leib umfassen,
Wie sehr wir hangen an den Locken,
Die reizend auf und nieder flocken;
Wir lieben die Veränderung,
Der Wechsel gibt dem Geiste Schwung.
Verschiedner Schönheit Bilder leihn
Der Seele neue Zauberein.
Doch wisse, das geheime Band,
Das stets um Mann und Weib sich wand,
Das Weibern kann ein Zepter leihn,
Der Seele Macht ist es allein."

An eine schöne Quäkerin.

Mich traf dein Blick, du holdes Licht,
Nur einmal, doch vergess' ich's nicht;
Sollt' ich auch nie dich wiedersehn,
Dein Bild wird ewig vor mir stehn.
Ich rede zwar von Liebe nicht,
Denn mit den Sinnen kämpft die Pflicht;
Doch findest du mich kalt zum Schein,
So bin ich, ach! nur doppelt dein.
Vergebens trotz' ich der Natur,
Denn Seufzer folgen Seufzern nur;
Vielleicht, daß Liebe mir gebricht,
Doch dein vergessen kann ich nicht.

O Mädchen, unser Auge sprach,
Wenn keins von uns das Schweigen brach.
Oft spielt die Zung' ein falsches Spiel,
Oft lebt in Worten kein Gefühl,
Die Lippe hält's mit Lug und Schein,
Ihr Schwur ist leerer Klang allein,
Doch zeigt des Auges helle Glut,
Was in des Herzens Tiefen ruht.
So schauten wir uns oftmals an,
Und das Gefühl fand freie Bahn;
Wir schwelgten ganz in Himmelslust,
Nichts Falsches lag in unsrer Brust.
Mein Mund bleibt jetzt und ewig still,
Doch du verstehst wohl, was ich will.
Denn wie mein Herz nur weilt bei dir,
So weilt wohl deines auch bei mir.
Ich träume fort durch Tag und Nacht
Von deiner Schönheit Zaubermacht;
Dich seh' ich, wenn der Mond sich zeigt,
Dich, wenn die Sonn' am Himmel steigt.
Und schau' ich dich in süßem Traum,
Dann wünsch' ich mir den Tag noch kaum,
Dann möcht' ich, daß ich nie erwacht',
Und wünsche mir nur ew'ge Nacht,
Denn was mir auch der künft'ge Tag,
Ob Heitres, Trübes bringen mag,

Ob mir die Welt zusammenbricht,
Doch dein — doch dein vergess' ich nicht.

Es trennt vielleicht uns das Geschick,
Und nimmer trifft sich unser Blick;
O, dann vernimm, was mein Gebet
Beim Scheiden heiß für dich erfleht:
„Gott sei mit dir, o Quäkerin;
Nichts trübe deinen heitern Sinn!
Dein Leben sei, so lang es währt,
Von Fried' und Seligkeit verklärt!

Der Mann, der einst in Liebesglut
An deinem keuschen Busen ruht,
Er mag von ganzer Seele dein,
Mehr Bräutigam als Mann dir sein!
Verwunden möge nie dein Herz
Ein gleicher grenzenloser Schmerz,
Wie er des Mannes Herz zersticht,
Der deiner kann vergessen nicht!"

(1806.)

Der Karneol.[26]

Nicht ist es dieses Steines Pracht,
Was ihn dem Herzen teuer macht,
Ein einz'ges Mal nur zeigt' er ganz
Mir des bescheidnen Gebers Glanz.

Oft warf man mir die Freundschaft vor
Und sprach: ich sei ein schwacher Thor!
Jedoch die Gabe war mir lieb,
Weil teuer mir der Geber blieb.

Er gab sie mir mit scheuem Blick,
Als wies' ich sie vielleicht zurück;
Ich nahm und sprach: „Nichts ficht mich an,
Als — daß ich sie verlieren kann."

Ich wahrte das geliebte Pfand,
So lang es lag in meiner Hand;
Ein Tropfen traf des Steines Feuer,
Seitdem ist mir die Thräne teuer.

Dir, armer Jüngling, strahlte nicht
Des Ranges und des Goldes Licht;
Doch nicht das Treibhaus, nein, die Flur
Gebiert der Wahrheit Blume nur.

Die Pflanze, die in Trägheit sprießt,
Ist's nicht, die Duft und Glanz ergießt,
Die Blume, die an beidem reich,
Zeugt bloß Natur in ihrem Reich.

O hätte, was Natur gethan,
Das Glück ihm auch gerechnet an
Und ihm gewährt ein beßres Los:
Dann ward er herrlich, ward er groß!

Wär' blind, ach, nicht Fortunens Blick,
Dann hätte sie bedacht sein Glück,
Ihr ganzes Füllhorn ihm gebracht
Und sonst an keinen mehr gedacht.

Die Thräne.

„Du Quell der Thränen, der aus der Seele Grund
Den heil'gen Ursprung leitet! Ihm viermal Heil,
Der in des Busens tiefsten Gründen
Quellen dich fühlet, o heil'ge Nymphe."

Wenn Freundschaft, wenn Liebe die Herzen uns rührt,
Wie läßt sie am wahrsten sich sehn?
Das Lächeln der Lippen berückt und verführt,
Doch nimmer betrügt eine Thrän'.

Ach, oft ist das Lächeln bloß heuchelnder Schein,
Es kann uns das Aergste geschehn;
Doch aus Augen blicken die Seelen herein,
Betaut sie die redende Thrän'.

Wo Sanftmut und Milde bewohnen die Brust,
Da kann Barbarei nicht bestehn;
Wo die Seele sich wirklich des Mitleids bewußt,
Da bricht aus dem Auge die Thrän'.

Wenn die Wellen toben hinauf und hinab,
Wenn den Schiffer die Wetter umwehn,
Dann schaut er aufs Meer hin, das bald wohl sein Grab,
Und ihm bricht aus dem Auge die Thrän'.

Kühn geht der Soldat in die donnernde Nacht
Und hofft, seinen Ruhm zu erhöhn;
Doch naht er dem Feinde, der sank in der Schlacht,
Und netzet sein Blut mit der Thrän'.

Und wenn er mit Jubel dann kehret zurück,
Was kann ihm dann Süßres geschehn
Als, grüßt ihn sein Mädchen mit lächelndem Blick
Und küßt ihm vom Auge die Thrän'.

O, du meiner Jugendflur seliges Land,[27])
Nach dem ich mich ewig noch sehn',
Als ich einst noch den letzten Blick nach dir wandt',
Sah ich kaum deinen Turm durch die Thrän'.

Ob ich gleich dort Marien nicht schwören mehr kann
Und umschlungenen Arms mit ihr gehn,
So blickt doch im Geist mich die Laube noch an,
Wo sie lohnte den Schwur mit der Thrän'.

Ein andrer besitzt sie; mag glücklich er sein!
Ihr Bild wird doch stets vor mir stehn;
Ich scheide vom Liebsten, was einstens war mein,
Und verzeih' ihr den Trug mit der Thrän'.

Ihr Freunde, bevor ich verlass' eure Zahl,
Ach, hört, was ich hoff' oder wähn':
Mag, wenn wir uns grüßen hier wieder einmal,
Gruß wie Lebewohl feiern die Thrän'.

Wenn mein Geist einst sich schwingt in das bessere Land
Und den Körper die Lüfte verwehn,
Dann — solltet ihr nahn meines Grabes Rand, —
O, benetzt meinen Staub mit der Thrän'!

Mich decke kein prächtiger marmorner Stein,
Wie Eitelkeit gern ihn mag sehn;
Keine goldene Schrift mag mir Schimmer verleihn,
Ich bitt' euch nur um — eine Thrän'.

(1805.)

Antwort auf einige Verse von J. M. B. Pigot, in denen er über die Grausamkeit seiner Geliebten klagte.

Was klagst du, o Pigot, dein Mädchen doch an,
Was verzweifelst du schier auf der Stätte?
Die Seufzer — sie haben's noch nimmer gethan,
Ihrer lacht nur eine Kokette.

Willst du sie erobern, so schwärme nur frei,
Dann ärgert sie sich; doch ich wette,
Sind einige Wochen und Monde vorbei,
Dann küsset dich deine Kokette.

Denn alle die grilligen Schönen sind so,
Sie schmieden uns nur in die Kette;
Wer aber zum Scheine der Fessel entfloh,
Der gewinnt bald die größte Kokette.

Drum reiße dich los und ergib dich der Lust,
Und such' dir ein anderes Bette;
Kehrst du seufzend zurück dann an ihre Brust,
So ist dein wohl die ros'ge Kokette.

Und trotzt sie auch dann noch, so gib ihr Ade
Und häng ihr nicht an wie die Klette;
Dann lieb' eine andre, die heilet dein Weh,
Und vergiß und verlach' die Kokette.

Sieh mich an; ich liebe wohl zwanzig und mehr,
Doch wie lieb ich auch immer sie hätte,
Ich bleibe bei keiner, wird's oft mir auch schwer,
Sobald sie sich zeigt als Kokette.

O, ende die Qualen, befolge mein Wort,
Brich die leicht nur geflochtene Kette;
Hinweg mit dem Schmerz, mit Verzweiflung fort,
Und fort mit der falschen Kokette!

Verlaß sie, mein Guter, und zeige dich stark;
Eh' du ganz ihr verfallen, dich rette!
Denn greift erst die Wund' in dein innerstes Mark,
Dann verfluchst du wohl noch die Kokette.

(1806.)

An Elisa.

Wie redet der Muselmann doch so verkehrt,
Wenn er nicht an des Weibes Unsterblichkeit glaubt!
Säh' er dich nur, Elisa, gleich wär' er bekehrt,
Und sein ganzes System wär' geschlagen aufs Haupt.

Wenn Mohammed fühllos gewesen nicht wär',
Dann hätt' er das Weib nicht verdammt als ein Stein
Und, statt mit der Huris phantastischem Heer,
Seinen Himmel mit Weibern bevölkert allein.

Doch nein, er erfand nur noch größere Qual;
Nachdem er euch trieb aus dem Himmel hinaus,
Soll der Mann sich zerteilen in Weiber viermal,
Und ach, dieses letzte — wer hält es wohl aus?

Seine Lehre spricht beide Geschlechter nicht an,
Dem Mann wie dem Weibe bereitet sie Weh,
Wiewohl ich den Spruch widerlegen nicht kann:
„Das Weib ist zwar Engel, doch Höll' ist die Eh'."

Lachin y Gair. [28])

Fort, lachende Fluren und Gärten voll Rosen,
Es schwelge der Weichling in euerem Duft!
Mich reißt zum Erhabnen hinweg es vom Kosen,
Auf den Bergen, da wehet noch himmlische Luft!
Caledonias Felsen, euch lieb' ich vor allen,
Und mag euch umdonnern der Wetter Schar,
Mag der Katarakt statt des Bachs euch umrollen,
Mein Sehnen steht doch nach dem Thal Loch na Gar.

Dort bin ich vor Zeiten gewandert als Knabe,
Der Mantel mein Plaid und die Mütze mein Hut,
Der Häuptlinge denkend, die schlummern im Grabe,
Durchzog ich den Tannwald mit fröhlichem Mut;
Heim kehrt' ich erst mit dem ersterbenden Tage,
Wenn der goldne Polarstern schon flimmerte klar,
Und dachte so mancher ergötzlichen Sage,
Erzählt von Bewohnern des Thals Loch na Gar.

Ihr Schatten der Toten, ich hört' eure Stimmen,
  Mir trug sie der brausende Nachtwind ans Ohr;
Aus des Hochlands Thalen sah ich euch klimmen,
  Auf den Stürmen reitend, nach oben empor;
Um das Thal Loch na Gar, wo die Nebel stets wallten,
  Wo der Winter sich baute den ew'gen Altar,
Ja, da thronen sie, meiner Väter Gestalten,
  In den Wettern des düsteren Thals Loch na Gar

Unglückliche Helden,[29]) und warnt' euch kein Ahnen
  Vor Cullodens[30]) unheilbringender Schlacht?
Ach, mußtet die Bahn ihr des Todes euch bahnen,
  Die der Lorbeer des Siegs euch nicht leichter gemacht?
Doch Heil euch! im Grab seid ihr glücklich beraten,
  Ihr ruht nun mit euerem Clan in Brämar;[31])
Der Pibroch preist die unsterblichen Thaten,
  Vereint mit dem Echo des Thals Loch na Gar.

Seit Jahren hab' ich, Loch na Gar, dich verlassen,
  Und in Jahren erst werd' ich dich wieder erschaun,
Fehlt's auch dir an Blumen und grünen Terrassen,
  So lieb' ich doch mehr dich als Albions Au'n.
Nur zahme, nur häusliche Lust kannst du geben,
  O England, dem, der auf Bergen einst war,
Kannst nimmer begeistern, kannst nimmer erheben
  Wie das felsenumgrollte Thal Loch na Gar.

An die Romantik.

Romantik, Mutter goldner Träume,
  Der Jugendjahre Königin,
Die durch der Ideale Räume
  Du schwingst des Jünglings Adlersinn:
Auf ewig kannst du mich nicht ketten,
  Der Mann — er reißt von dir sich los,
Er muß sich zu der Wahrheit retten,
  Und wär' dein Zauber noch so groß.

Zwar ist es hart, vom Traum erwachen,
  In dem die Unschuld sich berauscht,

Wo Freudengötter uns umlachen,
Und wo man Herz mit Herzen tauscht;
Wo Phantasie nicht Grenzen kennet,
Wo alles um uns hell und klar,
Wo man die Mädchen Engel nennet,
Und Weiberlächeln hält für wahr.

Doch leicht verraten sich die Mängel,
Der Schein ist selten, was er scheint.
Nicht jedes Mädchen ist ein Engel,
Ein Pylades nicht jeder Freund.
Wir sinken aus dem Aether nieder,
Er mag der Elfen Wohnung sein,
Von Weibertrug gibt's manche Lieder,
Und jeder ist — sein Freund allein.

Ich war als Sklave dir ergeben,
Doch nun ist deine Herrschaft aus;
Ich will für dich nicht länger leben,
Zu leicht gezimmert ist dein Haus.
Ha, daß ich holden Augen traute
Und Thränen, die ich hielt für wahr,
Auf buhlerische Seufzer baute —
Jetzt ist mir alles offenbar!

Romantik, deine Truggestalten,
Sie täuschen mich nicht ferner mehr,
Ich sehe Heuchelei nur walten
Mit ihrer Lügen ganzem Heer;
Empfindelei erkünstelt Schmerzen
Zu ihrem Fromm', für andre nie,
Doch geht es nimmermehr von Herzen,
Vor wahrem Leid erstarret sie.

Romantik, winde dir Cypressen
Und heuchle der Gefühle Glut,
Die Thränen aus den Augen pressen,
Verblute fast — mit fremdem Blut!
Laß alle deine Nymphen klagen,
Wenn dir ein Jüngling ist entflohn,
Ein Sklav' etwan in künft'gen Tagen,
Doch jetzt entfernt von deinem Thron!

Ihr frohen Nymphen, deren Thränen
Nur huld'gen der Gelegenheit,
Die ihr nur einem leeren Wähnen
Verstellte, kalte Gluten weiht:
Sagt, wird es euer Herz bedauern,
Wenn einst ich nicht mehr euer bin? —
Doch nein, ihr werdet nur betrauern
Den Barden, der für euch dahin.

Lebt wohl, lebt wohl für lange Zeiten!
Die Abschiedsstunde ist nun da,
Ich geh' von euch für Ewigkeiten,
Und, was ich ahnete, geschah:
Schon brausen des Vergessens Fluten,
Schon trifft euch der Gewitterstrahl;
Ihr müßt verderben und verbluten
Mit eurer Königin zumal.

Antwort auf einige zierliche Verse,

die ein Freund dem Verfasser überschickte, und in denen er tadelte, daß eine seiner Schilderungen mit zu vieler Wärme entworfen sei.

Ich danke, Becher,[32]) dir, der's redlich meint,
Als Freund und Kritiker gleich treu erscheint,
Ich finde dich zwar strenge, doch gerecht,
Und muß gestehn, nicht immer hatt' ich recht.
Ich weiß die Mängel meiner Melodien,
Verzeih, sprech' ich — doch du hast schon verziehn.
Selbst Weise haben oft ja schon gefehlt,
Und Jugend ist von leichtem Sinn beseelt.
Die Klugheit kann uns wohl Gesetze geben,
Doch was hemmt der Gefühle reges Leben?
Da, wo wir schwelgen in der Liebe Glück,
Bleibt oft die Stimme der Moral zurück.
Der fade Geck ist seiner dann nicht Meister,
Und gleicher Zauber faßt die größten Geister.
Von je schlug Liebe jung und alt in Ketten,
Vor ihrer Macht kann selbst Vernunft nicht retten.
Den laß uns tadeln, welchen nie das Band,
Das magische, der Sympathie umwand.

Verhaßt ist mir ein kalter, toter Sang,
In dem ein jedes Wort nur leerer Klang,
Wo in den Reimen eine Wonne schwebt,
Die der Verfasser nimmermehr erlebt.
Die Jugend ist der wahre Helikon,
Mein Herz mein Sang — mein Lied der Wahrheit Ton.
Es träfe mich der allertiefste Schmerz,
Befleckt' es eines reinen Mädchens Herz.
Der Jungfrau Brust, in der nichts Arges wohnt,
Auf deren Stirn der Unschuld Lächeln thront,
Die züchtig ihre Blicke niedersenkt,
Die streng ist, aber doch nicht grausam denkt,
Die sich bewußt ist ihrer eignen Huld,
Verführt mein Lied wohl nimmermehr zur Schuld.
Doch jene, die, verderbt schon in der Jugend,
Sich zu dem Laster wandte von der Tugend,
Für sie bedarf es keiner schlauen Kunst,
Sie brennt, eh' sie mich liest, in schnöder Brunst.
Ich trachte nach dem Beifall jener nur,
Die Töchter sind der heiligen Natur,
Die eines Jünglings Liede Nachsicht weihn
Und, sollt' er einmal fehlen, ihm verzeihn.
Vom großen Haufen will ich keinen Ruhm,
Noch einen Lorbeer aus dem Heiligtum;
Gleich ist mir's, ob mich Lob zum Himmel hebt,
Und ob mir Tadel seine Dornen webt.

(1806.)

Elegie auf Newstead-Abbey.

Es ist die Stimme verschwundener Jahre.
Sie rollen vor mir mit all' ihren Thaten
Ossian.

Verfallner Bau, einst prangend anzuschauen
 Als Heinrichs [33]) Lust und Gottes heil'ger Dom,
Jetzt nur ein Grab von Helden, Mönchen, Frauen,
 Die längst versanken in der Jahre Strom:

Heil dir, o Newstead, herrlicher im Falle
 Als neue Tempel mit der Säulenpracht,
Voll Majestät grollt deine stolze Halle
 Hernieder auf des Schicksals Wetternacht.

Dem Herrn gehorchend schmücken die Vasallen
Sich mit dem roten Kreuze[34]) jetzt nicht mehr,
Noch sieht man an dem Fest zur Tafel wallen
Des Burgherrn immer triumphierend Heer.

Einst hat die Phantasie berauscht gesogen
An ihrer Heldenthaten Sonnenglanz
Und jedem, der nach Joppe mitgezogen,
In ihrem Buch geflochten einen Kranz.

Jetzt zieht der Lehnsherr nicht mehr aus den Thoren,
Sein Lehnsreich liegt in einer andern Welt;
Hier weilt der Büßer nur, in sich verloren,
In Winkeln, die kein Tagesblick erhellt.

In deiner Mauern düstern Schattenzellen
Schwur einst der Mönch sich los vom Weltgewühl;
Der Blutschuld rannen hier des Trostes Quellen,
Und der Verfolgte fand hier sein Asyl.

Ein König hieß dich aus der Wüste steigen,
Wo Sherwoods Mörderbanden einst geraubt,
Und wo des Aberglaubens Sündenreigen
In Priesterkutten betend barg das Haupt.

Wo jetzt ein kalter Tau das Gras befeuchtet
Als Leichentuch für die, die ruhn im Grund,
Da haben heil'ge Väter einst geleuchtet,
Die zum Gebet nur öffneten den Mund.

Wo jetzt die Fledermaus bewegt die Schwingen,
Sobald die Abenddämmrung sich erneut,
Da hörte man Marias Lob erklingen
Zur Morgenstunde wie zur Vesperzeit.

Es fliehen Jahr auf Jahr und Zeit auf Zeiten,
Abt folgt auf Abt in langem Reihenzug;
Die Lehre Gottes mußte für sie streiten,
Bis eines Königs Kirchenraub sie schlug.

Ein Heinrich baute diese heil'gen Hallen
Und räumte sie der frommen Andacht ein;
Ein andrer Heinrich[35]) sprach: „Sie müssen fallen;
Leer soll in Zukunft dieser Tempel sein!"

Umsonst ist jede Drohung, jedes Flehen,
  Er treibt die Frommen von der Stätte fort,
Daß voll Verzweiflung ins Exil sie gehen;
  Kein Freund! Kein Haus! — Gott ist allein ihr Hort!

Horch', wie den Bau erfüllt ein neues Leben!
  Und wie ihn laute Kriegsmusik durchschallt!
Sieh drin ein stolzes Banner sich erheben
  Für eines mächt'gen Waffenherrn Gewalt!

Der Wachen Ruf, der Ton von Kriegsgeräte,
  Das Klingen der Pokale, die man leert,
Die Trommel und die schmetternde Trompete
  Erschallen im gewaltigen Konzert.

Abtei vordem, jetzt Königscitadelle,[36])
  Umringt von stürmender Rebellenmacht,
Schaut mörderisch Gewehr von deiner Schwelle,
  Aus dem ein Schwefelregen niederkracht.

Vergebens, ach! Die oft geschlagnen Horden
  Der Feinde suchen in der List ihr Heil;
Am Thor entbrennt um Sturz, um Sieg das Morden,
  Doch den Rebellen wird das Glück zu teil.

Der Schloßherr fühlt den Racheburst sich regen;
  Das Blut der Feinde färbt den weiten Plan;
Er steht noch unbesiegt und schwingt den Degen,
  Auf künft'gen Glanz noch hofft sein eitler Wahn.

Mit selbsterworbnem Lorbeer möcht' als Sieger
  Er gern bestreun sein selbstgesuchtes Grab;
Da naht der Schutzgeist König Karls dem Krieger
  Zu retten des Monarchen Schirm und Stab.

Er reißt ihn aus dem Kampf,[37]) der ungleich waltet,
  Ein Damm dem Strom zu sein auf andrer Statt,
Wo würdiger sich ihm der Krieg gestaltet,
  Und wo ein Falkland[38]) sich geopfert hat.

Aus dir, o Dom, voll raubendem Gewimmel,
  In dem das Todesröcheln rings erklingt,
Steigt jetzt ein andrer Weihrauch nach dem Himmel,
  Von blut'gen Opfern siehst du dich umringt.

Die Leichen blasser, mitleidsloser Räuber
  Entweihen deines heil'gen Bodens Flur,
Gefallne Rosse, tote Menschenleiber
  Verkünden der Verheerung blut'ge Spur.

Die Gräber, von dem Unkraut überdecket,
  Enthüllen offen ihren Staub dem Blick,
Die Habsucht hat die Toten selbst erwecket
  Und sucht in eingescharrtem Gold ihr Glück.

Die Harfe schweigt, die Saiten sind zersprungen,
  Gelähmet hat der Tod des Minstrels Hand;
Die Lieder, die er sang, sie sind verklungen,
  Der Lorbeer ist verwelkt, den man ihm wand.

Die Mörder, spät gesättigt von der Beute,
  Entfliehn; vorüber ist der Lärm der Schlacht,
Ein tiefes Schweigen waltet durch die Weite,
  Und düstrer Schrecken hält am Thor die Wacht.

Zerstörung sitzt hier kalt auf ihrem Throne,
  Umringt von grauser Satelliten Chor;
Die Eulen huld'gen ihr mit schrillem Tone
  Und schwirren vom Altar bei Nacht empor.

Bald leuchtet eines neuen Morgens Schimmer,
  Englands anarchisches Gewölk verfliegt,
Es stürzt des Usurpators Macht in Trümmer,
  Und alles jauchzt, da der Tyrann erliegt.

Sein letztes Röcheln hört Natur mit Bangen,
  Und seine Seufzer wiederholt der Sturm, [39])
Die Erde bebt, den Leichnam zu empfangen,
  Und in dem Grabloch ekelt selbst dem Wurm.

Ein Fürst im Schirm des Rechts erlangt die Krone
  Und führt des Staates Schiff durch sanfte Flut;
Nun hofft man froh, daß Fried' im Lande wohne,
  Und daß vertrockne aller Wunden Blut.

Man sieht das Räubervolk aus Newstead eilen,
  Das seinen heil'gen Tempel schwer verletzt;
Jetzt darf der rechte Herr dort wieder weilen,
  Dem seine Rückkehr den Verlust ersetzt.

Laut jauchzt im Schloß, im gastlichen, voll Wonne
  Dem Herrn entgegen die Vasallenschar,
Das Thal erglüht von einer neuen Sonne,
  Und alles ist entzückt, was traurig war.

Das Echo tönet Lustgesänge wieder,
  Die Bäume schmückt ein ungewohntes Grün,
Des Hornes Klang hallt in die Wälder nieder,
  Und froher Jäger Scharen sieht man ziehn.

Es bebt das Thal, von Rosseshuf erschüttert.
  Die Jagd beginnt. Da wechseln Angst und Lust;
Zum See hin flieht der Hirsch, der keucht und zittert,
  Und bei dem Heimzug jubelt jede Brust.

O schöne Zeit! Zu schön für lange Dauer!
  Wie einfach war der Ahnen Festlichkeit!
Da stand kein glänzend Laster auf der Lauer,
  Da gab's viel Frohsinn und nur wenig Leid.

Vom Vater kam die Herrschaft zu dem Sohne;
  Die Zeit verrinnt, der Tod hebt sein Geschoß,
Heut winket dem und morgen dem die Krone,
  Und andre Hirsche jagt ein andrer Troß.

Was, Newstead, hast du alles doch erfahren!
  Nun sinkt dein morsch Gebäu und sinkt und sinkt;
Dein letzter Herr, der jüngste nun an Jahren,
  Ist's, dem aus dir der Schmerz entgegenwinkt.

Verödet sieht er deine grauen Türme
  Und deine Hallen, seiner Ahnen Grab.
Durch deine Zellen brausen wilde Stürme,
  Und seine heiße Thräne rollt herab.

Doch seine Thräne murret nicht vermessen,
  Die Wehmut preßt sie ganz allein ihm aus;
Stolz, Lieb' und Hoffnung hindern das Vergessen
  Und bannen ihn an seiner Väter Haus.

Er ehrt dich mehr als goldene Paläste
  Und Flittergrotten, wie ein Park sie zeigt,
Er blickt auf deine moosbedeckten Reste,
  Denkt deinem Schicksal traurig nach und schweigt.

O, mag noch eine Sonne sich erheben,
  Die dich bescheint mit vollem Mittagsglanz!
O, mag dich eine künft'ge Zeit umweben
  Mit deines alten Glücks erneutem Kranz!

An J. T. Becher, der den Dichter wegen seiner Ungeselligkeit tadelte.

Mein Becher, du rätst mir, gesellig zu sein,
  Doch lockt mich dein Rat in die Welt nicht hinaus;
Es behagt mir weit besser im Dunkel, allein,
  Ich verachte die Welt, und drum weich' ich ihr aus.

Rief' in den Senat oder Krieg man mich hin,
  Dann käm' ich wohl schnell, von Begeistrung entbrannt;
Doch hoff' ich, sobald ich kein Jüngling mehr bin,
  Dann mach' ich wohl Ehre noch einst meinem Stand.

Im Abgrund des Aetna schläft heimliche Glut,
  Verborgen ist dort, was kein Auge gesehn;
Einst bricht es hervor mit gewaltiger Wut,
  Und es kann keine Mauer, kein Damm widerstehn.

So brennt's in mir, der ich den Ruhm mir erkor;
  Ich denke, daß einst noch die Nachwelt mich nennt;
Gern schwebt' ich — ein flammender Phönix — empor,
  Wenn auch mich die Flamme versengt und verbrennt.

O, wär' einem Fox, einem Chatham ich gleich,
  Dann fragt' ich nach Tadel nicht und nach Gefahr;
Folgt Lob ihnen doch in das ewige Reich,
  Und preist man doch fort sie von Jahre zu Jahr.

Doch ach, wie mag ich vor Thoren bestehn?
  Wie kann ihre Art je die meinige sein?
Wie kann ich mit Dummheit je Arm in Arm gehn
  Und sich brüstenden Narren Bewunderung weihn?

Es machte mich Liebe bald krank, bald gesund,
  Und es trug mich die Freundschaft zum Himmel empor;
Da warnte mich manchmal des Klügeren Mund,
  Und dann sah ich, die Freundschaft — sie log, als sie schwor.

Was ist mir des Reichtums goldhaltiger Strom,
  Wenn regiert ein Tyrann und mich stürzt das Geschick?
Was ist mir ein Titel? Ein leeres Phantom!
  Was Mode? Nach Ruhm steht allein nur mein Blick.

Ein Fremdling war stets der Betrug meiner Brust,
  Verhaßt ist mir Falschheit und Wahrheit nur lieb;
Der Diebstahl an Ruhm ist mein ärgster Verlust,
  Doch nie werd' ich hier wohl mein eigener Dieb.

(1806.)

Antwort auf ein schönes Gedicht, welches „Das allgemeine Los“ betitelt war.

Montgomery![40]) Der Menschen Los
  Ist meistens die Vergessenheit;
Doch manche bleiben hoch und groß
  Und leben fort in Ewigkeit.

Wo mancher Held ins Leben trat,
  Das weiß nur eine kleine Zahl;
Jedoch man kennet, was er that,
  Und weidet sich an seinem Strahl.

Es blieb den meisten unbekannt,
  Was er im Leben hier erfuhr;
Man kennet ihn von Land zu Land,
  Jedoch bei seinem Namen nur.

Der Dichter und der Patriot
  Versinken ins gemeine Grab;
Jedoch ihr Tod — er ist kein Tod;
  Sie leben, sänk' das All hinab.

Des Mädchens Reiz im holdsten Licht,
  Der bravste und der beste Mann
Entgeht des Todes Sense nicht,
  Er tritt sie alle plötzlich an.

Das glühende Gefühl der Brust
  Tönt nur allein im Liede fort,
Und Lauras und Petrarcas Lust
  Lebt ewig in Petrarcas Wort.

Der Zeiten Strom — er rollt und rollt,
Und es entfliegt der schönste Mai;
Es bleicht das Glück, es bleicht das Gold,
Doch ewig strahlt der Lorbeer neu.

Es herrscht des Todes Allgewalt,
Im Grab versammelt sich die Welt,
Und Freund und Feind und jung und alt
Wird dort in Sarg an Sarg gesellt.

Des Marmors hoher Leichenstein,
Trotz allem seinem Glanz, verstäubt,
Und die Ruine ist's allein,
Ein einz'ger Pfeiler ist's, der bleibt.

Was dauert noch, wenn selbst Skulptur
Nicht Ewigkeit verleihen mag? —
Verdienst und Tugend dauern nur
Und leben bis zum jüngsten Tag.

Drum sage nicht, der Menschen Los
Sei gänzliche Vergessenheit;
Denn manche bleiben hoch und groß
Und trotzen einer Ewigkeit.

(1806.)

Erinnerung.

Mein Ende zeigt mir jeder Traum,
Mir lacht nicht mehr der Zukunft Raum,
Kaum weiß ich noch, was Freude sei;
In meinen Lebensfrühling fiel
Des Unglücks Winterflockenspiel;
Lust, Hoffnung, Liebe sind vorbei,
Ich wollt', Erinnrung wär' dabei.

(1806)

An eine Dame, die dem Verfasser eine mit Samtband umwundene Haarlocke überschickte.

Das Band mit deinem goldnen Haar
  Ist mir ein Pfand der treuen Liebe;
Reliquien vom Hochaltar
  Bewahrt' ich nicht mit heil'germ Triebe.

An meinem Herzen trag' ich's nun,
  Umflechten soll es unsre Seelen;
Und muß ich einst im Grabe ruhn,
  So soll mir doch das Band nicht fehlen.

So teuer ist mir kaum der Kuß
  Als dieses Band, das du mir schenktest;
Denn flüchtig nur war sein Genuß,
  Wenn du den Mund zum Munde lenktest.

Es ruft mir jede Lust zurück,
  Wo du erstarbst in gleichen Wonnen,
Und weckt mein ganzes Liebesglück
  Mit seinen Lenzen, seinen Sonnen.

O kleine Locke, klar wie Gold,
  Mit deinen Kräuseln, die dich zieren,
Beim Haupt, dem du gehört, so hold!
  Möcht' dich nicht um die Welt verlieren!

Nicht, wenn die Stirn, die du geschmückt,
  Auch noch ein Tausend mehr umweben,
Gleich Strahlen, die man früh, entzückt,
  Sieht auf Columbia niederschweben.

(1806.)

L'amitié est l'amour sans ailes.[41])

„Die Freundschaft ist ein Amor ohne Flügel."

(Geschrieben im Dezember 1806.)

Mich senkt es nicht in Traurigkeit,
Daß schwand mein Lebensmai,
Denn die entflohne Götterzeit
Bleibt mir doch ewig neu;
Ich kann mit Wonne rückwärts schaun
In meiner Jugend Rosenau'n,
Und ewig strahlt ihr holdes Licht.
Sagt mir doch jedes neue Jahr,
Daß jener schöne Spruch ist wahr:
„Die Lieb' hat Flügel — Freundschaft nicht."

Viel Herrliches erlebt' ich schon
Und manchen Wonnemond,
Der mir in sel'gem Schmerz entflohn,
Doch auch mich reich belohnt;
Mein Urteil falle, wie es mag,
Ich weiß von manchem Göttertag,
Des Zauber magisch mich umflicht;
O Freundschaft, die ich stets verehrt,
Du einz'ges Wort bist Welten wert,
Denn: „Lieb' hat Flügel, Freundschaft nicht."

Dort, wo im Eibenbaum die Luft
Mit Frühlingshauchen wühlt,
Erhebt sich einsam eine Gruft,
Die jeden rührt, der fühlt;
Es tummelt froher Schüler Heer
Sich um den Baum, den Hügel her,
Bis sie die Glocke ruft zur Pflicht;
Sollt' ich den Platz je wiederschaun,
Mit nassen Augen rief ich traun:
„Die Lieb' hat Flügel, Freundschaft nicht!"

O Lieb', an deinem Glutaltar
Hab' ich gebetet oft,
Entzückt, weil ich der Deine war,
Von dir geträumt, gehofft;

Doch Flügel hast du wie der Hauch,
Dein ganzer Traum zerfließt in Rauch;
Nur, was dem Herzen Wunden sticht,
Das bleibt von dir im Geist zurück.
Drum fahre wohl mit deinem Glück,
Denn: „Freundschaft bloß hat Flügel nicht!“

Seh' ich des Jugendsitzes[42]) Turm,
So hebt mich Lust hinauf;
Die Brust bestürmt ein Freudensturm,
Zum Jüngling leb' ich auf.
Mir lächeln Thal und Ulmenhain,
Und jeder Blume Farbenschein
Zeigt mir ein doppelt Licht;
Dann jauchz' ich in der Freunde Kreis,
Das ist das Wahrste, was ich weiß:
„Die Lieb' hat Flügel, Freundschaft nicht.“

Mein Lycus, hemme den Erguß
Der Thränen, die du weinst,
Weil ewig grünend bleiben muß,
Was uns beseligt einst;
Wie fröhlich ist das Wiedersehn,
Wenn wir nach Jahren vor uns stehn,
Und uns die alte Lust umflicht;
Sich nah sein, ist ein schönes Los,
Doch lange Trennung sagt uns bloß:
„Die Lieb' hat Flügel, Freundschaft nicht.“

Ein einziger betrog mich nur,
Ich gräme mich nicht drum;
Sein Meineid löste meinen Schwur,
Und ich veracht' ihn stumm;
Ich wandte mich zu andern hin
Mit reinern Herzen, treuerm Sinn,
Von denen keiner war ein Wicht;
Und durch die ganze Lebenszeit
Bleibt ihnen treu mein Herz geweiht,
Denn: „Lieb' hat Flügel, Freundschaft nicht.“

Euch wenigen gehör' ich an
Mit meinem Hoffen, meinem Geist,

Auf die ich ewig bauen kann,
Und die kein Schicksal mir entreißt;
An denen ich nichts Falsches fand,
Nicht Schmeichelei und keinen Tand,
Kein glattes, höfisches Gesicht,
Die treu ihr bliebt in Leid und Freud',
Wir denken morgen so wie heut:
„Die Lieb' hat Flügel, Freundschaft nicht."

Der Dichter webt in Phantasie
Und gibt den Träumen Raum;
Doch an den Lorbeer denk' ich nie,
Bleibt mir der Freundschaft Traum;
Kann Lug nur Dichterruhm verleihn,
So mag er ewig fern mir sein,
Ich will nur Herzenslicht;
Fern ist Verstellung meiner Brust;
Ein Wort nur füllet mich mit Lust:
„Die Lieb' hat Flügel, Freundschaft nicht!"

Das Gebet der Natur.[43])

(Am 29. Dez. 1806 gedichtet.)

Erhabner Vater aller Leben,
Hörst du mein flehendes Gebet?
Kann deine Gnade wohl vergeben,
Wenn Sünde reuig zu dir fleht?

Ach, Herr des Lichtes, hör' mein Lallen,
Du siehst, wie mich die Nacht umhüllt;
Ohn' dich kann nicht ein Sperling fallen:
Verscheuche mir des Todes Bild.

Ich bete nicht mit einer Sekte;
Stets war es deine Allmacht nur,
Die mich erhob und mich erschreckte,
Drum schone deiner Kreatur!

Der Frömmling liege vor Altären,
Der Heide vor dem Götzenbild,
Der Priester mag durch Fabeln lehren,
In deren Dunst sich Gott verhüllt.

Soll Menschenweisheit sich beschränken
Auf eines got'schen Domes Nacht?
Ich kann dich nur im Lichte denken
Und die Natur in deiner Macht.

Soll Menschenweisheit Höllen schaffen,
Und drohet, weil ein Adam fiel,
Uns allzumal als Adams Affen
Der ähnlichen Verdammung Ziel?

Soll Gott nur denen Gnade schenken,
Die alle rings erbarmungslos
Verketzern, welche anders denken
Und nicht auf Worte schwören bloß?

Soll brüsten sich ein eitler Glaube,
Nur er sei auf der rechten Bahn?
Und soll der Wurm im niedern Staube
Urteilen über Gottes Plan?

Ha! sollen, die, sich selbst ergeben,
Einschlürfen aller Laster Wein,
Entscheiden über Tod und Leben
Und aller andern Richter sein?

Nicht fodr' ich, was Propheten fodern;
Gott, dein Gesetz ist die Natur;
Ich fühle Flammen in mir lodern,
Die deine Gnade tilget nur.

Du, der die Sterne weiß zu leiten
In Bahnen durch des Aethers Reich,
Der stillt der Elemente Streiten,
Vor dem der Pol dem Pol ist gleich;

Du, der du mich ans Licht gerufen,
In dessen Hand mein Ende liegt,
Erhebe mich von Stuf' auf Stufen,
Damit die Tugend in mir siegt!

O, höre meines Flehens Lallen,
Mag Weh, mag Lust mein Schicksal sein,
Mit dir nur will ich steigen, fallen,
Und dir vertrau' ich ganz allein.

Kehrt wieder dieser Staub zum Staube,
Und schwingt mein Geist sich himmelan,
Dann triumphiert und jauchzt mein Glaube
Und wird mit Lob und Preis dir nahn.

Doch sollten meine Lebensgeister
Tot mit dem Leib im Grabe ruhn:
Verehr' ich — lebend noch — den Meister,
Dem ich gewidmet all mein Thun.

Dir tönen meines Preises Lieder,
Ich danke dir für jede Lust;
Ich weiß, ich finde dich einst wieder,
Und bin dann dein mit ganzer Brust.[44])

An Edward Noel Long, Esq.[45])

„Nil ego contulerim jucundo sanus amico."
„Nichts wohl möcht' ich als Weiser dem holden Freunde vergleichen."
Horaz.

Mein Long, in Stille tiefer Nacht,
Wo rings in Schlummer liegt die Welt,
Naht sich des Freundes Bild und lacht
Dem zu, der es umfangen hält;
Wie wenn der Sturm vergaß zu wehn
Und Iris lacht in Farbenglanz,
So seh' dein Bild ich vor mir stehn,
Bekränzt mit ewig grünem Kranz.
Der Regenbogen kündet Ruh',
Und so — so blickt dein Bild mir zu.

Die Gegenwart bringt immer Schmerz,
Vergangnes tröstet nur das Herz.
Oft sink' ich, ach, ich weiß nicht wie,
In furchtbare Melancholie;
Der schönste Traum, mit Lust empfunden,
Schlägt mir die allertiefsten Wunden.
Doch die Dämonen tret' ich nieder,
Auf raff' ich mich und atme wieder.
Strahlt uns nicht mehr derselbe Stern,
Sind beide wir von Granta fern,

Und treten wir in Idas Hain
Nicht mehr verschlungnen Armes ein,
Ist auch, mit Mannheit umgetauscht,
Die holde Jugend uns entrauscht:
So läßt für Streben und für Hoffen
Das Alter doch noch Raum uns offen.
Wohl träum' ich, daß die künft'ge Zeit
Noch manchen Lenztag mir verleiht;
Doch mäht die Zeit den Blumenflor,
Der um die Lauben sproßt hervor,
An dem die Jugend sich entzückt,
Nach dem selbst noch das Alter blickt.
Kommt einer als ein kalter Greis,
Der nichts von einer Lust mehr weiß,
Der keine Mitleidsthräne kennt
Und die Empfindung Thorheit nennt,
Den nie des andern Seufzer stört,
Der nur die eigne Stimme hört:
Er bleib' in Ewigkeit mir fern,
Mich kümmert nicht sein Leid und Schmerz:
Die Kälte hab' ich nimmer gern,
Denn mich bewegt nur eins — das Herz.
So wie du mich bisher gekannt,
So wie ich war im Jugendland,
So bleib' ich ewig — jung und heiß,
Und würd' ich auch zum ältsten Greis.

Oft schwelgt' ich zwar in süßem Traum,
Doch blieb ich immer, was ich bin;
Oft wußt' ich mich zu fassen kaum,
Doch siegte stets mein starker Sinn.
Fort, fort mit euch, ihr Jugendstunden,
Gebt ihr auch Trost, indem ihr weilt,
Und gießt ihr auch in meine Wunden
Den einz'gen Balsam, der mich heilt!
Fürwahr, ihr lacht mir wie der Frieden
Des Augenblicks nach wildem Sturm,
Wo Winter plötzlich scheint verschieden,
Und wo zum Adler wird der Wurm.
Als Jüngling sang ich manche Lieder,
Ich war der Muse stets vereint,
Doch sank mein hoher Flug danieder;

Was ist ein Dichter, wenn er weint?
Die ich geliebt, sind für mich tot,
Die ist schon Mutter, die vermählt;
Dahin ist, was mir Lina bot,
Und auch Marie hat gewählt.
Und Coras Auge, einst mir hold,
Winkt mir nicht mehr zum Gegenblick;
In seinem Preise sank das Gold:
Ach, Cora bietet allen Glück;
Das Recht, für alle da zu sein,
Das hat allein der Sonnenschein.
Gleicht auch des Weibes Blick der Sonne
Soll sie doch sein nur eines Wonne,
Sie soll nicht allen sich ergeben,
Soll nur für den Erwählten leben.

So schwanden alle, wie sie kamen,
Und wurden mir zu bloßen Namen.
Es ging, wie's mit dem Winde geht,
Der in die Feuersgluten weht;
Er facht sie an — er löscht sie aus;
So ist der Leidenschaft Gebraus:
Was uns entzückt, was uns bewegt,
Erstirbt, wenn der Affekt sich legt;
Was noch so heiß geglüht auf Erden,
Muß endlich doch zu Asche werden.
Doch, Long, es ist schon Mitternacht,
Und Luna strahlt in düstrer Pracht,
Ich lobe ihre Schönheit nicht,
Der jeder Stümper Kränze flicht.
Ich mag den Dichterpfad nicht gehn,
Auf dem ich andre schon gesehn.
Doch eh' dreimal der Mond die Bahn
Gestiegen ab, gestiegen an,
Ja, eh' er dreimal noch die Welt
Verdunkelt wechselnd und erhellt,
Erhoff' ich, Freund, wird es geschehn,
Daß wir ihn heiter schimmern sehn
Ob jenem Ort der Seligkeit,
Wo wir verlebt die Knabenzeit.
Mit denen, die wir liebten warm,
Gehn wir dann wieder Arm in Arm

Dann sprechen wir durch lange Stunden
Von allen Freuden, die entschwunden,
Und heil'ger, geist'ger Schauer fließt
Durchs Herz, wenn sich der Mund ergießt;
Wir schweigen nicht, bis Luna sinkt
Und uns der helle Morgen blinkt.

An den Grafen George Delaware.

O Freund, was für einander wir empfunden,
Es floh im Lauf der Zeit; doch bleibt es wahr,
Wie treue Brüder waren wir verbunden,
Ein glühend und ein unzertrennlich Paar.

Doch Freundschaft wechselt, und den Bund von Jahren
Zernichtet oft ein böser Augenblick;
Nicht mehr sind Freunde dann, was sie sich waren,
Denn Liebe kehrt, doch Freundschaft nicht, zurück.

Einst auf der Schule waren wir Genossen
Und denken beide wohl an Idas Hain;
Wie ist der Lebenslenz von Glanz umflossen!
Und wie so düster ist des Winters Schein!

Erinnrung kann die Seele nicht mehr blenden,
Wenn sie die Jugendszenen überschaut:
Sie weiß ja doch, ein jedes Glück muß enden,
Wenn auf das Ende gleich die Thräne taut.

O teurer George, dich werd' ich ewig achten,
Durch meines ganzen künft'gen Lebens Lauf,
Denn auch geschieden strebte unser Trachten
Nach einem gleichen hohen Ziel hinauf.

Ich klage nicht, daß unser Bund zerrissen,
Auch reut mich's nie, daß ich mich dir verband;
Wir beide fühlen, wissen, was wir wissen,
Und du verstandest den, der dich verstand.

Du kennest mich. Mein Herz, mein ganzes Leben
Ist klar vor deinen Blicken aufgerollt;
Selbst nach der Trennung blieb das gleiche Streben,
Ich weiß, was du, du weißt, was ich gewollt.

Du weißt — doch laß uns nicht so rückwärts schauen,
  Denn längst schon ist geschieden Herz von Herz;
Ich weiß, der Bruch macht dir noch einmal Grauen,
  Und nach dem Freunde seufzest du voll Schmerz.

Wir sind geschieden — nicht vielleicht für immer,
  Denn einst noch kehrst du wohl zu mir zurück;
Doch niemals kehrt der frühern Tage Schimmer,
  Auf ewig hin ist unser Jugendglück!

An den Grafen von Clare.

O Freund, als wir noch Hand in Hand
Hinschwärmten durch das Jugendland,
  Voll Traum und Phantasie;
Da schwelgten wir in Seligkeit
Wie mancher sie in dieser Zeit
  Empfunden hat noch nie.

Schon die Erinnrung hebt die Brust
Mir mehr als jede andre Lust,
  Die mich nur je berauscht;
Die Seele seufzt nach jenem Glück,
Und alles kehrt ihr hold zurück,
  Was längst im Strom entrauscht.

Der fernentflohnen Jahre Raum
Wiegt mich in manchen süßen Traum,
  Den keine Sprache nennt;
Fort ist der Lenz, der uns gelacht,
Das künft'ge Leben zeigt nur Nacht,
  Und wir — wir sind getrennt.

Wie wenn ein mächt'ger Vaterquell
Zwei Ströme bildet stark und hell,
  Die auseinander fliehn,
Wo jeder Strom in seiner Flucht
Sich bald sein eignes Bette sucht,
  Um nach dem Meer zu ziehn:

So teilt' auch unsrer Leben Fluß
Sich in geschiedenem Erguß,
Eins ist der Strom nicht mehr;
Bald rann er trüb, bald rann er klar,
Und keiner blieb das, was er war,
Doch jeder strebt ins Meer.

O teurer Freund, mein Herz und deins,
In jedem Wunsche vormals eins,
Geht nun getrennten Lauf;
Der Ländlichkeit entfloh dein Sinn,
Du wandtest nach dem Hof dich hin
Und schwangest hoch dich auf.

Ich lebe fort im Liebesspiel,
Ich schwärme gern, ich reime viel,
Ich bin ein Narr, ein Thor;
Frag' nur die Kritiker! „Der Zunft
Der Dichter fehlt's stets an Vernunft!"
So rufen sie im Chor.

O Little, dein melod'scher Sang,
Des Zauber jedes Herz bezwang,
Erfuhr den Tadel bald;
Von Lieb' und Liebe sangst du fort,
Drum traf dich das Verdammungswort,
Das lasterhaft dich schalt.[46])

Doch weil dich aller Schönen Gunst
Erhebt und preist für deine Kunst,
So thu' es dir nicht leid;
Es lebt dein Werk, es lebt und bleibt,
Wenn längst kein Kritiker mehr schreibt
Für die Vergessenheit.

Den Kritiker erkenn' ich an,
Der schlechte Verse geißeln kann
Und den, der sie gemacht;
Und sollt' ich auch der erste sein,
Auf den der Rezensent haut ein,
So liefr' ich keine Schlacht.

Oft bringt's dem jungen Dichter Heil,
Wenn ihm ein Tadel wird zu teil,
  Sei er auch noch so hart;
Wer sündigt, neunzehn Jahr erst alt,
Der ist in Sünden grau und alt,
  Wenn er zum Dreiß'ger ward.

Ich kehre, Clare, zurück zu dir;
Gewiß verzeihen wirst du mir,
  Daß ich hier abgeschweift;
Du weißt, daß mir die Phantasie
Gar leichtbewegte Flügel lieh,
  Und daß sie gerne streift.

Ich denke wohl, daß Glanz und Pracht
Dir an des Königs Hofe lacht,
  Dem Bravheit wohl gefällt;
Und sitzt ein Edler auf dem Thron,
So ehrt dich solches Fürsten Lohn
  Gewiß vor aller Welt.

Doch weil der Hof gefährlich ist,
Wo man nur nach dem Scheine mißt,
  So sei auf deiner Hut;
Umfasse keinen, der nur scheint
Und es im Grund nicht ehrlich meint;
  Sei dem nur treu, der gut!

O, weiche nie bis an dein Grab
Von Tugend und von Weisheit ab,
  Rein halte deine Brust!
Dann wirst du über Rosen gehn
Und alles um dich lächeln sehn
  Und weinen bloß vor Lust.

Ja, Teurer, willst du glücklich sein,
Soll Lust an Lust um dich sich reihn,
  Willst du den Preis empfahn,
So gehe ruhig deinen Pfad,
Und bleibe so in Wort und That,
  Wie wir dich immer sahn.

Wohl wünsch' auch ich, daß Ruhm mir blinkt,
Wenn meines Lebens Sonne sinkt,
Ein Ruhm, der nie vergeht;
Doch hin gäb' ich den Dichter gleich,
Wär' ich an deinem Ruhme reich
Und gält' als ein Prophet.

Lied.

Als ich fröhlich noch schwärmt' in das Hochland hinaus
Und klimmte zum Gipfel von Morwen empor,
Um zu hören des Waldstroms Donnergebraus,
Das unten sich in die Gewitter verlor,
An Weisheit noch Schwächling, an Mut nur ein Held,
So rauh wie die Felsen im wilden Revier:
Da sah ich voll Sterne das Himmelsgezelt,
Doch den Preis als dem lieblichsten Stern gab ich dir.

Von Liebe war nur mir der Name bekannt,
Ihre Leidenschaft fühlte der Knabe noch nicht;
Doch was ich auf Schottlands Gebirgen empfand,
Das leuchtet und glüht mir in ewigem Licht;
Ein Bildnis nur lebte mir stets in der Brust,
Ich dacht' an kein Dort trotz dem einsamen Hier,
Ich wünschte mir wenig und fühlte nur Lust,
Und was ich mir wünschte, das fand ich in dir.

Am Morgen, von munteren Doggen umbellt,
Da zog ich die Berge, die Thäler entlang,
Ich schaute den Dee[47]), wie er woget und wellt,
Und hört' aus der Ferne den Hochlandsgesang;
Am Abend schlief sanft ich auf Moos und auf Kraut,
Und Träume von Mary verweilten bei mir,
Und glänzte die Morgenflur sonnig betaut,
Galt mein allererstes Gebet, Mary, dir.

Ich schied aus dem Land, und ich träumte nicht mehr,
Die Berge sind fern und die Jugend dahin,
Und denk' ich zurück, wird das Herz mir nur schwer,
Da der letzte des welkenden Stammes ich bin.

Ach, Glanz ward mir nur, zu verbittern mein Los,
Gedenk' ich zurück, bricht das Herz mir wohl schier,
Denn hoff' ich auch nichts, und erinnr' ich mich bloß,
Ist kalt auch mein Herz, so gehört's doch noch dir.

Seh' jetzt einen Fels ich, der hoch sich erhebt,
So seh' ich den Fels, den bei Colbleen ich sah,
Und seh' ich ein Auge von Liebe belebt,
So denk' ich des Auges, das ewig mir nah;
Seh' jetzt ich ein Lockenhaar leuchtend und hold,
So denk' ich, solch Haar war, Mary, deine Zier,
Ich seh' deine Locken von wallendem Gold,
Die Locken, die heilig der Schönheit und dir.

Vielleicht wohl erscheint mir der Tag noch einmal,
Wo mein teures Schottland ich wieder darf sehn,
Doch erschau' ich dann alles im vorigen Strahl,
Wirst, Mary, doch du nimmer vor mir mehr stehn;
Lebt wohl, o ihr Hügel, mein Berg und mein Hain,
Leb' wohl, o mein Dee-Fluß, auf Ewigkeit mir!
Was einstens gewesen, wird nie wieder sein,
Denn was, Mary, bin ich, was — ferne von dir?

Wenn ich ein sorglos Kind doch wär'!

Wenn ich ein sorglos Kind doch wär',
Und eine Höhle wär' mein Haus,
Dann schwärmt' ich in dem Wald umher
Und in das blaue Meer hinaus!
Des Sachsenstolzes läst'ge Pracht [48])
Liebt meine freie Seele nicht,
Sie liebt den Berg, der Wildnis Nacht,
Den Fels, wo sich die Welle bricht.

Ich schenk' euch euer feines Land,
Will nichts von eitlem Prahlen mehr!
Ich hasse Dienst von Sklavenhand
Und Bücklinge von feilem Heer;
An jenem Felsen laßt mich stehn,
Den laut das wilde Meer umbrüllt,
Und all' die Bilder laßt mich sehn,
Die meiner Jugend Raum erfüllt.

Kurz ist mein Leben — ein Gefühl
  Sagt mir, die Welt ist nicht für mich;
Warum doch ist des Daseins Ziel
  Dem Sterblichen so fürchterlich?
Mir schuf ein goldnes Traumgesicht
  Ein paradiesisch leuchtend Feld;
Was rief mich dein verhaßtes Licht,
  O Wirklichkeit, in diese Welt?

Was ich geliebt, das schwand dahin,
  Die Freunde flohn, die ich erwarb;
Wie öd' und tot ist nun der Sinn,
  Dem jede schöne Hoffnung starb!
Und scherzt mir auch ein lust'ger Schwarm
  Einmal den Schmerz hinweg beim Wein,
Und glüht der Geist auch noch so warm,
  Das Herz — das Herz bleibt doch allein.

Mich widert's, wenn das Mahl vereint,
  Was trennen Macht und Glück und Rang,
Ein Heer, das, weder Freund noch Feind,
  Sich freut an lärmendem Gedrang;
Ich will nur eine kleine Zahl,
  An Jahren und Gefühl wie ich:
Dann flöh' ich jedes nächt'ge Mahl,
  Wo Lust zum Schatten stets erblich.

Und Weib, o Weib, o meine Lust,
  Mein Trost, mein Glück, mein Himmelreich,
Wie schmerzt es mich in tiefer Brust,
  Daß auch dein Lächeln starrt so bleich!
Vermissen wollt' ich ohne Schmerz
  Der bunten Szene glänzend Weh,
Käm' nur der Friede mir ins Herz,
  Der blühet auf der Tugend Höh'.

Belebte Stätten sucht' ich nie,
  Blieb ohne Haß den Menschen fern,
Ich liebte die Melancholie,
  Die düstern Geistern folgt so gern;
O, hätt' ich doch den Flügel, der
  Die Taube trägt dem Neste zu!
Zum Himmel flög' ich, daß ich wär'
  Hinweg, und ewig wär' in Ruh'!

Zeilen, unter einer Ulme auf dem Kirchhof von Harrow geschrieben.

Platz meiner Jugend, dessen Schattenkühle
Durchsäuseln sanfter Himmelslüfte Spiele,
Wo ich allein jetzt steh', des grünen Pfad
Ich mit geliebten Freunden sonst betrat,
Die jetzt, wie ich, in weiter Welt verstreut,
Mit Wehmut denken der Vergangenheit;
Ach, da ich deinen Hügel wiederseh',
Durchrinnt ein Schauer mich in deiner Näh',
Du düstre Ulme! wo ich oft gesäumt
Und süß die Abenddämmerung verträumt.
Ich strecke nach gewohnter Art mich hin,
Doch, ach! mir fehlt der alte frohe Sinn!
Es ladet mich dein klagend Flüstern ein,
Mir die entschwundnen Jahre zu erneu'n;
Dein Säuseln sagt mir bang und wehmutsvoll
Noch tausendmal ein letztes Lebewohl.
Wenn Schicksalsfrost die Glut der Brust besiegt
Und jede Leidenschaft in Ruhe liegt,
Hab' ich mir süß den Todestag gedacht,
Wenn etwas uns das Sterben süßer macht;
Wüßt' ich ein enges Haus, ein stilles Grab,
Zu sinken hier am Lieblingsort hinab —
Mit diesem Traume stürb' ich leichter, ja,
Und wünscht' ich wo zu ruhn, so wär' es da.
Hier möcht' ich schlummern, wo mein Hoffen lebt,
Wo Jugendlust und Ruhe mich umschwebt;
Auf ewig von dem Schattendach gekühlt,
Bedeckt vom Rasen, drauf ich einst gespielt,
Im Boden dieser Stätte voll Genuß,
Vereint der Erde, die betrat mein Fuß,
Gesegnet von der Jugendfreunde Mund,
Beweint von einem kleinen Brüderbund,
Von ihnen, deren Herz mir einst gesellt,
Und sonst vergessen von der ganzen Welt.

(1807.)

Hebräische Gesänge.

Sie geht in Schönheit.[49])

Sie geht in Schönheit, gleich der Nacht
Mit wolkenlosem Sternenschein,
Geschmückt allein mit ihrer Pracht,
Geschmückt mit ihrem Reiz allein;
Seht, welch ein Zauber sie umlacht!
So herrlich kann die Nacht nie sein!

Ein Schatten mehr, ein blasser Licht,
Die halbe Schönheit wär' es bloß,
Die sich um dunkle Locken flicht,
Des Auges Herrschaft nicht so groß,
So süß nicht des Gedankens Licht,
Das ruhet in der Wimpern Schoß!

Ha, sieh die Wang', die Stirn sieh an,
Sie ist so sanft, beredt und hold!
Ihr Lächeln zaubert himmelan,
Ein Eden wird dir aufgerollt;
Hinschmilzt das Herz und betet an
Der Unschuld allerreinstes Gold!

Die Harfe des königlichen Sängers.

Das Lied — das Lied, das David sang,
In dem sich Erd' und Himmel eint,
Hat einen überird'schen Klang,
Aus dem die Seele jauchzt und weint.

Und wenn ein Herz von Eisen wär',
Es müßte schmelzen bei dem Ton,
Und hört' ein Ohr auch noch so schwer,
Es hört den Psalm vor Gottes Thron.

Das Lied — das Lied — es singt von Leid,
Es singt von Lob und Dank und Lust,
Von Höllenqual und Seligkeit
Und dringt auch durch die härtste Brust.

Es beugen Fels und Eiche sich
Vor dem allmächtigen Gesang;
Und ob der Sänger längst entwich,
Sein Lied hat ew'gen Widerklang.

Empor! Empor!

Gibt es noch eine andre Welt,
Wo sich die Seelen wiederfinden,
Ein Eden in dem Himmelszelt,
Wo alle Erdenthränen schwinden,

Dann ruf' ich aus: Willkommen du,
O Tod, der mich nach oben ruft,
Ins Dort, wo ich in sel'ger Ruh'
Darf atmen Auferstehungsluft!

Wie dunkel ist des Lebens Lauf,
Wo uns die Sorge nie verläßt!
Ein jeder möchte gern hinauf
Und hangt doch an dem Leben fest!

Jedoch empor den Blick ins Dort,
Wo sich vereinet Herz mit Herz!
Das Jenseits sei das Losungswort
Bei Himmelslust und Höllenschmerz!

Die wilde Gazelle.

Wohl hüpft noch die Gazelle jetzt
In Judas heil'gem Land,
Die sich am Labungsquelle letzt
Am blüh'nden Hügelrand.
Ihr leichter Schritt und muntrer Blick
Verkündet nur ein froh Geschick.

Wohl stolzer war Judäas Gang
  Und froher ihr Gesicht,
Und ihrer Schönheit Preis erklang
  Noch lauter im Gedicht.
Die Zeder auf dem Libanon
Steht noch; doch fern ist Judas Sohn.

Ha, glücklicher ist jeder Baum
  Als Judas Volk; er hält
Am Boden fest und macht sich Raum
  Empor zum Himmelszelt;
Er grünt und wächst von Jahr zu Jahr
Am Platz, wo er geboren war.

Doch wandern mußten wir hinaus
  In manches andre Land,
Wo keiner in dem Vaterhaus
  Die letzte Ruhe fand;
Und aller Welt zum Hohn und Spott
Ward unser Tempel, unser Gott!

O, weint um sie!

Weint um die Weinenden an Babels Strom;
Ihr Tempel — er ist leer, und öd' ihr Land;
O, weint um Juda! Sie ist mehr als Rom!
Sie ist das Haus, in dem sich Gott befand.

Warum ruht doch auf Judas Sohn der Fluch?
Warum ist er verbannt von Hof und Haus?
Er duldete und er ertrug genug,
Wann ist einmal sein Leiden endlich aus?

Wann kommt der Stamm der Flüchtigen zur Ruh'?
Wann legt er nieder seinen Wanderstab? —
Die wilde Taube eilt dem Neste zu,
Jedoch des Juden Port ist nur sein Grab.

An den Ufern des Jordan.

An Jordans Ufern gehn der Araber Kamele,
Auf Sion klingt ein Lied aus fremder Kehle,
Die Heiden beten auf dem Sinai,
Es schläft des Donners alte Melodie.

Wo Moses Gottes Wort auf Erz geschrieben,
Von dort ist längst das Gottesvolk vertrieben,
Und wo sich Gott im Feuerbusch gezeigt,
Gähnt eine weite Wüste nur, die schweigt.

O, sende einen Blitz aus dunkler Wolke,
Jehovah, deinem unterdrückten Volke!
Wie lange soll dein Haus verödet sein? —
Ach, sieh von deinem Himmel doch herein!

Jephthas Tochter.

Vom Himmel ist's, mein Vater, mir beschieden,
Daß ich als Opfer falle für das Land,
Erkaufen sollte ja mein Tod den Frieden,
Drum opfere mich nur mit fester Hand!

Sinkt doch ein langer Schmerz mit mir zu Grabe,
Der oftmals mich verfolgt durch Thal und Flur;
Der Tod von lieber Hand ist süße Gabe,
Und einen Engel seh' ich in ihm nur.

Ich schwör's, mein Vater! Rein war all mein Leben,
Und rein, rein ist mein Blut, dem Segen gleich,
Den, eh' es fließen wird, du mir wirst geben,
Rein, wie mein letztes Wort beim Todesstreich.

Ob auch die Jungfrau'n Salems um mich klagen,
Mein Vater, wahre dir dein starkes Herz!
Durch mich hast du den stolzen Feind geschlagen;
Das Land ist frei! Ich sterbe ohne Schmerz!

Und strömt dein eignes Blut aus meiner Wunde,
Und schweigt der oft belauschten Stimme Ton,
So denke, denkst du meiner Todesstunde,
Daß lächelnd aus dem Leben ich entflohn.

O, die du starbst in deiner Jugend Pracht.

O, die du starbst in deiner Jugend Pracht,
Nicht düster sei dir deines Grabes Nacht;
Auf deinem Hügel mögen junge Rosen,
Des Lenzes erste, mit den Lüften kosen,
Und die Cypressen halten freundlich Wacht!

Und weilt die Trauer sinnend an dem Fluß,
Mit dem sie ihre Thränen mischen muß,
Und schleicht sie dort mit unbestimmtem Wanken,
Vertieft in melancholische Gedanken,
So sei ihr selbst die Schwermut ein Genuß!

Was hilft die Thräne, die wir Toten weihn?
Sie dringt nicht in des Todes Herz hinein;
Doch soll darum den abgeschiednen Seelen
Der schuldige Tribut der Thränen fehlen?
Soll deshalb jeder Traurer fröhlich sein?

O nein, o nein! Wer sagt: „O trauert nicht!"
Der sagt es ja mit nassem Angesicht!

Ein grauses Dunkel herrscht in meiner Seele.

Ein grauses Dunkel herrscht in meiner Seele,
Ich sehne mich nach Lied und Harfenklang;
Musik allein — sie ist die Philomele,
Die sänftigt meines Herzens wilden Drang;
Sie führt die müden Hoffnungen zum Hafen
Und reißt nach oben mächtig mich hinan;
Sie gibt den Thränen, die im Auge schlafen,
Sie gibt dem Schmerz der Seele freie Bahn.

Doch wild sei der Gesang, der mir soll klingen;
Spielt mir ein Lied der Trauer, nicht der Lust!
Denn weinen muß ich — oder schier zerspringen
Muß mir von grenzenlosem Gram die Brust!
Zu lang trug ich die stumme Qual im Herzen
Und seufzte schlaflos in der Mitternacht;
Erliegen muß ich unter diesen Schmerzen,
Wenn nicht Musik die Brust mir leichter macht!

Ich sah dich weinen.

Ich sah dich weinen — eine Thräne stand
In deines holden Auges süßem Blau,
Dem Veilchen glichst du da am Bachesrand,
An dessen Blüte perlt der Morgentau.

Ich sah dich lächeln, und des Saphirs Licht
Vergaß vor diesem Lächeln seinen Glanz,
Den Glanz, aus dem ja keine Seele spricht,
Er wurde blind an solchem Strahlenkranz.

Wie Wolken, die im Abendsonnenschein
Herniederleuchten mit dem goldnen Strahl,
Und die, wenn nun das Dunkel bricht herein,
Doch fort noch schimmern über Berg und Thal:

So dringt dein Zauberlächeln in die Brust
Und bannet magisch auch den ärgsten Schmerz;
Du strömst gleich einem Sterne reine Lust
Und Widerstrahl des Himmels in das Herz.

Du fielst in deines Ruhms Beginn.

Du fielst in deines Ruhms Beginn,
Doch singt das Lied dir nach,
Und jeder schaut auf dich noch hin,
Den Retter aus der Schmach;
Das ganze Land denkt an den Mann,
Der Sieg und Freiheit ihm gewann.

Ja, sankst du auch in deine Gruft,
Uns bist du doch nicht tot!
Wir tranken Auferstehungsluft
Aus deines Blutes Rot;
Und fort in uns lebt dieses Blut
Und deines Geistes hohe Glut.

Dein Name soll die Losung sein
Im Frieden und im Krieg;
Dir sollen Jungfraun Thränen weihn! —

Doch — du errangst den Sieg;
Drum fort mit euch, ihr Thränen all'!
Denn ein Triumph war ja dein Fall!

Sauls Gesang vor der Schlacht.

Ihr Krieger, wenn des Feindes Schwert mir naht
Im Kampfe, den für Gott mein Arm besteht,
So schirmt den König nicht auf seinem Pfad,
Der freudig für sein Volk zum Tode geht.

Du, der du meinen Schild und Bogen trägst,
Du thust mir recht, wenn du mich bei dem Fliehn
Des Heeres augenblicklich niederschlägst,
Die Bahn zu ziehn, die niemand mochte ziehn!

Wenn andre weichen, o mein teurer Sohn,
Wir fliehen nicht, wir bieten allem Hohn!
Und winkt uns nicht des Sieges Morgenrot,
So winkt uns doch ein königlicher Tod!

Saul und die Erscheinung des Propheten bei der Hexe von Endor.

„Du, die du Tote weckest auf,
Ruf den Propheten mir herauf!"

„Komm, Samuel, aus deiner Gruft!
Ein König ist es, der dich ruft!"

Die Erde gähnte; aufstieg der Prophet
Aus seinem Sarg, von Grabesluft umweht,
In seinem stieren Auge starren Tod,
Am ganzen Körper ohne Lebensrot,
Ein grausiges Geripp von bloßem Bein,
Mark-, blut- und sehnenlos trat er herein
Und that mit starrem, atemlosem Mund
Dem König Saul die Prophezeiung kund,
Die ihn dahinwarf gleich dem Eichenbaum,
Den schnell ein Blitz trifft aus der Wolke Saum.

„Was störst du meine Grabesruh'?
Was forderst, was verlangest du?
Ha, Saul, du bist's? — Sieh meine Gestalt!
Ich bin begraben, tot und kalt!
Und du — du gleichst mir morgen schon,
Du stolzer König auf dem Thron!
Dein Sohn und du, o Herr der Welt,
Seid bald mir beide zugesellt.
Leb' wohl! Doch nur auf einen Tag;
Dann liegt ihr, wo ich längst schon lag;
Und deine Macht, dein ganzes Heer
Liegt, tot wie du, rings um dich her,
Der scharfe Stahl an deiner Seit'
Durchbohrt dein eignes Eingeweid';
Mit Kron' und Atem, Thron und Haus,
O Saul, ist's dann für ewig aus."

„Alles ist eitel," sagt der Prediger.

Ruhm, Weisheit, Liebe, Macht hab' ich genossen,
Und Jugend und Gesundheit waren mein;
Der Wein ist aus dem Becher mir geflossen,
Und Schönheit lachte mir mit holdem Schein;
Ich sonnte mich an allen Liebessonnen
Und flog aus Himmel in den Himmel fort;
Was nur die Erde beut, hab' ich gewonnen,
Und jede Lust schuf mir mein Königswort.

Doch überzähl' ich alle meine Tage,
Die mir zurück nur führt Erinnerung,
Und wäg' ich dieses Leben auf der Wage,
So hatte doch der Schmerz den Ueberschwung;
Kein Augenblick erschien im Stundentanze,
In dem ich eine reine Lust empfand,
Und nie war ich bedeckt von Goldesglanze,
Des Strahl mir in die Seele nicht gebrannt.

Die Schlange, die im Felde schleicht, zu zähmen,
Gelingt dem Zaubrer, den die Trauer quält;
Die Schlange, die am Herzen frißt, zu lähmen,
Das glückt nicht einem, dem die Freude fehlt;

Denn weder Weisheit bändigt diese Schlange,
Noch wiegen Harfentöne sie in Ruh';
Und wär' es auch dem Herzen noch so bange,
So muß es doch noch rufen: „Stich nur zu!"

Wenn kalt nun jedes Glied erstarrt.

Wenn kalt nun jedes Glied erstarrt,
Was wird dann aus dem ew'gen Geist? —
Er flüchtet aus der Gegenwart,
Die in das Grab den Körper reißt;
Jedoch wohin? Fliegt er empor
In die Planetenwelt hinein,
Um dort mit höhrer Geister Chor
Allüberall wie Gott zu sein?

Ja, ewig ist er, grenzenlos;
Er sieht das All selbst untergehn,
Durchschweift die Welten frei und groß
Und schaut, was hier und dort geschehn:
Was der Erinnerung entschwand
In langer Jahre düsterm Lauf,
Das geht ihm dort im bessern Land
In klaren Lichtgebilden auf.

Er sieht, was war, eh' Gottes Wort
Bevölkerte die Erdenwelt,
Er fliegt, ein Adler, fort und fort
Von Himmelszelt zu Himmelszelt;
Er dehnt sich in der Zukunft Raum
Mit seinen Flügeln aus weit — weit
Und wird die ganze Welt zu Schaum,
Er pocht auf seine Ewigkeit.

Haß, Liebe, Hoffnung, Furcht sieht er
In ihrem ganzen eitlen Nichts;
Er kennt kein Jahr, kein Alter mehr,
Umrollt vom Strahl des ew'gen Lichts;
Er schwingt sich auf mit stolzem Sinn
Und dringt in alles stürmend ein,
Und schaut mit einem Lächeln hin
Auf seinen eignen Leichenstein.

Belsazar.

Der König saß auf seinem Thron
Und um ihn der Satrapen Troß;
Der Nacht bot Lamp' an Lampe Hohn,
Zum Flammenmeere ward sein Schloß;
Aus tausend goldnen Bechern — ach!
Jehovah vormals heilig — rann
Des Weines zügelloser Bach,
Und alle stießen lärmend an.

Da zeigte sich zur selben Stund'
Der Schatten einer Menschenhand,
Doch keinem einz'gen wurde kund,
Was sie geschrieben an die Wand;
Wie Feuer brannte Zug für Zug;
Man stand vor ihr und sah sie an;
„Ist es Phantom? Ist es ein Trug?"
So frug man sich und sann und sann.

Den König traf ein Schreck. Er sprach:
„Laßt schweigen jeden Ton der Lust!"
Bleich ward sein Blick, sein Knie ward schwach;
Er stammelte aus banger Brust:
„Bestellt mir einen weisen Mann,
Den weisesten der ganzen Welt,
Ob er die Schrift mir lesen kann,
Die unser Freudenfest vergällt!"

Chaldäa hat der Weisen viel,
Jedoch hier scheitert ihre Kunst,
Sie findet an der Schrift ihr Ziel
Und wird zu Schaum und Nebeldunst.
Auch Babel ist an Greisen reich,
Die jede Wissenschaft verstehn,
Doch hier — hier sind sich alle gleich,
Sie können staunen bloß und sehn.

Nur einer, der gefangen war,
Ein Jüngling aus dem fremden Land,
Der stellte sich dem König dar
Und las die Züge an der Wand;

Die Lampen strahlten ringsum hell,
  Als er die Prophezeiung las,
Der Morgen hat's erfüllt zur Stell',
  Und, wie er sagte, so geschah's.

„O Belsazar, dir winkt das Grab,
  Aus ist's mit deinem Königtum!
Du sinkst in schnöden Staub hinab,
  Wertlos, machtlos und ohne Ruhm!
Dein Purpur ist dein Totenkleid,
  Dein Thronbett ist dein Leichenstein!
Der Meder Scharen sind nicht weit,
  Und König wird der Perser sein!"

O Sonne du, für alle, die nicht schlafen!

O Sonne du, für alle, die nicht schlafen,
  Du trauriger, du melanchol'scher Stern,
Du winkst dem müden Schiff nach keinem Hafen,
  Du selbst bist krank in deinem innern Kern.

In deinem Strahl seh' ich entschwundne Zeiten,
  Jedoch der süße Rückblick läßt mich kalt;
Was ich genoß, ist hin für Ewigkeiten,
  Und in der Jugend fühl' ich schon mich alt!

Wär' ich gewissenlos.

Wär' ich gewissenlos, wie du es denkst,
  So hätt' ich Galiläa nicht verlassen;
Dem Glauben hätt' ich abgeschworen längst,
  Daß das Verderben nicht mich möchte fassen.

Mehr opfert' ich dem Glauben, als du meinst,
  Ja, mehr vielleicht, als Gott mag selbst verlangen;
Doch ich vertraue dem und hoff', auch einst
  Von ihm den Lohn der Treue zu empfangen.

Herodes' Klage um Mariamne. [50])

O Mariamne, die du starbst durch mich,
Nun sterb' ich selbst, da du zu Grab gegangen;
Die Reu' durchbohret mich nun Stich auf Stich,
Und aus dem Zorn ward schmerzliches Verlangen.
O Mariamne, sprich, wo flohst du hin?
Du hörst die Töne nicht, die aus mir klagen!
Ach, hört'st du sie! — Hart ist des Himmels Sinn:
Du würdest mir Verzeihung nicht versagen!

Und ist sie wirklich tot? Und ward ein Wort,
Das ich im Wahnsinn sprach, so rasch vollzogen?
Ich mordete mich selbst durch ihren Mord,
Das eigne Schwert hab' ich aufs Herz gezogen!
Ja, du bist hin! — Mein Liebstes liegt im Grab;
Vergebens ruf' ich aus: „O, lebe wieder!" —
Hoch blickt ihr Geist aus jenen Höh'n herab
Und steigt auf meine Seufzer nicht hernieder.

Tot ist sie, die mein Diadem geteilt,
Und, ach! mit ihr erstarb mir jede Wonne!
Von Eifersucht und Wahnsinn übereilt,
Riß ich vom Himmel meines Lebens Sonne!
Mein ist die Schuld und mein die Höllenqual,
Die mir im Innern schafft die wüsten Leeren,
Ich erntete die Schmerzen ohne Zahl,
Die ewig mich, doch nie sich selbst verzehren!

Die Zerstörung von Jerusalem.

Ich schaute von dem Berg auf Sion hin,
Das Romas Löwin in die Klauen fiel,
Zur Flamme ward mir selbst ein jeder Sinn,
Als ich hineinsah in der Flammen Spiel.

Ich sah den Tempel, und ich sah mein Haus
Und dachte nicht an meine Sklaverei;
Ich starrte wie in Wahnsinn wild hinaus
Und seufzte, daß es hier zu Ende sei.

Ich stand auf diesem Berg so manchen Tag
  Und sah die Sonne selig untergehn!
Wie umgewandelt ist des Herzens Schlag,
  Da ich statt ihr mein Volk muß sinken sehn!

Heut sah ich keine Sonne, keinen Tag
  Und keine Nacht — sah nur den Feuerschein!
O, schlüge doch den Feind ein Donnerschlag
  Im Nu zum tiefsten Höllengrund hinein!

Doch, ob auch Juda vor dem Heiden fällt,
  Jehovahs Tempel soll er nicht entweihn;
Irrt Gottes Volk zerstreut auch in der Welt,
  Wird doch sein Gott ihm ewig heilig sein!

Wir saßen weinend an des Flusses Rande.

Wir saßen weinend an des Flusses Rande
  Bei Babylon und dachten an den Tag,
Der das Verderben brachte unserm Lande
  Und Salem niederschlug mit einem Schlag,
An welchem unsrer Töchter holde Schar
Floh aus der Stadt mit aufgelöstem Haar.

Wir schauten in den Fluß, der fröhlich rollte,
  Ihm neidend seinen ungebundnen Lauf;
Wir sollten singen; aber keiner wollte:
  Nur Seufzer stiegen aus der Brust herauf;
Verdorren hätt' auch müssen dem die Hand,
Der Harfe hätt' gespielt in Feindes Land.

Nein! nein! die Harfen hängen an den Weiden;
  Sie hassen jeden Ton der Sklaverei;
Stumm sollen sie mit uns die Schmerzen leiden,
  Kein Laut aus ihnen zu entlocken sei!
Wir singen nicht! Wir mischen keinen Ton
Mit unsrer stolzen Ueberwinder Hohn!

Der Untergang Sanheribs.

Gleich einem wüt'gen Wolfe fiel der Assyrer ein,
Und seine Heere strahlten von Gold und Silberschein,
Und seine Speere blitzten gleichwie ein Flammenmeer,
Wenn an den Felsen schäumen bei Mondschein Wellen her.

Gleichwie des Waldes Blätter im hellen Sonnenstrahl,
So funkelten die Banner der ungezählten Zahl;
Gleichwie die Blätter fallen, sobald der Herbst sich naht,
So fielen schon am Morgen die Feinde auf dem Pfad.

Der grause Todesengel kam wild im Sturm herab,
Er hauchte — und die Feinde versanken in ihr Grab,
Und Mann und Roß am Boden bedeckten weit das Feld,
Als wären sie an Felsen des Ozeans zerschellt.

Am Panzer jedes Reiters fraß schon der junge Rost,
Und Raben wiegten krächzend sich um die frische Kost,
Leer waren alle Zelte, Fahn' lag an Fahn' herum,
Und bei der Lanz' am Boden lag die Trompete stumm.

Die Witwen Assurs klagten mit lautem Wehgeschrei:
Mit Baal, mit seinem Tempel und Glanz ist es vorbei! —
Hinschmolz die Schar der Heiden; was nicht das Schwert bezwingt,
Das weicht dem Arme Gottes, der stets den Sieg erringt!

Ein Geist erschien mir.

(Nach Hiob.)

Ein Geist erschien mir — und der lichte Schein
Des Ew'gen strahlte hell auf mich herein.
Die andern schliefen all', ich einzig nicht;
Da stand der Geist, gestaltlos, doch im Licht.
Mir stieg das Haar zu Berg, als ich ihn sah;
Jetzt hub er an, indem er stand ganz nah:
„Ist mehr der Mensch denn Gott? Ha, ist er mehr
Als aller Engel, aller Geister Heer?
O Kreatur von Staub, die selbst die Mott'
Oft überlebt! Du rechtest hier mit Gott?
Du Tagsgeschöpf! Du stirbst ja in der Nacht,
Eh' du etwas gethan, erlebt, erdacht!"

Vermischte Gedichte.

An eine alte Dame. [51])

In Nottingham, nah' bei dem „grünen Schwan",
Lebt wohl die Häßlichste, die je wir sahn;
Sie glaubt, daß, wenn sie stirbt — geschäh's doch bald —
Ganz steif und fest, ihr Geist zum Monde wallt.

Das Lebewohl.

Bei der Besorgnis eines baldigen Todes gedichtet.

Leb' wohl, o Hain, wo Jugendlust
  Mit Rosen mich umwand,
Und wo des Knaben junge Brust
  Den Weg zur Weisheit fand!
Leb' wohl, du meiner Freunde Schar,
Die meiner Seele teuer war,
  Als Ida [52]) einst uns noch umzellt;
In einer andern Zelle bald
Werd' ich nun ruhen tot und kalt,
  Geschieden von der Welt.

Leb' wohl, du königlicher Bau,
  Granta, [53]) du blaß Idol,
Du melanchol'sche Weisheitsau,
  Leb' mir auf ewig wohl!
Ihr alle, die mit mir gelebt
Und gleichem Ziele nachgestrebt
  An Camas Uferrand,
Lebt wohl! Vergäß' ich vieles auch,
Doch denk' ich bis zum letzten Hauch
  An das, was dort mir schwand.

Lebt wohl, ihr Berge, die so gern
Als Jüngling ich erklimmt;
Noch seh' ich Loch na Gar [54]) von fern,
Wie es in Wolken schwimmt;
Warum doch zog ich von dir fort,
Du unvergeßnes Land im Nord,
Zu stolzer Thoren Heer?
Warum verließ ich Berg und Wald?
Der Nord war warm, der Süd ist kalt
Und macht das Herz mir schwer.

Leb' wohl, du meiner Ahnen Haus;
So traurig, dumpf und hohl
Wie Leichenglockenklang voll Graus
Ertönt mein Lebewohl!
Vergiß, o Halle, meinen Sang
Von deinem Glanz und Untergang!
Zwar wird in künft'ger Zeit
Noch manchmal von der Lyra Sohn
Ein Lied, wie Aeolsharfenton
Ersterbend, dir geweiht.

Ihr Fluren um die Hütte dort,
Ihr lacht mir ewig zu;
Leb' wohl, du teurer Lieblingsort,
Mit deiner Himmelsruh'!
Noch seh' ich dich, du kleine Flut, [55])
Die oft mich in der Mittagsglut
Im Bade kühl umwallt;
Wie oft stürzt' ich in dich hinein!
Jetzt steh' ich fern von dir allein
Und vor der Zeit schon alt.

Und du, o Szene, die so nah
Mein Herz sich ewig fühlt,
Noch stehen mir die Felsen da
Die Bach an Bach umspült.
Und wie im sel'gen Traumgefild
Erscheint, o Mary, [56]) mir dein Bild
Und lächelt hold mich an;
Weh mir! Der Tod entriß dich mir,
Doch ewig seh' ich dich noch hier
Und schwelg' in süßem Wahn.

Und du, o Freund,[57]) den ich geliebt
  Wie keinen Menschen je,
So wie kein Wort es wiedergibt,
  In Freuden, wie in Weh;
Noch trag' ich, deiner eingedenk,
Hier auf dem Herzen dein Geschenk,
  Den glüh'nden Edelstein;[58])
Was deine gleiche Seele sprach,
Das klingt mir bis zum Grabe nach
  Und bis ins beßre Sein.

Jetzt ist es dunkel um mich her;
  Der Liebe süßer Trug
Betrügt das sel'ge Herz nicht mehr,
  Kein Puls schlägt, wie er schlug;
Selbst eines künft'gen Ruhmes Licht
Erhellet meine Tage nicht —
  Was hilft mir Lorbeerlaub?
Trotz meines Geistes hohem Drang
Geh' ich den allgemeinen Gang
  Und bin des Todes Raub.

O Ruhm, du Gottheit meiner Brust!
  Wer deinen Kranz gewann,
Der schwebt auf Schwingen hoher Lust
  Aus Höllen himmelan;
Auch mir winkst du ins höh're Land,
Hier ward ich kaum gekannt, genannt,
  Hier ist mein Leben Traum;
Ach, aus dem eitlen Weltgewühl
Sehn' ich mich zu des Grabes Kühl',
  Denn hier ist alles Schaum!

Und deckt mich einst des Hügels Grün,
  Und ruht mein müdes Haupt,
Wo tausend schöne Blumen blühn,
  Von Weiden überlaubt:
Dann kommt vielleicht ein Wandrer her,
Jedoch er weiß von mir nicht mehr,
  Er weilt wohl bis zur Nacht;
Doch still ist's an dem heil'gen Ort,
Und keine Thräne fließt mir dort,
  Und mein wird nicht gedacht.

Vergiß die Welt, o müder Sinn,
Und blicke still hinauf!
Ja, lenke nach den Sternen hin
Den langen Irrelauf!
Sprich ferner allen Sekten Hohn
Und beug' dich nur vor Gottes Thron,
Ihm nur weih' dein Gebet;
Ihm darf der Mensch, der Staub, sich nahn,
Und jeden sieht er gnädig an,
Der seine Pfade geht.

Dich rufen alle, Herr im Licht;
Auch ich bin in der Schar;
Ohn' dich fällt auch der Sperling nicht,
So nimm auch meiner wahr!
Du, der du alle Sterne lenkst
Und nach dem Winter Frühling schenkst,
Des Kleid die Himmel sind,
Vergib mir, wenn ich schwach erlag,
Und kommt dereinst mein Sterbetag,
Nimm gnädig auf dein Kind!

(1807.)

An Anna.

O Anna, schwer hast du den Freund gekränket,
Der zornentbrannt dir heiße Rache schwor;
Doch von dem Weibe wird der Mann gelenket,
Und schau' ich dich, bin ich der alte Thor.

Ich schwor, auf ewig ferne dir zu stehen,
Und dachte nur an dich, mir selbst zur Schmach;
Ich schwor, wenn ich dich säh', dich nicht zu sehen,
Und sah dir doch mit nassem Auge nach.

Ich schwor's, dich immer tiefer zu verachten,
Je mehr ich dir Verehrung mußte weihn;
Ich schwor's, nach einer andern flugs zu trachten,
Und dennoch blieb mein Herz auf ewig dein.

Mit deiner Schönheit kämpf' ich doch vergebens;
Drum hoff' ich auch, Verzeihung zu empfahn;
Du bleibst ja doch das Leben meines Lebens,
Und, Anna, deine Bahn ist meine Bahn!

(1807.)

An den Verfasser eines Sonetts,

das anfing:

„Sad is my verse," you say, „and yet no tear."

Gewiß, dein Lied hat einen düstern Ton,
Melancholie beseelt es mehr als Witz;
Jedoch wir weinen nicht in unserm Hohn,
Denn uns durchzuckt nur eines Mitleids Blitz.

Mehr Mitleid findet keiner wohl als du,
Und des bedarfst du wahrlich, wie es scheint;
Denn dein Gesang verderbt wohl jedes Ruh',
Denn einer lacht hier und der andre weint.

Behexen kann dein Lied, bezaubern nicht,
Ha, keine Seele liest's zum zweitenmal;
Und wenn dabei das Herz in Stücke bricht,
So bricht's vor Lachen, aber nicht vor Qual.

Wenn du durchbohren willst des Lesers Brust
Und bluten machen von der größten Pein,
So wisse, daß du ihn verdammen mußt,
Ein zweites Mal dein Leser noch zu sein.

(1807.)

An eine Eiche bei Newstead.[59])

Als ich dich einst gepflanzt, o junger Baum,
Dacht' ich, du würdest lang mich überleben;
Ich sah dich hoch und stark in meinem Traum,
Und Epheu nahte sich, dich zu umweben.

Ich hoffte manches in der Jugendzeit,
Als ich dich pflegt' in meiner Väter Auen;
Doch längst dahin ist meine Herrlichkeit,
Und dich auch muß ich halb schon welkend schauen.

O Eichenbaum, seit ich von dir gegangen,
Bezog ein Fremder meiner Väter Haus;
Als Mann erst wird es wieder mich empfangen;
In dieser Zeit vielleicht ist's mit dir aus.

Stark bist du — wenig dürfte man dich pflegen,
So kehrte neues Leben dir zurück;
Doch jener Fremde fühlt kein liebend Regen;
Ach! die Verlassenheit ist dein Geschick.

O welke nicht, mein teurer, teurer Baum,
Denn eh' zwei Jahre rasch die Bahn vollenden,
Erfüllet sich vielleicht mein froher Traum,
Und ich umfasse dich mit meinen Händen.

Ja, lebe fort und wachse stolz empor
Ob allem bösen Unkraut und Gewinden!
Es grüne Zweig an Zweig an dir hervor,
Und volles Leben sei an dir zu finden!

Soll sich mein Leben früh zu Ende neigen,
Ja, modert schon im Grabe mein Gebein,
Dann sollst du, erst beginnend, höher steigen
Und prangen in des Glanzes vollem Schein.

Jahrhunderte hindurch sollst du bestehen
Und noch auf deines Herren stille Gruft
Im Lenze sel'ge Kühlung niederwehen,
Durchwürzt von wundersüßem Himmelsduft.

Und nahen deinem Schatten meine Lieben,
Dann tönt ein geistig Lispeln an ihr Ohr;
Die schöne Zeit, die wir mit Lust vertrieben,
Steigt hold vor ihren Blicken dann empor.

„Hier dichtete," so werden sie dann sagen,
„Vielleicht der tote Freund sein erstes Lied;
Nun ruht er, bis die Zeit mit ihren Tagen
Die Ewigkeit in ihre Arme zieht."

(1807.)

Grabschrift auf John Adams von Southwell, einen Fuhrmann, der am Trunke starb.

Hier schlummert John Adam, den Southwell gebar,
Der so groß in der Fahrkunst wie Trinkkunst stets war;
Doch er fuhr sich nun fest, denn zu schnell fuhr er nur,
Drum fährt er nicht mehr, weil man selbst ihn nun fuhr;
Der Schnaps, den er trank, war für einen zu viel,
Drum fuhr mit der Eilpost der Fuhrmann zum Ziel.

(1807.)

An meinen Sohn.[60])

Dein blaues Aug', dein goldnes Haar
Zeigt deiner Mutter Bild mir klar;
Die Grübchen in den Wangen, ha,
Bezaubern jeden, der dich sah;
Mir kehrt zurück, was mir entflohn,
Und weinend ruf' ich aus: „Mein Sohn!"

Auch du rufst aus: „O Vater mein,
Mag auch mein Nam' ein andrer sein!" —
Es schmerzt mich — aber sei in Ruh',
Denn niemand ist mir lieb wie du;
Starb lang auch deine Mutter schon,
Ihr Schatten sagt: „Du bist mein Sohn!"

Sie schied, und du hast nichts gewußt.
Du sogst an einer fremden Brust,
Und dich verlacht der kalte Hohn;
Man fragt umher: „Wer ist der Wicht?"
Doch, gutes Kind, verzweifle nicht!
Dein Vater spricht: „Du bist mein Sohn!"

Warum besiegt mich die Natur,
Wo alles ringsum spottet nur? —
Es tadle mich der Moralist,
Du bleibst mir doch, was du mir bist;
Aus meiner Jugend klingt ein Ton,
Der laut mir sagt: „Du bist mein Sohn!"

Es freut mich, in des Herbstes Au'n
Mein Ich in dir verjüngt zu schaun;
Eh' meiner Stunden Glas verrann,
Wirst du vielleicht ein großer Mann;
Und mich belohnt der schönste Lohn
Beim Herzensruf: „Mein Sohn! Mein Sohn!"

Ob ich auch jung und leicht noch bin,
So lebt in mir doch Vatersinn;
Vielleicht liebt' ich dich nicht so sehr,
Wenn nicht das Bild der Mutter wär',
Das, leuchtend von des Himmels Thron,
Mir ewig sagt: „Du bist mein Sohn!"

(1807.)

Lebewohl.

Leb' wohl! Wenn je ein zärtlich Flehen
Für andrer Heil Gewährung fand,
Wird meines nicht die Luft verwehen,
Wird's tragen in der Sterne Land.

Ich mag nicht reden, seufzen, weinen,
Denn mehr als blut'ge Thränen wohl,
Die Sünder in dem Tode weinen,
Liegt in dem Wort: „Leb' wohl! Leb' wohl!"

Mein Aug' ist trocken — stumm der Mund;
Doch in der Brust und in dem Haupt
Bin ich von einem Schmerze wund,
Der mir den Schlaf auf ewig raubt;

Nicht murren mag und soll mein Sinn,
Ist auch mein künft'ges Dasein hohl;
Ich weiß nur, unsre Lieb' ist hin,
Und seufze nur: „Leb' wohl! Leb' wohl!"

In hohem Glanz mag deine Seele wohnen.

In hohem Glanz mag deine Seele wohnen,
Denn nie noch schied ein liebenswertrer Geist
Dahin aus dieser niedern Erde Zonen
Von allen, so ins beßre Land gereist.

Es fehlte dir ein sel'ges Los hienieden,
Doch, was uns hier gebricht, das wird uns dort;
Ich sorge nicht um deinen Seelenfrieden,
Du schiedst mit Gott in deinen Heimatsport.

Leicht decke die Erde dein Grab,
Mit Rasen, grün wie Smaragd!
Nichts Düsteres male sich ab,
Wo an dich die Erinnerung lacht!

Unter Blumen und Bäumen, stets grün
Um deinen Hügel gereiht,
Soll Cypresse und Taxus nicht blühn:
Denn was soll um die Sel'ge das Leid?

Als wir uns trennten.

Als wir uns trennten
In Thränen und stumm,
Mit blutenden Seelen,
Bis manches Jahr um,
Blaß ward die Wang' und kalt,
Kälter dein Kuß;
Leiden ohn' Unterlaß
Folgt dem Genuß.

Ach, jener Morgen,
Er traf mich so kalt,
Vorfühlt' ich der Sorgen
Prophet'sche Gewalt;
Dein Eid ist gebrochen,
Verloren dein Nam',
Und wird er gesprochen,
Vergeh' ich vor Scham.

Er tönt mir so schaurig
  Wie Totengeläut;
Ich frage mich traurig:
  „Was liebt' ich dich, Maid?“ —
Keiner war so wie ich
  Je mit dir vereint;
Ha, und ich weine um dich,
  Wie kein andrer weint!

Heimlich besaß ich dich;
  Heimlich auch seufz' ich nur,
Daß du vergessen mich
  Und meinen heil'gen Schwur. —
Siehst du einst wieder mich,
  Wenn manches Jahr um;
Wie soll ich grüßen dich? —
  Mit Thränen und stumm!

An einen Jugendfreund.

Nur eine kurze Zeit verschwand,
  Seit, wenigstens dem Namen nach,
Du mich und ich dich Freund genannt,
  Und jeder dachte, wie er sprach.

Doch jetzt sind beide wir belehrt,
  Und klar ist uns das Menschenherz,
Denn wer der Seel' am meisten wert,
  Bereitet ihr den tiefsten Schmerz.

Den Wechsel liebt des Menschen Sinn,
  Er herrscht auch in der Freundschaft Reich;
Ach, floh ein Monat kaum dahin,
  So ist man schon sich nimmer gleich.

Es ist so, und es soll so sein,
  Drum schweig' ich gern und klage nicht;
Ich weiß, der Fehler ist nicht dein;
  Natur allein trifft mein Gericht.

So wie des Meeres Welle rollt,
  So steigt und fällt die innre Kraft;
Was wir erstrebt, was wir gewollt,
  Verwüstet unsre Leidenschaft.

Wir teilten jenen Jünglingstraum,
  Der lauter goldne Fäden spinnt;
Jetzt liegt er mir im Nebelraum,
  Und du auch bist nicht mehr ein Kind.

Entflohn ist unsre Jugendzeit,
  Den Sieg errang nun der Verstand,
Wir haben uns der Welt geweiht,
  In die sich endlich jeder fand.

O schöne Zeit, wo noch der Geist
  Ein Todfeind jeder Lüge war!
Und wo, von keinem Dunst umkreist,
  Das Auge strahlte rein und klar!

Wie anders lebt und denkt der Mann
  Im wirrevollen Weltgewühl!
Da sieht er nur den Vorteil an
  Und unterdrücket sein Gefühl.

Wir werden gegen Laster blind,
  Wenn uns die leichte Schar umgibt;
Wir wissen kaum noch, was wir sind,
  Und ob wir je etwas geliebt.

Das ist der Erdendinge Gang,
  Von Thorheit bleibt nicht einer frei;
Es folgt so mancher seinem Hang,
  Doch Sklav' ist jeder, wer's auch sei.

Indes, war schwarz auch mein Geschick
  Wie Nacht, so lang' ich hier gelebt,
So kenn' ich doch ein beßres Glück
  Als, das der andern Sinn erstrebt.

Du schweifst nach fernen Höhen auf,
  Doch dämpfe deinen stolzen Sinn!
Dein Lauf — er gleicht des Glühwurms Lauf,
  Und mit dem Tag ist er dahin.

In aller Laster bunten Reihn,
  Wo Fürsten und Schmarotzer gehn,
Da wirst auch du willkommen sein,
  Jedoch dort wirst auch du verwehn.

Bei ihrem lust'gen Feierschmaus
  Bist du nur eine Fliege mehr;
Man lobt dich — du gehörst zum Haus
  Und strahlst als Mann des Tags im Heer.

Du eilst zu allen Schönen hin,
  Sprichst süßes Wort auf süßes Wort,
Und, gleich dem Schmetterling an Sinn,
  Schweifst du von Blum' zu Blume fort.

Doch sprich, welch Mädchen leiht ihr Ohr
  Der Rede, die wie Nebel steigt,
Die augenblicklich Liebe schwor
  Und dann sich als ein Irrwisch zeigt?

Wo hast du einem dich vereint,
  Der dir gehört für Ewigkeit?
Wo ward es redlich noch gemeint
  Mit einem, der sich allen weiht?

O, hüte dich doch, in der Schar
  Ein Sklav', ein bloßes Ding zu sein!
Nimm einer ernsten Warnung wahr:
  Sei was du willst — doch nicht gemein!

Auf einen Becher, der aus einem Totenschädel geformt war. [61])

O, schaudre nicht vor mir zurück,
  Bin ich ein Totenschädel auch;
Gleichgültig ist mir Leid und Glück,
  Ich bin kein Thor nach Menschenbrauch.

Ich lebt' und liebt' und trank wie du;
  Ich starb. Die Erde spie mich aus.
So trink aus mir! Und sei in Ruh'!
  Du sicherst mich vor Würmerschmaus.

An deinem Mund ist wohler mir
Als an der ekeln Würmer Mund;
Mir auch schmeckt' einst der Wein wie dir,
Drum kreis' ich fröhlich in die Rund'.

Wo einst vielleicht mein Witz geglänzt,
Da will ich tot noch hilfreich sein;
Denn Lücken, die sonst nichts ergänzt,
Ergänzte stets der edle Wein.

Erlabe dich an meinem Quell,
Und wenn man dich ins Grab gesenkt,
So freue dich, wenn hier zur Stell'
Aus dir auch einst wird Wein geschenkt!

Der Kopf des Menschen fängt genug
Des Bösen in dem Leben an;
Wie gut, wenn, eh' des Moders Fluch
Ihn trifft, er noch erheitern kann!

(Newstead-Abbey 1808.)

Wohl! Du bist glücklich!

Wohl! Du bist glücklich! Und auch ich,
Ach! könnte jetzt so glücklich sein!
Denn immer denk' ich noch an dich,
Und ewig — ewig bleibst du mein!

Daß dich ein anderer besitzt,
Erfüllt mich zwar mit tiefem Schmerz,
Doch wenn mir hold dein Auge blitzt,
Gehört dir wieder ganz mein Herz.

O Weib, erblick' ich deinen Mann,
So bricht mir schier mein Herz entzwei;
Doch lächelt süß dein Kind mich an,
Dann ist mein ganzer Zorn vorbei.

Mich quält es, daß ich's nicht gezeugt,
Ich wollt', es wär' mein Ebenbild;
Doch denk' ich dein, so wird gebeugt
Die Seele mir, noch eben wild.

Leb' wohl! Mich ruft mein Schicksal fort,
Ich gönne dir das schönste Glück;
Doch weilt' ich hier an diesem Ort,
So kehrt' ich stets zu dir zurück.

Ich weine nach der schönen Zeit,
Wo uns der Liebe Band umschlang,
Weil sie mit ihrer Seligkeit
Auf leichten Flügeln sich entschwang.

Doch scheid' ich ruhig. Einst vielleicht
Rührt eine Locke mich von dir;
Doch jetzt ist meine Seele leicht,
Und keine Thrän' entfließet mir.

Ich sah's, wie du mich angeschaut,
Du unterdrücktest dein Gefühl
Und sprachst es aus mit keinem Laut,
Wie's eisig dir bald war, bald schwül.

Hinweg, du schöner Jugendtraum!
Fort, meine Wonnen und mein Schmerz!
Hinab, mein Geist, in Lethes Raum!
Sei ruhig oder brich, mein Herz!

Inschrift auf das Grab eines Neufundländer Hundes.

Da, wo ein Mensch zum Staube wiederkehrt,
Der kein Verdienst hat und den keiner ehrt,
Müht oft des Bildners feile Kunst sich ab,
Den schönsten Schmuck zu weihen seinem Grab.
Und steht sein Werk nun da, so zeigt der Stein
Nicht, was er war, nur, was er *sollte sein*.

Der arme Hund, der allertreuste Freund,
Der wackre Streiter gegen jeden Feind,
Der in so mancher dunkeln Schreckensnacht
Nur seines Herrn gedacht und ihn bewacht,
Ihm wird kein Preis! Er geht aus dieser Welt,
Und er ist dort so schlecht als hier bestellt,
Indes der Wurm, der Mensch, Verzeihung hofft,
Und hat er auch gesündigt noch so oft.

O Mensch, du Wesen eines Augenblicks,
Du Sklave des tyrannischen Geschicks,
Wer dich durchschaut, der fliehet weit und weiter
Vor dir, dem letzten auf der Himmelsleiter;
Du liebst aus Lust — du bist ein Freund aus Trug,
Dein Lächeln, Schmeicheln — alles ist nur Lug!

Wie schlecht bist du! Dein Name bloß ist gut;
In jedem Tiere wallt ein besser Blut.
Ihr, die ihr diese niedre Urne seht,
O, trauert nicht, wenn ihr vorübergeht;
Für einen Freund erhebt sich hier ein Stein,
Den ihr nicht kennt, den ich nur kannt' allein.

An eine Dame, die mich fragte, warum ich im Frühling England verlassen wolle.

Als Adam einst aus Eden schied,
Verweilt' er einen Augenblick,
Er sah auf das, was er jetzt mied,
Und dacht' ans künftige Geschick.

Doch als er war im fremden Land,
Ertrug er seines Grames Last,
Dem neuen Leben zugewandt
Und wirkend ohne Ruh' und Rast.

Geliebte, so ergeht es mir,
Gedenken darf ich dein nicht mehr;
Und blieb' ich länger nahe dir,
So würd' ich ruhig nimmermehr.

Mir scheint es klug, von dir zu gehn,
Denn meine Neigung würde toll;
Ich mag mein Paradies nicht sehn,
Wenn ich darin nicht wohnen soll.

(1808.)

Lied.

Erinnre mich nicht an die sel'gen Stunden,
Die mir in deinen Armen hingeschwunden,
Wo ich geatmet nur für dich allein;
Die Himmel, die ich all' in dir besessen,
Mein Götterglück — ich werd' es nie vergessen,
Es wird mir folgen bis ins beßre Sein.

Das eine fühlte, was das andre fühlte,
Wenn ich in deinen goldnen Locken wühlte,
Und beider Herz in wildem Sturme schlug;
Noch seh' ich deines Busens hohe Wellen,
Noch seh' ich deine Purpurlippen schwellen
Und les' in deiner Augen Zauberbuch.

Ich sehe dich an meiner Brust noch liegend,
Zurückgebeugt, besiegt, und mich besiegend,
Durch Widerstreben doppelt nur verschönt,
Bis wir uns faßten eng und immer enger,
Und bis die Küsse glühten lang und länger,
Und bis ich starb in dir, mit Sieg bekrönt.

Ich sehe dich von Seligkeit umflossen,
Seh', wie sich träumrisch deine Augen schlossen
Und uns die ganze Welt umher verschwand;
Bald senkten da sich deine Augenlider
Halbschlummernd, und bald hoben sie sich wieder,
Wie schwarze Raben auf beschneitem Land.

Ich sah dich in der letzten Nacht im Traume
Und schweifte in verschwundner Zeiten Raume,
Ha, und da warst du so unendlich schön!
Wer dich nicht sah, der kann sich nimmer malen
Solch einer Sonne tausendfache Strahlen;
Was er von Schönheit spricht, ist leer Getön.

Darum erinnre mich nicht an die Stunden,
Die mir in deinen Armen hingeschwunden,
Von denen nur ein Traum zurück mir blieb;
Die Himmel all', die ich in dir besessen,
Erst in dem Grabe kann ich sie vergessen,
Und selbst im Grabe hab' ich dich noch lieb.

An die Geliebte nach ihrer Vermählung.

Es blüht' ein Lenz, ich nenn' ihn nicht,
Denn er wird nie vergessen sein,
Wo unser Leben war Gedicht,
Wo ich ganz dein war und du mein.

Seit jenen Stunden, wo dein Arm
Zum erstenmale mich umfaßt,
Empfand ich auch so manchen Harm,
Den du nicht mitempfunden hast.

Doch nichts erschuf mir tiefern Schmerz
Als der Gedank': „Es ist vorbei!
Dem zweiten Herzen fehlt ein Herz!
Sein Lieben war nur Tändelei!"

Jedoch ein Trost bot sich mir dar,
Als jüngst dein holder Mund erklärt,
Was ich gehalten einst für wahr:
„Es sei dir jene Zeit noch wert."

Und bist du, seit du schiedst von mir,
O teure Freundin, feind mir auch,
Entzückt mich doch ein Blick von dir
Wie Sonnenschein und Frühlingshauch.

Ruh' gibt mir der Gedanke doch
Und heilt balsamisch meine Pein:
„Was du auch warst und werdest noch,
Du warst einmal doch einzig mein!"

An eine Dame.

Und willst du weinen, wenn ich sank?
Sag's noch einmal, mein holder Stern!
Doch schweige, macht das Wort dich krank,
Denn krank säh' ich dich nimmer gern.

Mein Herz ist kalt — ich hoffe nicht,
In meinen Adern stockt das Blut,
Und sterb' ich, wirst nur du, mein Licht,
Ihm nahen, der im Grabe ruht.

Und doch erscheint mir in der Nacht
Ein Strahl, der Himmelstrost mir gibt,
Der meine Sorgen schweigen macht
Und sagt, daß du mich einst geliebt.

Dank jeder Thräne, die du weinst
Für einen thränenlosen Mann,
Noch teurer bist du jetzt als einst
Ihm, der nun nicht mehr weinen kann.

Süß Mädchen, einst erglüht' ich heiß,
Als mich umschlang dein weicher Arm,
Doch jetzt, wo ich von Qual nur weiß,
Macht Liebe selbst mich nimmer warm.

Und weinen willst du, wenn ich sank?
Sag's noch einmal, mein holder Stern!
Doch schweige, macht das Wort dich krank,
Denn krank säh' ich dich nimmer gern.

Trinklied. [62])

Füllt noch einmal den Becher! Nie hat mir die Brust
Noch geglüht von so innig entzückender Lust!
Laßt uns trinken! Wer trinkt nicht? Im Becher allein
Fand sich nimmer des Lebens betrügrischer Schein.

Erlebt hab' ich, was sich erleben nur läßt,
Oft hing ich an reizender Augen Strahl fest;
Ich liebte — wer liebt nicht? — doch sagt, wo ist Lust,
Solange die Leidenschaft stürmt in der Brust?

In den Tagen der Jugend, wo's Herz hat den Mai,
Wo man träumt, daß der Frühling nie fliege vorbei,
Hatt' ich Freunde — wer hat nicht? — Doch wer gibt zu,
Daß sie, rosiger Wein, sind so treu als wie du?

Dein Mädchen berückt dir ein tändelnder Wicht,
Der Freund flieht wie Maistrahl; du änderst dich nicht;
Du wirst alt — wer wird's nicht? — Doch wer nimmt so wie du,
O Wein, mit den Jahren an Wert immer zu?

Wenn uns Liebe zum obersten Himmel erhebt
Und ein andrer um unser Idol sich bestrebt,
Sind wir neidisch — wer ist's nicht? — Du nur bist nicht so:
Je mehr du erfreuest, je mehr bist du froh.

Ist die Jugend vorbei und ihr fröhlicher Sinn,
So fliehn wir zuletzt zu dem Becher dahin;
Denn wir sehn — wer sieht's nicht? — in der geistigen Flut
Des Pokales hat immer die Wahrheit geruht.

Als Pandorens Büchse das Uebel entflog
Und Erinnerung uns nur die Freude noch log,
Blieb Hoffnung noch — blieb sie nicht? — Doch der Pokal
Gibt alles zurück, was die Hoffnung uns stahl.

Es lebe die Traube! Ist Sommer entschwebt,
Wird vom Alter des Nektars mein Alter belebt!
Wir sterben — wer stirbt nicht? — Für Sünder Verzeihn!
Und müßig soll Hebe im Himmel nie sein!

Strophen an eine Dame[63]) bei der Abreise von England.

Beschlossen ist's — schon winkt an Bord
Das Schiff, das weit nun trägt mich fort,
Um seine Segel rauschet schon
Der günst'ge Wind mit lautem Ton;
Hier, hier mag ich nicht länger sein,
Denn — eine liebt' ich nur allein.

Ha, wär' mir nah, was einst mir nah,
Und könnt' ich sehen, was ich sah,
Und könnt' ich ruhen an der Brust,
Die mich erfüllt mit Götterlust,
Dann möcht' ich nie wo anders sein,
Denn — eine liebt' ich nur allein.

Schon lang sah ich das Auge nicht,
Das wechselnd Nacht mir bot und Licht;
Vergebens, ach! bemüht' ich mich,
Aus meinem Sinn zu bannen dich;
Drum laß mich fern von England sein,
Denn — eine liebt' ich nur allein.

Gleichwie ein Vöglein einsam fliegt,
So irrt mein Herz, von Gram besiegt;
Ich spähe traurig hin und her
Und finde keine Freude mehr;
Die Welt ist mir ein Leichenstein,
Denn — eine liebt' ich nur allein.

Drum schiff' ich in das Meer hinaus,
Ob drüben sich mir baut ein Haus;
Solang ich nicht vergessen kann,
Ficht neu der alte Schmerz mich an,
Solange werd' ich trostlos sein,
Denn — eine liebt' ich nur allein.

Dem ärmsten Bettler auf der Welt
Ist eine Heimat doch bestellt,
Wo er mit frohem heiterm Mut
In Freunds und Liebchens Armen ruht;
Doch Freund und Lieb soll fern mir sein,
Denn — eine lieb' ich nur allein.

Ich gehe; doch wie weit ich geh',
Kein Auge weint ob meinem Weh,
Es schlägt in weiter Welt kein Herz,
Das halb nur teilte meinen Schmerz;
Auch du wirst unempfindlich sein,
Liebt' ich auch dich nur ganz allein.

Gedenk' ich an die einst'ge Zeit,
Und wie das Jetzt vom Sonst so weit,
Dann bräche wohl manch stärkrer Sinn;
Indes, ich trag's, es ist dahin!
Doch strahlt mir's noch wie Sonnenschein,
Denn — eine liebt' ich nur allein.

Wer ist sie wohl? So fragt ihr mich;
Doch nimmer, nimmer nenn' ich dich!
Ha, was geendet unsern Bund,
Ist dir gewiß am besten kund;
Doch wird der Mann wohl selten sein,
Der eine einz'ge liebt allein.

Oft dacht' ich an ein ander Band,
Denn Schöne gibt's genug im Land,
Auch hätt' ich wohl mein Ziel erreicht:
Doch weil dir keine andre gleicht,
Und weil ich dein nur konnte sein,
So hielt ich fest an dir allein.

Gern böt' ich dir noch einmal Gruß
Und gäbe dir den Abschiedskuß,
Doch weinen sollst du nicht um den,
Der muß in weite Fernen gehn;
Haus, Heimat, Hoffnung büßt er ein,
Doch — eine liebt' er nur allein.

Bei der Einschiffung nach Lissabon.

An Hodgson.

Wohlauf, mein Hodgson, laß uns gehen,
Wohlauf! Nicht schwer ist unsre Fracht!
Sieh, wie der günst'gen Winde Wehen
Sich in den Segeln lustig macht!
Schon ist uns das Signal erklungen
Aus donnernder Kanonen Mund;
Es wird geschrien, geflucht, gesungen,
Und alles thut den Aufbruch kund.
Da kommt noch ein Spürer,
Ein Allesberührer
Herüber von des Zolles Haus;
Er muß noch betasten
So Koffer als Kasten;
Kein Korn für 'ne Maus
Bleibt unausgeforscht von dem Flegel,
Bevor sich erheben die Segel.

Jetzt eilen der Matrosen Scharen
Zum Ruder mit behender Hand,
Um die Gepäcke zu bewahren
Und abzusegeln von dem Land.
„Gibt's einen Likör noch auf Erden,
So gebt ihn mir!" — „Mein schönes Kind,
Sie werden noch viel kränker werden,
Wenn wir erst auf dem Meere sind!"
So rufen und schreien
Verschiedne Parteien,
Hier Weib, dort Mann, hier Herr, dort Knecht;
Und alle die Mengen,
Sie treiben und drängen,
Und jedes hat recht;
Alles zeigt sich ungeregelt,
Eh' das Schiff von dannen segelt.

Jetzt kommt's an uns; o kommandiere,
Verehrter Kapitän: „Herein!
Platz gibt's genug für Passagiere,
Ein jeder mag im Winkel schrein!"
„He, heißt solch Ding wohl 'ne Kajütte,
Das kaum drei Fuß ist breit und lang?
Für Mab zu klein wär' diese Hütte!
Das ist ja ein verfluchter Drang!" —
„Mein Herr, wohl schon zwanzig
Begnügten hier ganz sich
Und lobten gar den guten Raum."
„Nicht möglich! Man drücket,
Man quetscht sich und rücket,
Man kann ja Atem holen kaum!"
Stürbt ihr doch! Frei von den Flegeln
Könnt' ich leichter weiter segeln!

„He, Fletcher, Murray, Bob — wo seid ihr?
Ihr liegt wie Klötz' auf dem Verdeck!
Heran, Matrosen! Seid bereit hier!
Da hilft wohl nur der Strang zum Zweck!"
Hobhouse murrt fluchendes Gewimmer,
Als er durch eine Luke fällt,
Bald Verse und bald Frühstückstrümmer
Speit er heraus, verwünscht die Welt.

„Hier ist eine Stanza;
Sie feiert Braganza!“
„Helft!“ — „Zu Versen?“ — Nein, zum Schluck
Der geist'gen Gewässer,
Doch Thee wär' noch besser!
Meine Leber hat 'nen Ruck! —
„Ach, hier unter diesen Flegeln
Werd' ich wohl nicht weit mehr segeln!“

„Endlich geht's in die Türkei nun
Und vielleicht für Ewigkeit;
Stürme drohn! Wär's doch vorbei nun,
Denn ich bin zum Tod bereit!“
Nein, ein Scherz nur ist das Leben
Nach der Philosophen Wort!
Laßt uns lachen und nicht beben,
Schiffet fröhlich weiter fort!
Ja, scherzt jeden Falles
Nur froh über alles,
Krank, gesund, zu Land und Meer!
Beim Trinken und Lachen
Schwebt lustig der Nachen;
Was wollen wir mehr?
Guter Wein kann alles regeln;
Laßt beim Glas uns weiter segeln!

(Falmouth, den 30. Juni 1809.)

Zeilen, auf Malta in ein Stammbuch geschrieben.

Wie überm kalten Leichensteine
Ein Name fest den Wandrer hält,
So halte dich zurück der meine,
Wenn auf dies Blatt dein Auge fällt.

Und wird er dort von dir gelesen
Vielleicht in künft'ger Zeiten Flut,
So sieh mich an als totes Wesen,
Des Herz hier in dem Grabe ruht.

(1809.)

An Florencia.

(Auf Malta geschrieben.)

Als ich verließ den Heimatstrand,
Da blutete mein ganzes Herz;
Da dacht' ich, jedes andre Land
Verlass' ich künftig ohne Schmerz.

Doch nun von diesem Eiland hier,
Des öde Fluren mir verhaßt,
Wo du die einz'ge Wonne mir,
Wird mir der Abschied schwerer fast.

Wie fern ich sei von Albion,
Von dem mich trennt das weite Meer:
Vielleicht nach wen'gen Lenzen schon
Winkt mir die frohe Wiederkehr.

Doch schweif' ich auch, wie ich nur mag,
Sei es zu Land, sei es zur See,
Und winkt mir auch der Heimkehr Tag,
Wer weiß, ob ich dich wiederseh'!

Dich, Holde, die in sich vereint,
Was je bezaubert einen Mann,
Vor der ein jeder staunt und weint,
Des Herz noch Liebe fühlen kann.

Dem heißen Freund das Wort vergib,
Der nimmer dir geschmeichelt bloß,
Du bist ihm in der Seele lieb,
Für dich litt' er den Todesstoß.

Wer wäre wohl so eisig kalt,
Daß er vor dir vorüberging',
Und deiner Reize Allgewalt
Nicht seinen ganzen Sinn umfing?

Wer glaubte wohl, daß du schon oft
Auf der Gefahren rauher Bahn
In Sturm gezittert und gehofft
Bei drohender Tyrannen Nahn?

Wenn mich der Mauern Bild umschwebt,
Wo einst gen Himmel stieg Byzanz,
Und wo jetzt Stambul sich erhebt
In türk'scher Herrlichkeit und Glanz:

So fesselt mich nicht diese Stadt,
Wie groß und hochberühmt sie sei;
Der Ort, der dich geboren hat,
Ist's, dem ich süßre Farben leih'.

Und scheid' ich auch; ein Trost mir's ist,
Tret' ich in seine Thore ein,
Da ich nicht sein darf, wo du bist,
Wo du gewesen bist, zu sein.

(1809.)

Strophen, bei einem Gewittersturm gedichtet. [64])

Horch'! Horch'! Wie tobt und rast der Sturm
Hier um den Pindus her!
Groß steht der Berg da wie ein Turm
In diesem Wassermeer!

Die Führer flohn — die Hoffnung schwand;
Des Blitzes Flammenkuß
Beleuchtet nur die Felsenwand
Und wilder Ströme Fluß.

War's wohl ein Haus, das jetzt der Schein
Des Blitzes kund mir gab?
Ein Obdach wär' mir lieb! — Doch nein,
Es ist ein türkisch Grab.

Wie schäumt, wie tobt der Wasserfall!
Ein Ton klingt aus der Luft;
Ist es wohl eines Landsmanns Hall,
Der Englands Namen ruft?

Es fällt ein Schuß. — Ist's Freund, ist's Feind? —
Ein zweiter! Horch'! Vielleicht,
Daß, wer hier wohnet, gut es meint,
Die Hand zum Weg uns reicht!

Doch ach, wer tritt in solcher Nacht
  Aus seinem Hause gern?
Und wer vernimmt, wo Donner kracht,
  Den Notschrei in der Fern'?

Und hört ihn wer, so wagt er nicht
  Sich hin in den Orkan;
Er denkt mit zweifelndem Gesicht,
  Es könnten Räuber nahn.

Es zuckt der Blitz, der Donner rollt,
  Es steigt des Sturmes Wut;
Doch ein Gedanke strahlt mir hold
  Und füllet mich mit Glut.

Ich wandre über Fels und Dorn
  Und ritzendes Gestein
Und denke, wo in solchem Zorn
  Des Himmels magst du sein?

Nicht auf dem Meer, nicht auf dem Meer,
  Im Hafen wohl bist du!
Die Hölle stürme um mich her,
  Wenn du nur bist in Ruh'!

Uns drohte des Sciroccos Mord
  Bei unserm letzten Kuß;
Doch längst empfing dich schon der Bord,
  Und Friede bot dir Gruß.

Du bist gesichert! Lange schon
  Betratst du Spaniens Strand;
Der Schönheit darf das Meer nicht drohn,
  Denn ihr gehört das Land.

Und weil noch dein gedenkt mein Herz
  In Finsternis und Graun
Wie einst, wo rings nur Lust und Scherz
  Sich um uns ließen schaun:

So sieh auch du von Cadix her,
  Wenn dort noch Freiheit thront,
Zuweilen übers blaue Meer
  Nach dem, der ferne wohnt.

Denk' an Kalypsos Inseln auch
Und manchen sel'gen Tag!
Weih' andern Kuß und Liebeshauch,
Mir einen Herzensschlag!

Und wenn der Kreis der Freunde dich
Nun sieht von Gram erbleicht,
Und über deine Wange sich
Die Wehmutthräne schleicht:

So lächle wieder und entflieh
Der Thoren eitlem Scherz;
Verbirg die Glut der Phantasie,
Verbirg dein glühend Herz!

Das Lächeln ruft uns wohl den Mai
Der Jugend nicht zurück;
Doch denk' ich deiner, wo's auch sei,
Und such' in dir mein Glück.

Strophen, bei der Ueberfahrt über den ambrakischen Golf geschrieben.[65])

Der Himmel ist so klar und rein,
Und Luna seh' ich leuchtend stehn
Mit jenem ganzen Zauberschein,
Wie ihn Kleopatra gesehn.

Wohl schweift in jene Zeit mein Sinn,
Wo Römertugend ward ein Spiel,
Wo vor Aegyptens Königin
Ein Cäsar selber niederfiel.

Florencia, dir nur schlägt mein Herz,
Wie Orpheus nach Eurydike
So sehn' ich mich nach dir voll Schmerz
Und denke dein mit Lust und Weh.

Florencia, einst war eine Zeit —
Was hätt' ich über dich gestellt?
Zehn Länder hätt' ich dir geweiht,
War ich Beherrscher einer Welt.

Jedoch ein Cäsar, ach! und ich!
Ich weiß, daß ich kein Cäsar bin!
Ich habe keine Welt für dich;
Doch hätt' ich sie, gäb' ich sie hin.

(1809.)

Gebrochen ist des Zaubers Macht.

Gebrochen ist des Zaubers Macht,
So wie ein jeder Zauber bricht;
Wer rast und bei dem Wahnsinn lacht,
Nur den allein verdamm' ich nicht.

Denn jeder lichte Augenblick
Verliert sich in die Finsternis;
Wer nichts bedenkt als sein Geschick,
Dem ist der Untergang gewiß.

Als der Dichter von Sestos nach Abydos geschwommen war.[66])

Am frostigen Dezembertage
Schwamm oft Leander durch das Meer,
Wie uns erzählt die alte Sage,
Die tönt vom Hellespontos her.

Ob auch die Wogen mochten schwellen,
Er eilte seiner Hero zu,
Und stieg er glücklich aus den Wellen,
Fand er bei ihr gar süße Ruh'!

Ich schwacher Sohn der neuen Zeiten
Versuch' es nun im warmen Mai
Und denke, schwimm' ich durch die Weiten,
Daß eine Heldenthat es sei.

So oft Leander ist geschwommen,
Wie uns die alte Fabel sagt,
Aus Liebe stets ist er gekommen,
Ich hab's aus Ruhmsucht nur gewagt.

Wem ging es besser nun von beiden?
  Wer hat für seine Müh' den Dank?
Wir beide büßten es mit Leiden,
  Denn er — ertrank, und ich — ward krank.

(1809.)

Verse, von einem Reisenden in ein Fremdenbuch zu Orchomenos geschrieben.

Ein Lächeln spendet Albion ihrem Sohne,
Der reiste nach der Künste Mutterzone;
Was thaten doch die meisten, welche kamen?
Sie sahn Athen und — schrieben ihre Namen.

* * *

Zusatz von Byron.

Bescheiden und gleich vielen unbekannt
Reimt er auf uns und hat sich nicht genannt;
Schrieb's, wer es schrieb — um schlimmer nicht zu richten —
Des Schreibers Nam' ist besser als sein Dichten.

Uebersetzung des neugriechischen Kriegsliedes: [67])

Δεῦτε παῖδες τῶν Ἑλλήνων.

Auf, ihr Söhne der Hellenen,
  Zeigt euch eurer Väter wert!
Jetzt erfüllt sich euer Sehnen;
  Auf zum Kampfe, der euch ehrt!

Laßt uns nun als Männer brechen
  Die verhaßte Tyrannei,
Daß das Land von allen Schwächen
  Und von Schande werde frei.

Chor.

Laßt der Waffen Klang erschallen,
  Und der Feinde rotes Blut
Mag zu unsern Füßen wallen,
  Wie ein Fluß mit seiner Flut!

Hört den Ton aus alten Zeiten,
Der zu großen Thaten ruft!
Laßt die Flügel neu sich breiten
In der neuen Lebensluft!
Das Geschmetter der Drommeten,
Das so markdurchdringend klang,
Wecke und bewappne jeden,
Singt aus einem Mund den Sang:

Chor.

„Laßt der Waffen Klang erschallen!
Und der Feinde rotes Blut
Mag zu unsern Füßen wallen,
Wie ein Fluß mit seiner Flut!“

Sparta, Sparta, auf zur Stunde!
Auf aus tiefem Totenschlaf!
Eine dich, Athen, dem Bunde!
Sei ein Wolf und sei kein Schaf!
Hört! Es ruft mit Geistertönen
Aus dem Grab Leonidas,
Den die ew'gen Lorbeern krönen!
Darum singt ohn' Unterlaß:

Chor.

„Laßt der Waffen Klang erschallen,
Und der Feinde rotes Blut
Mag zu unsern Füßen wallen,
Wie ein Fluß mit seiner Flut!“

Der als Sieger einst gefallen
Glorreich bei Thermopylä
Und uns aus der Perser Krallen
Rettete vor tiefem Weh;
Der, um sich dreihundert Krieger,
Widerstand mit Löwenmut,
Bis er, mit der Schar, als Sieger
Unterging im Meer von Blut!

Chor.

Laßt der Waffen Klang erschallen,
Und der Feinde rotes Blut
Mag zu unsern Füßen wallen,
Wie ein Fluß mit seiner Flut!

Holdes Mädchen von Athen.

Holdes Mädchen von Athen,
Eh' wir voneinander gehn,
Gib und nimm das Herz zurück,
Nimm dafür mein Lebensglück!
Eh' ich scheide, höre mich:
„Du, mein Leben, ich liebe dich!"

Ja, bei deinem goldnen Haar,
Das ein Spiel der Lüfte war,
Bei dem zarten Augenlid,
Dem ich sang so manches Lied,
Bei dem Auge, dem nichts glich:
„Du, mein Leben, ich liebe dich!"

Bei dem Munde, der mir lacht,
Bei des Wuchses Götterpracht,
Bei der Blumensprache Bann,
Den das Wort nicht nennen kann,
Bei dem Glück, das uns entwich:
„Du, mein Leben, ich liebe dich!"

Mädchen, bin ich dir nun fern,
Denke mein, du holder Stern!
Geh' ich auch nach Stambul hin;
Bleibt doch in Athen mein Sinn
Dir gehört mein ganzes Ich:
„Du, mein Leben, ich liebe dich!"

(Athen 1810.)

Zum Abschied.

Der letzte Kuß von deinem Mund
Bleibt meinem Mund zurück
So lang, bis eine künft'ge Stund'
Erneuet unser Glück.

Dein Scheideblick voll Zärtlichkeit
Mag andern künftig glühn,
Mir wird in alle Ewigkeit
Nur eine Blume blühn.

Was ist mir jede Lebenslust?
Mich freut dein Bild allein,
Das ewig ruht an meiner Brust,
Denn ewig bin ich dein.

Ich schreibe nicht — ein Federstrich
Ist doch nur tot und kalt
Und nennet nie, was flammend mich
Im Innersten durchwallt.

Bei Tag und Nacht, in Freud' und Lust
Ist meine Liebe wach
Und stöhnet aus verschwiegner Brust
Ihr ungehörtes „Ach!"

(1811.)

Brief an einen Freund, der den Verfasser ermahnte, die Sorgen zu verbannen.

„Die Sorgen laß!" — So rufest du
Vom nächt'gen Schmaus dem Freunde zu,
Und bin ich einmal selber dort,
So ruf' ich wohl dasselbe Wort:
„Die Sorgen laß!" Ich rief's beim Schmaus,
Und wär's auch in Verzweiflung, aus.
Doch jetzt am Morgen, wo das Jetzt
Und Sonst und Einst sein Schwert mir wetzt,
Wo längst die Liebe mir entflohn,
Klingt mir dein Wort nur wie ein Hohn.
O schweig! Du weißt seit manchem Jahr,
Was ich dir bin, was ich dir war,
Und willst du wert dem Freunde sein,
Der wandellos geblieben dein,
So bitt' ich dich mit ganzem Feuer
Bei allem, was dir wert und teuer,
Bei deinem Heil für hier und dort,
O, sprich von Liebe mir kein Wort!

Ich mag es nicht — ich hör's nicht gern
Denn Klag' und Thräne bleibt mir fern,
Und was du immer sprichst und weißt,
Des spottet nur ein starker Geist.

Was ich erlitt, das passet nie
Für frostige Philosophie.
Mein Mädchen, meiner Seele Lust,
Sah ich an eines andern Brust,
Und sah des Kindes holden Zug,
Das sie auf ihrem Arme trug.
Ich schaute ihren kalten Blick,
Ha, und verfluchte mein Geschick!
Ich spielte meine Rolle gut,
Denn ich bezwang mein wildes Blut,
Und gab den ganzen eis'gen Blick
Ihr, wie sie mir ihn gab, zurück.
Doch dacht' ich mir dabei, das Weib
Ist Sklavin bloß an Geist und Leib.
Auch ihren Knaben küßt' ich schon,
So heiß, als wär's mein eigner Sohn;
Und was ich that, und was ich sprach,
Klang nur die alte Liebe nach.

Sie ist vorbei! Ich seufze nicht;
Der hellste Tag gibt mir kein Licht,
Und Weltgewühl und Tanz und Lust,
Nichts — nichts beruhigt mir die Brust!
Doch hörst du, wenn der schöne Mai
Und auch der Sommer ist vorbei,
Von einem, der gesündigt schwer,
Wie kaum ein anderer umher,
Der Liebe nicht, noch Mitleid kennt,
Und der für keinen Ruhm entbrennt,
Der einem Egoismus hold,
Den sättigt weder Blut noch Gold,
Den mit den Tollsten unsrer Zeit
Geschicht' in eine Zeile reiht,
Der — der bin ich! — Bin ich dahin,
So weißt du wohl, warum ich's bin.

(Newstead-Abbey, 1811.)

An Thyrza.[68])

Kein stolzer Marmor ziert dein Grab,
  Geschmückt mit einem schönen Spruch;
Nur einer, als du sankst hinab,
  Schrieb dich in sein Gedächtnisbuch.

Ich schweifte über Land und Meer,
  Weil meine Liebe Wahnsinn war,
Und sehen wollt' ich dich nicht mehr,
  Nicht, bis zu meinem Todesjahr.

O, hättest du zu mir gesagt:
  „Du Teurer, zieh in Frieden hin!"
Dann hätt' ich nimmer mich beklagt
  Und wär' enteilt mit stillem Sinn.

Doch jetzt wirft Tod den Speer auf dich
  So gut als auf mein eignes Haupt;
Ha, eine Welt warst du für mich!
  Du hast mich dieser Welt beraubt.

Wer hätte dich wie ich bewacht,
  Wer so bei dir geharret aus,
So treu bis in die Todesnacht
  Und über diese Nacht hinaus?

Kein andrer wohl! Doch still! Es sei!
  Denn wein' ich um dich noch so sehr,
Der Lenz des Liebens ist vorbei,
  Drum wein' ich keine Thränen mehr.

Vereinet zwar einst flossen sie,
  Als wir uns noch einander nah;
Doch Traum ist alle Sympathie,
  Und was uns fern, ist uns nicht da.

Wir sprachen, was kein Ohr vernahm,
  Und dachten, was kein Sinn gedacht,
Und wenn ich bei der Hand dich nahm,
  Empfandst du meines Herzens Macht.

Ich küßte dich — du küßtest mich —
  Ich fand in dir mein höchstes Glück,
Und ob ich ganz versank in dich,
  Bebt' ich vor Sünde doch zurück.

Du batest mich mit süßem Ton,
  Und deine Warnung trank mein Ohr;
In deinen Reiz verloren schon,
  Riß die Vernunft mich an ihr Thor.

Ich trage noch dein heil'ges Pfand;
  Doch wo ist deins? Und wo bist du?
So mancher Leidenstag verschwand,
  Doch jetzt entfloh mir meine Ruh'.

Du ließest mir im Lebensmai
  Den bittern Wermutskelch allein,
Wüßt' ich, daß Ruh' im Grabe sei,
  So möcht' ich auch im Grabe sein.

Wofern vom sel'gen Himmelszelt
  Du je mein Unglück mildern kannst,
So spende Trost aus jener Welt,
  Damit du mir die Leiden bannst.

Lehr' mich, was du mich früh gelehrt,
  Geduld und — alles zu verzeihn;
Und war ich deiner hier nicht wert,
  Vielleicht werd' ich es drüben sein.

(1811.)

Strophen.

Away, away, ye notes of woe.

Fort, fort, ihr Schwermutstöne, fort!
  Einst liebt' ich euch! Doch jetzt, ach, jetzt,
Durchdolcht ihr mich mit jedem Wort,
  Das mir den Geist in Stücke fetzt!

Ihr spracht von einer sel'gen Zeit,
  Doch schweigt nun still! Liegt sie doch mir
So fern fast wie die Ewigkeit,
  Und nimmer wird das Dort zum Hier.

Der alten Zeiten Zaubersang
  Ertönet jetzt vor meinem Ohr,
Wie einer Totenglocke Klang
  Und wie ein dumpfer Leichenchor!

Seit Thyrzas Staub im Grabe dorrt,
  Ist mir nun alles Dunst und Staub,
Denn an dem hold'sten Liebeswort
  Beging der Mißton „Tod" den Raub.

Es ist so still — ob auch im Ohr
  Ein ewig süßes Echo wacht;
Was ich zu hören längst verschwor,
  Erklingt mir fort bei Tag und Nacht;

Im Schlummer selbst erwacht der Ton,
  Der manchen sel'gen Traum mir schuf
Und laut an alles, was entflohn,
  Mich mahnt mit tausendfachem Ruf.

Ja, süße Thyrza, Tag und Nacht,
  Im Wachen, Träumen seh' ich dich,
Als Stern erscheinst du mir voll Pracht,
  Der plötzlich meinem Aug' entwich;

Und wessen Auge sah den Stern,
  Der schaut, nachdem er niedersank,
Noch lange nach ihm in die Fern'
  Und bleibt dann auf zeitlebens krank.

(1811.)

Strophen.

One struggle more.

Nur ein Kampf noch! Und ich bin frei!
  Vorbei ist, was zerriß mein Herz;
Nur noch ein einz'ger Todesschrei,
  Dann winkt mir Lust nach allem Schmerz.
Nun lieb' ich, was ich nie geliebt,
  Denn was ich liebte, das ist hin,
Nun üb' ich, was ich nie geübt,
  Weil, was ich war, ich nicht mehr bin.

Auf! Bringt mich zu Bankett und Mahl,
  Denn einsam soll der Mensch nicht sein;
Ich reihe nun mich in die Zahl,
  Die lacht und kalt ist wie ein Stein;
Einst war es anders! Doch es schwand
  Die Flamme meines höchsten Lichts;
Zum Nichts ward mir der Liebe Land,
  Und nun ist alles mir ein Nichts.

Wohl rühr' ich noch mein Saitenspiel
  Und überlächle wohl die Qual,
Doch gleicht der Rose mein Gefühl,
  Die blüht auf eines Grabes Mal;
Und kann ich in der Brüder Chor
  Erheucheln auch der Freude Schein,
So fühl' ich doch, was ich verlor,
  Das Herz, das Herz bleibt doch allein!

Wohl hab' ich in so mancher Nacht
  Verfolgt schon eines Sternes Lauf
Und mir in süßem Traum gedacht,
  Auch dein Blick ruhe so darauf;
Und wenn sich übers Meer hervor
  Der Mond erhob in blauer Luft,
Da dacht' ich, du auch säh'st empor,
  Doch ach! du liegst in deiner Gruft!

Durchbrannt von wilder Fieberglut
  Gedacht' ich dein, o holdes Licht,
Und der Gedanke gab mir Mut:
  „Weiß Thyrza doch dein Leiden nicht!"
Als ich genas, war Leben mir,
  Was Freiheit greisen Sklaven ist,
Denn Thyrza sah ich nicht mehr hier,
  Und alles ward mit ihr vermißt.

Das Pfand aus unsrer sel'gen Zeit,
  Wo uns geblüht des Lebens Mai,
Durchsticht mit Qual und Herzeleid
  Mich täglich wie ein Dolch aufs neu'.
Das Herz, das du mir gabst, von Gold,
  Ist kalt — ach, wär' auch meins erst kalt!
Die Tote hat es mir gezollt,
  Und auch mit mir aus ist es bald.

Du traurig Pfand! Du Leidgeschenk,
Das dennoch mir unendlich wert,
Sei ein verknüpfendes Gelenk,
Das übers Grab hinaus noch währt!
Die Liebe, milder nach und nach,
Liebt heiliger, wenn Hoffnung schwand;
Blüh' lebend Liebe tausendfach,
Die meine lebt im Schattenland.

Euthanasia.

Und sink' ich einst ins Grab hinunter,
Und ist vollbracht mein düstrer Lauf,
Dann ging' ich gern für ewig unter,
Dann, bitt' ich, wecket mich nicht auf!

Ich will nicht Freunde, will nicht Erben
An meinem Totenbette sehn,
Es soll kein Mädchen mit mir sterben,
Laßt mich allein hinübergehn!

Ich bitt' um keine einz'ge Thräne
Zu meinem allerletzten Gang;
Freut euch des Lebens bunter Szene
Getrost bei meinem Untergang!

Zwar könnt' an meinem Sarge zeigen
Die mich geliebt, ob sie geliebt,
Doch lieber ist mir's, wenn mit Schweigen
Sie ihre Trauer kund mir gibt.

Zwar wenn ein Mädchen meine Leiche
Von Schmerz umflossen würde schaun,
Dann würd' ich noch im Himmelreiche
An ihren Reizen mich erbaun.

Doch wird an meinem Sarg sie fehlen;
Ein Weib weicht, wenn der Atem wich,
Denn Weiber haben keine Seelen,
Vielleicht am wenigsten für mich.

Laßt mich denn sterben ganz verlassen,
Denn dann — dann sterb' ich doppelt leicht;
Sah man doch manchen schon erblassen,
Der gern sein letztes Ziel erreicht.

Was ist's? Man geht dahin zurücke,
Woher man einst gekommen ist,
Man wird zum Nichts mit seinem Glücke,
Weil Tod mit gleichem Maße mißt.

O, zähle deine Lebensstunden
Und rechne jeden Freudentag,
Und frage den, der hingeschwunden,
Ob er aufs neue leben mag!

Elegie.

„Heu quanto minus est, cum reliquis versari,
quam tui meminisse!"

„Was ist der Umgang mit einer ganzen Menschheit
gegen das Andenken an dich!"

O, Engel, bist auch du nun tot,
Dem nichts an Reize glich,
Vor dessen Glanz das Morgenrot
Am Himmel selbst erblich?
Zwar wandelt wohl mit kaltem Sinn
An deinem Grab so mancher hin
Und lächelt gar für sich;
Doch sei's! Ein Auge gibt's, ein Herz,
Das weilt auf deinem Grab voll Schmerz.

Ich frage nicht nach deiner Gruft,
Ob hier sie oder dort,
Ob Unkraut oder Blumenduft
Umgibt den stillen Ort;
Mir klingt es ewig nur ins Ohr,
Daß ich das Teuerste verlor;
Der Ton dringt mir ins Mark hinein
Wie keine Schrift vom Leichenstein.

Ich liebte dich mit gleicher Glut,
Wie du mich einst umfaßt,

Denn nur bei dir fand Geist und Blut
  Nach Stürmen süße Rast;
Was Tod besiegelt, trotzt der Zeit,
Es trotzet jedem Trug und Neid,
  Es strahlt noch, wenn's erblaßt;
Dein Licht blinkt noch im Tod mir zu:
„Kein einz'ger war so treu wie du!“

Wir lebten einen Göttermai,
  Der Winter folgte nach;
Doch wird auch beides wieder neu,
  Du, Süße, wirst nicht wach!
Ich weine nicht an deinem Grab,
Denn freudig sänk' ich selbst hinab
  Und sparte jedes Ach,
Daß rasch der Sturm den Reiz zerpflückt,
Den langsam sonst die Zeit zerstückt.

Die Blume, die am schönsten glüht,
  Sie sinkt zuerst dahin,
Berührte gleich, indem sie blüht,
  Sie noch kein roher Sinn;
Doch besser — gleich zum Tode matt,
Als hinzuwelken Blatt für Blatt,
  Was stirbt, sterb' im Beginn!
Denn nichts macht aller Welt so bang
Als holder Schönheit Untergang.

Wie hätt' es wohl vermocht mein Herz,
  Dich welkend gehn zu sehn?
Ich hätte nicht gesehn vor Schmerz
  Die Sonn' am Himmel stehn!
Du schiedest frei von Wolkennacht;
In deines Maies holder Pracht
  War es um dich geschehn;
Du glichst dem Stern am Himmelszelt,
Der strahlt am hellsten, wenn er fällt.

Wenn ich noch eine Thräne hätt',
  Dann weint' ich wohl darum,
Daß ich nicht saß an deinem Bett,
  Vor tiefer Trauer stumm,

Daß ich dich nicht mit diesem Arm
Gestützt, von Lieb' und Wehmut warm,
  Bis deine Stunde um,
Daß ich dir nicht noch das gewährt,
Was ewig nun nicht wiederkehrt.

Und nennt' ich auch das Holdste mein,
  Was noch auf Erden lebt,
Nichts wird wie du mir teuer sein,
  So eng es mich umwebt.
Nicht alles starb von dir, mein Lieb
Dein Ew'ges ist es, was mir blieb
  Und strahlet hell herein;
Und ob die ganze Welt verdorrt,
Mir blüht doch eine Blume fort.

(1812.)

Strophen.

If sometimes in the haunts of men.

Wenn manchmal in dem Weltgewühl
  Dein Bild mir war entflohen weit,
Erwachte neu doch mein Gefühl
  Für dich in tiefer Einsamkeit;
Jetzt mahnt die stille Stunde mich
  An dich mit süßer Zaubermacht;
Ich habe zärtlich oft an dich,
  Doch zärtlicher noch nie gedacht.

Verzeih, daß ich dem Schwarm geweiht
  Einmal, was dir nur angehört,
Daß er gelacht für kurze Zeit,
  Der einen Schwur dir ewig schwört
Beim Himmel, ich gedachte dein,
  Nicht schwieg in mir um dich der Schmerz,
Doch unter Thoren mußt' ich sein,
  Und dort verbirgt sich gern das Herz.

Ach, schlürf' ich auch den Weinpokal,
  Die Sorg' um dich läßt mich nicht los,
Und ob ich schlürfte Gift zumal,
  Sie folgte mir zum Grabesschoß;

Gäb's Lethe, welche Wunder thät,
Damit ich ganz vergäße dein,
Den Becher, wie er vor mir steht,
Zerschmettert' ich an einem Stein.

Ach, wendet' ich von dir mich ab,
Was hätte dann die leere Brust?
Wer weinte dann an deinem Grab
Und dächte dein in süßer Lust?
Nein, nein; ist doch mein Stolz gestellt
Auf diese letzte, heil'ge Pflicht;
Vergäß' dich auch die ganze Welt,
Ich — ich vergesse deiner nicht!

Ich weiß, dein Schmerz um mich wär' gleich,
Wenn mich mein Tod von dir getrennt,
Denn niemand lebt im ird'schen Reich,
Des Herz so heiß für mich entbrennt;
Doch ach, ich fühl's, zu groß, zu groß
Warst du — und wir — wir sind zu klein;
Du warst zu sehr ein Engel bloß,
Um ird'scher Liebe Preis zu sein.

(1812.)

Auf ein zerbrochenes Herz von Karneol.

Unglücklich Herz, und konnt' es sein,
Daß deine Form in Stücke ging,
Da sie durch langer Jahre Reihn
Getreulich mir am Herzen hing?

Doch Wert von dir hat jedes Stück,
Weil du mein eigner Spiegel bist,
Denn jedes Stück zeigt mir ein Glück,
Das einst, ach, war, und nicht mehr ist!

(1812.)

An eine Weinende.[69])

Beweine, königliches Kind,
Des Vaters Schmach, des Reichs Verfall,
Wenn nur die Thräne, welche rinnt,
Vertilgt des Vaters Sünden all'!

Ja, weine, weil das Herz dir glüht;
Der Dank der Inseln sei dein Lohn!
Aus jeder Thräne dir erblüht
Das Lächeln einer Nation.

(1812.)

Aus dem Türkischen.

Ich gab dir eine Kett' und Laute
Von hellem Glanz, von süßem Ton,
Weil ich auf deine Liebe baute;
Doch meiner Hoffnung sprachst du Hohn.

In beiden lag ein mächt'ger Zauber,
Zu mahnen dich an deine Treu',
Gleichwie die Täubin mahnt der Tauber;
Doch sie wird mir nicht wieder neu!

Fest war die Kett' in allen Gliedern,
Bis sie zerriß des Fremden Hand;
Die Laute war so reich an Liedern,
Bis sie ein andrer mir entwand!

Mag der die Kette schmieden wieder,
In dessen Händen sie zersprang,
Mag der der Laut' entlocken Lieder,
Vor dem verstummt' ihr holder Klang.

Mit dir veränderten sich beide,
Die Kette wie die Laut', im Nu;
Lebt wohl, sag' ich, indem ich scheide,
O Kett' und Laut' und — du dazu!

Verse, auf ein weißes Blatt in den „Freuden der Erinnerung“ geschrieben.

Ein Zauber liegt in deinem Sang,
Sei man dir nah, sei man dir fern;
Der Leser fühlt den gleichen Drang,
Der Schauer schaut den gleichen Stern.

Doch wenn die letzte Glocke tönt,
Vor deren Ton der Freund erbebt
Und weinend Mnemosyne stöhnt,
Daß nun ihr Barde nicht mehr lebt:

Dann weiht sie dir den schönsten Lohn,
Vergeltend, was du ihr geweiht;
Unsterblich macht sie ihren Sohn
Gleich ihr in alle Ewigkeit.

(1812.)

Prolog, bei Eröffnung des Drurylane-Theaters gesprochen.

In einer grausen Nacht sah unsre Stadt
Des Dramas Tempel in den Staub gelegt;
In einer kurzen Stunde flammt' er auf,
Apollo sank, und Shakespeares Herrschaft schwand.
Ihr, die's geschaut — (beklagenswerter Anblick!
Des Schein die Trümmer, die er schmückt, verhöhnt!)
Ihr, die ihr saht, wie von dem Strahl erhellt
Gleich Israels Pfeilern Säul' und Mauer sanken,
Die ihr das Feuer seine roten Lichter
Auf die erschrockne Themse werfen saht;
Da Tausende, die sich herbeigedrängt,
Erblassend bebten um den eignen Herd,
Da hell die Gluten flammten, und die Luft
Erstrahlte wie vom Schimmer eigner Blitze,
Bis schwarze Asche, sinkend Mauerwerk
Bezeichneten des Musentempels Fall:
Sagt, soll der neue, ähnlich stolze Bau,
Der steht, wo einst der höchste sich erhob,
Soll er der Gunst des frühern sich erfreun,
Soll Shakespeares er und euer würdig sein?

Er soll es! Ja, der Zauber jenes Namens
Wird nicht der Flammen und der Zeiten Raub;
Er weiht das Drama an derselben Stätte
Und heißt es neu erblühn, wo es geblüht.
Der stolze Tempel, der sich hier erhob,
Ob stumm auch, spricht und zollt den Gründern Lob.

Wie dieser neue Bau nun mit dem alten
Wetteifert, so das Jetzt mit einem Sonst;
O, daß das Jetzt uns Namen doch erzeugte,
Die tönen wie die Namen eines Sonst!
Gedenket einer Siddons, deren Kunst
Den Weichsten und den Härt'sten hier bezaubert,
Und Garricks, der zum letztenmal hier strahlte
Und hier zuletzt euch bis zu Thränen rührte,
Zuletzt hier dankte, sprechend: Lebet wohl!
Doch pflücke nun der Lebende die Kränze,
Die über toter Meister Gräbern wehn!
Das heischte Drury stets und heischt es jetzt,
Die Muse sollt ihr, sie, die schlummert, wecken,
Jetzt sollt ihr eueren Menander krönen
Und nicht an einer Gruft vergeblich stöhnen.

Ha, Drury sah so manche große Tage,
Eh' Garrick schied und Brinsly nicht mehr schrieb;
Wir erbten ihre Werke, stolz auf sie,
Wie jeder Erbe Stolz der Ahnen erbt.
Gleichwie in Makbeth eine stolze Schar
Von Königen am Blick vorüberzieht
Mit ernsten Schatten in dem Zauberspiegel:
So sehn wir einen Spiegel aufgestellt,
Wo wir das Bild Unsterblicher erblicken,
Die höhnend niedersehn auf ein Geschlecht,
Das seine Schwachheit fühlt und es beklagt,
Daß die Vergangenheit es überragt.

Ihr Bühnenfreunde, welche Mim' und Dichter
Vereint anfleht um Nachsicht oder Preis,
Und deren Richterspruch und Richterblick
Begnad'gung ausspricht oder auch Verdammung:
Wenn jemals Leichtsinn schon zu Ruhm geführt,
Wo wir uns schämten, daß ihr nicht getadelt,

Wenn je die Bühne sich so tief erniedrigt,
Zu frönen dem Geschmack, den sie nicht heilt —
Dann mag der Vorwurf aus vergangner Zeit
Uns strafen und die Gegenwart verstummen,
Da euer Sinn die Regeln wohl erkennt,
So höhnet uns mit falschem Beifall nicht!
Tönt bloß die Stimme der Vernunft uns wider,
Dann fliegen wir mit mächtigerm Gefieder.
Der Gruß ist aus, den wir nach Sitt' erdacht,
Des Dramas Herold hat ihn ausgerichtet.

Willkommen denn! Wir bringen unsre Herzen
In jedem Ton, um eure zu gewinnen.
Schon steigt der Vorhang — mag er euch enthüllen
Manch Bild, das würdig sei der alten Zeit!
Heil uns, daß Briten und Natur hier sichten,
O, möchten sie uns ewig beide richten!

(1810.)

An die Zeit.

O Zeit, auf deren leichtbewegtem Flügel
Die Stunde schnell sich naht und schnell entschwingt,
Die Frühling nie, nur Winter hält im Zügel,
Bis plötzlich uns das Sterbelied erklingt!

Du lächeltest mir nicht, als ich geboren;
Doch wär' mir's gleich, ob reich ich oder arm;
Daß ich allein bin in den öden Horen,
Das ist mein einziger und ew'ger Harm.

Ich möchte keinem solche Qualen gönnen,
Wie sie gestürmet auf mein Herz herein;
Wenn alle andern fröhlich leben können,
So will ich gern, was du mir thatst, verzeihn.

Sie mögen sich erfreuen an dem Leben,
Beschert mir auch die Zukunft neuen Schmerz;
Du hast mir nichts als Jahre nur gegeben,
Und schwer bezahlte sie dir längst mein Herz.

Doch eine Lindrung schenktest du den Qualen,
  Ja, deine Macht verscheuchte sie sogar:
Wie langsam schleichen auch der Stunden Zahlen,
  So flieht dem Leid doch schnell dahin das Jahr.

Ich seufzte froh, da ich dich sah entfliehen,
  Und lächelte bei deinem raschen Schritt;
Du konnt'st aus mir doch keine Thräne ziehen,
  Um keinen Gran vermehren, was ich litt.

Dein wolkiges, dein düsteres Gewimmel,
  Es sagte meiner Seele völlig zu,
Nur einen Stern sah ich an meinem Himmel —
  Die Ewigkeit versprach mir ew'ge Ruh'.

Der Stern versank — gleich einem welken Blatte
  Sieht nur dich noch mein brechend Auge an;
Von allem hab' ich nichts mehr, was ich hatte,
  Durch eine Wüstenei geht meine Bahn.

Doch deine Grenzen kannst du nicht verrücken,
  Du magst nun eilend oder langsam gehn;
Der künft'gen Menschen Herz kannst du zerstücken,
  Doch ihrer jeder wird dir einst entgehn.

Und ich kann lächeln, wenn ich überlege,
  Wie schwach dereinst all' deine Macht wird sein,
Wenn all' dein Zorn, wie wild er auch sich rege,
  Sich brechen muß an — einem Leichenstein.

Strophen.

Thou art not false.

Du bist nicht falsch — doch ach, sie konnte wanken,
  Die reine Liebe, einst auch mir gezollt,
Ha, das verbittert doppelt den Gedanken,
  Bei dem die Thräne von der Wange rollt;
Es kann's das Herz, das brechende, nicht fassen,
So heiß geliebt und, ach, so schnell verlassen!

Zertreten wird man eine falsche Schlange
Und ihr betrügerisches Paradies,
Doch wenn ein Herz uns liebt' aus reinstem Drange
Und Seligkeit des Himmels uns verhieß,
Wenn solch ein Herz sich wendet von dem Herzen,
Dann fühlt mit mir wohl jeder gleiche Schmerzen.

Von Freuden träumen und in Weh erwachen
Soll alles, was da lebt und was da liebt;
Doch wenn die Träume uns nicht mehr umlachen,
Wer ist's, der dann der Phantasie vergibt,
Die grausam ihn betrogen in dem Schlummer,
Um wach nur doppelt zu vergehn in Kummer?

Wie muß dem sein, der wahr und rein empfunden,
Des Liebe war kein täuschendes Idol,
Wenn Gegenlieb' ihm schon nach kurzen Stunden
Gleich einem Traume bietet Lebewohl?
Doch nein; vielleicht — ich hoff's, o holdes Wesen,
Ist all' dein Wechsel bloß ein Traum gewesen.

Auf die Frage: „Was der Liebe Ursprung sei?“

„Was wohl der Liebe Urspkung ist?“
Grausame, grade mich zu fragen!
Die Lieb' entspringt, wo du nur bist,
Das wird dir jedes Auge sagen;

Fragst du nach ihrem Ende mich,
Dann bebt mein ahnungsvolles Herz;
Denn wenn mir deine Lieb' entwich,
Tod endete dann Lieb' und Schmerz.

Gedenke sein!

Gedenke sein, der heiß für dich empfunden,
Der sich durch manches Jahr dir treu bewährt,
Gedenk' auch der verführerischen Stunden,
Wo jedes sich versagt, was es begehrt!

Ha, deine Brust und deine Augen sprachen,
  Zwar sah aus dir mich das Verlangen an,
Das Thränen doch und Bitten unterbrachen,
  Ich solle — solle dir nicht näher nahn.

Ich weiß, daß einen Himmel ich verloren,
  Daß Frieden dir erkaufte mein Verlust;
Zwar warst du es, die ich mir auserkoren,
  Jedoch die Reu' erspart' ich deiner Brust.

Bedenke dies, wenn Stiche böser Zungen
  Verwunden meines Namens reinen Klang;
An dir ist mir ein Meisterstück gelungen,
  Seitdem ich mich aus deinen Armen zwang.

Bedenke, hab' ich auch so manch Gebrechen,
  Du sahst es, wie ich selbst mich überwand;
Von dir werd' ich nur ewig Gutes sprechen,
  Und doppelt knüpft die Trennung unser Band.

Ach, hätt' uns eine andre Zeit vereinet,
  Wo warm das Herz und freier noch die Hand!
Wo du mein zärtlich Lieben nicht beweinet,
  Und deiner wert gewesen wär' das Band!

Fern von der Welt mag dir ein Leben winken,
  Des reine Wonne deine Brust entzückt!
Da du's vermochtest, einmal nicht zu sinken,
  Sei jede Prüfung künftig dir entrückt.

Dem Herzen, das aus seiner Bahn gerissen,
  Das, selbst zerstört, nun auch nur gern zerstört,
Bleib ewig ihm entfernt nun und entrissen,
  Als ob es niemals je dir angehört.

Nicht kümmre dich mein Freu'n und meine Sorgen,
  Ich habe wenig Wert für diese Welt;
Ein Mensch wie ich — sei's heute, sei es morgen,
  Ihm ist es zu gewiß — er fällt! — er fällt!

Noch prangst du in der vollen Jugendschöne,
  Die Einsamkeit veredle dir dein Herz;
Dich retten frührer Zeiten Warnungstöne
  Vor einem größern, einem ew'gen Schmerz.

Verzeihe mir der heißen Thränen letzte,
  Die, glaub' es, nur für deine Tugend floß;
Die letzte sei's, die meine Wange netzte,
  Die heißeste, die jemals ich vergoß!

Mich schmerzt's, auf Ewigkeit von dir zu scheiden
  Und nimmermehr dich wieder je zu sehn;
Jedoch, ich hab's verdient und will es leiden:
  Dein Spruch ist mild — mir ist mein Recht geschehn.

Wär' nicht so glühend dir mein Herz ergeben,
  Dann würde minder groß mein Opfer sein;
Doch vor mir selber würd' ich ewig beben,
  Wärst du durch ein Verbrechen ewig mein.

(1813.)

Impromptu als Antwort an einen Freund.

  Wenn aus der Brust, in der die Sorgen leben,
Ihr Heer für einen Augenblick entweicht,
Wenn keine Wolken um die Stirne schweben,
Und wenn mein Trauerbild sich selbst nicht gleicht,
Dann glaube nicht, ich sei der Lust ergeben!
Den Becher, den mir der Moment gereicht,
Zieht er zurück; es sinkt mein Flug danieder,
Und allzu schnell bin ich der alte wieder.

(1813.)

Sonett an Genevra.

Dein blaues Auge, deiner Locken Schimmer,
  Die Sprache deiner seelenvollen Züge
  Verkünden deines Geistes stille Flüge
Ins Land der Schwermut, doch des Schmerzes nimmer;

Sie zeigten dich mir melancholisch immer;
  Ob ich auch weiß, daß mich der Schein belüge,
  Und daß die Sünde nie dein Herz betrüge,
So traut' ich manchmal doch des Scheines Flimmer.

Du gleichst des Guido holder Magdalene
An Farbenschein und strahlenvollem Glanze,
Nur bist du sündig nicht, wie sie gewesen;

Dein Auge perlt wie ihres von der Thräne,
Doch prangst du mit der höhern Schönheit Kranze,
Denn sie — sie sank — du bliebst ein reines Wesen.

(1813.)

Sonett an dieselbe.

Von Kummer nicht, vom Denken bist du bleich!
Doch hätte dir der muntern Freuden Wogen
Mit Rosenglut die Wangen überzogen,
So wärst du nicht an Reiz für mich so reich.

O weine nicht! Der Anblick macht mich weich;
Zu eignen Thränen werd' ich fortgezogen!
Den letzten Tropfen um den Regenbogen
Sind dann die Tropfen meiner Augen gleich.

Durch deiner dunkeln Wimpern holde Pracht
Strahlt melancholisch deine Lieblichkeit
Gleich einem Seraph, der vom Himmel steigt,

Erhaben über die bewölkte Nacht.
Verehrung ist mit Liebe dann im Streit,
Bis zu der Liebe ganz der Sieg sich neigt.

(1813.)

Aus dem Portugiesischen.

In manchen himmlischen Momenten
Riefst du mir schon: „Mein Leben!“ zu;
Wenn Lieb' und Jugend nie sich trennten,
O Wort, wie wärst dann teuer du!
Doch weil die Jahre rasch entschweben,
So brauch' ein Wort, das wahrer spricht;
Sag' „Meine Seele!“ für „Mein Leben!“
Denn Seel' und Liebe sterben nicht.

Ode auf Napoleon Bonaparte.

Wäge mir Hannibals Staub! Was wiegt wohl der mächtige Feldherr?
Juvenal.

Der Kaiser Nepos ward vom Senat, von den Italern und den Provinzen Galliens anerkannt; seine sittlichen Eigenschaften und sein Feldherrntalent wurden laut gepriesen, und diejenigen, welche Privatvorteile von seiner Regierung erhofften, kündigten in prophetischen Reden die Wiederherstellung der öffentlichen Wohlfahrt an.

Durch diese schmachvolle Abdankung verlängerte er sein Leben um einige wenige Jahre in einem sehr zweideutigen Zustande, halb Kaiser, halb Verbannter, bis —
Gibbons „Geschichte des röm. Reiches".

Ein Kaiser gestern hoch und groß,
Der Kön'ge zwang ins Joch,
Und heute arm und namenlos,
Entehrt, und atmend noch!
Ist das der Mann von tausend Thronen,
Dem Blut geströmt in allen Zonen?
Das überlebst du doch?
Man nannte dich den Morgenstern,
So tief sank noch kein Herr der Herrn.

Was peitschtest du, bösart'ger Mann,
Die Knechte um dich her?
Blind sahst du dich nur selber an,
Bis alles sah umher;
In deiner Hand lag Vieler Glück,
Doch jammervolles Leidgeschick
Schufst du dem treuen Heer;
Der Ehrsucht bettelhaften Wert
Hat aller Welt dein Fall gelehrt.

Dank dieser Lehre! Klüger macht
Die künft'gen Krieger sie,
Als was von jeher hat gedacht
Und denkt Philosophie;
Vom Zauber, der sie einst umschlungen,
Hat sich die Welt nun losgerungen;
Sie beugt sich künftig nie,
Nie vor dem Götzen mit dem Schwert,
Des Stirn von Erz, des Fuß von Erd'.

Triumph und eitle Prahlerei,
Des Krieges rohe Lust
Und lautaufjauchzendes Geschrei
War Labsal deiner Brust;
Der Macht des Schwertes, der zu dienen
Die Völker nur geschaffen schienen,
Warst du dir wohl bewußt.
Wo ist das alles hin? Es sank!
Und die Erinnrung macht dich krank.

Zerstörer, bist nun selbst zerstört,
Und, Sieger, bist besiegt!
Der Mann, der nie ein Flehn erhört,
Nun selbst im Staube liegt!
Was hofft der große Kaiser noch,
Da er nun selber trägt das Joch,
Den schon die Bahre wiegt?
Ein Fürstentod — ein sklavisch Leben? —
Die große Wahl ward dir gegeben!

Das letzte wähltest du! Der Held,
Der Eichen einst zerbrach,
Vergaß, daß ihn der Baum zerschellt,
Und fand sich doppelt schwach;
Du, den der Mut, den du verspürt,
Zuletzt zu gleichem Werk verführt,
Stöhnst noch ein tiefres „Ach!“
Er fiel als Beute fremder Sieger,
Doch du — du wardst dein eigner Tiger.

Der Römer, als von Römerblut
Er endlich satt nun war,
Warf hin den Dolch und hat geruht
Am häuslichen Altar;
Da weidete sein Stolz sich noch,
Daß er die Welt schlug in das Joch
Und frei blieb von Gefahr;
So ward es Sullas größter Ruhm,
Daß er aufgab das Herrschertum.

Der Spanier, als des Thrones Glanz
Vor seinem Aug' erblich,

Gab hin ihn für den Rosenkranz
Und lebte still für sich;
Er zählte Paternoster nur,
Verfolgte jedes Glaubens Spur,
Weil einem Kind er glich;
Doch war er Narr, weil er ins Grab
Sich bei lebend'gem Leib begab.

Doch dir riß man den Donnerkeil
Aus widersteh'nder Hand,
Im Zepter fandest du dein Heil,
Den dir die Welt entwand;
Ein böser Dämon warst du bloß,
Dein kleines Herz war niemals groß;
Man fragt von Land zu Land:
Warum hat ein so schnöder Held
Beherrscht die schöne Gotteswelt?

Die Erde gab für ihn ihr Blut,
Der's eigene gespart,
Monarchen beugten ohne Mut
Sich ihm nach Söldnerart;
O Freiheit, Freiheit! Goldner Klang!
Da selber deinem Feinde bang
Vor innerm Grauen ward!
Nie sagte je so pomphaft hohl
Noch ein Tyrann uns Lebewohl!

In Blut geschrieben ist dein Sein,
Und diese Schrift — sie bleibt!
All' deine Tempel sanken ein,
Weil Schmach von dir nur schreibt;
Hätt'st du gehört des Ruhmes Ton,
Ein anderer Napoleon
Trät' dann wohl für dich ein;
Doch wer wohl strebt nach Sonnenpracht
Und endet gern in dunkler Nacht?

Nicht mehr wiegt eines Helden Staub,
Als Staub des Volkes wiegt,
Und jeder wird dem Tod zum Raub,
Der über Sieger siegt;

Doch sollt' auf einer stolzern Bahn
Der große Mann dem Tode nahn,
Der Furcht, dem Schrecken taub;
Dann böte der Verachtung Ton
Euch nicht, ihr Welterobrer, Hohn.

Und sie, die Blum' aus Oestreichs Land,
Die kaiserliche Braut,
Die zärtlich liebend dich umwand
Und deinen Fall erschaut,
Muß sie ihn teilen? Muß sie treu
Mitfühlen Wut und Scham und Reu'
Und den Verwünschungslaut?
Halt sie in Ehren, als den Lohn,
Der mehr ist als ein Kaiserthron!

Zur trüben Insel eile dann
Und starr' ins Meer hinaus;
Es sieht dich noch mit Lächeln an,
Denn es war nie dein Haus;
Dann zeichne mit der trägen Hand
Den Spruch in den gehäuften Sand:
„Nun ist die Knechtschaft aus!"
Und mach's, wie einst ein Dionys,
Der später Knaben unterwies.

Du Timur, welch Gedankenheer
Folgt wohl zum Kerker dir?
Eins denkst du dort und sonst nichts mehr:
„Die Welt gehörte mir!"
Zwar bleibt dir dort der Wahnsinn fern,
Der einst umflochten Babels Herrn;
Denn eng ist das Revier
Ihm, der so fernen Raum erstrebt
Und sich so schnell nun überlebt.

Wohl hat ein großer Tag getagt
Für dich und Gallia,
Und hätt'st du da der Welt entsagt,
So stünd'st du herrlich da;
Da winkte wohl ein beßrer Glanz
Dir als Marengos Lorbeerkranz,
In Glorie hätte da

Dein Stern durch aller Zeiten Nacht
Vom Himmel hell herabgelacht.

Doch lag der Purpur dir im Sinn
Und nur die Herrschermacht,
Als ob dir Purpur ein Gewinn
Für eine Brust voll Nacht!
Wo ist nun in der Gegenwart
Das Gold, des Flitter dich umstarrt,
Der Stern, des Mantels Pracht?
Verwöhntes, eitles Knabenhaupt,
Ist all' dein Spielzeug dir geraubt?

Wo lebt noch wahrer Größe Sohn,
Nach dem das Auge schaut,
Wenn rings Gewalt sich ihren Thron
Aus Frevelthaten baut?
Doch einer strahlt — er stand allein,
Des Westens Cincinnat zu sein,
Der jeden Sinn erbaut;
Die Welt steht stumm und schamrot da,
Daß sie nur einen solchen sah.

Strophen für Musik.

I.

I speak not, I trace not.

Ich will in Schrift und Worten dich nicht nennen,
Weil du dich selber schuldig mußt erkennen;
Doch meine heiße Thräne mag dir sagen,
Wie heiß für dich mein schweigend Herz geschlagen.

Zu schnell ist uns die sel'ge Zeit entschwunden,
Wo Lust und Schmerzen innig uns verbunden;
Die Reue folgt — nun streben wir zu scheiden,
Doch mehr nur eins, je mehr getrennt durch Leiden.

Du Göttliche, ich hab's allein verschuldet,
Und wenn du mir entwichst, so sei's geduldet!
Was du verhängst, und wär's auch mein Verderben,
Zu tausend Malen will ich für dich sterben!

Ob Gram und Unmut mir den Geist umschränken,
Doch werd' ich ewig, ewig dein gedenken;
Ich würde eine Welt zu meinen Füßen
So jauchzend nimmer als wie dich begrüßen.

Mein bleibt dein Schmerz, und mein bleibt deine Wonne,
Ich teile deine Wolken, deine Sonne,
Und opfre freudig alle Weltgenüsse
Für deiner Lippen Hauch, für deine Küsse.

(1814.)

II.

There's not a joy the world can give.

Ach, alle Freuden, so die Welt mag geben,
Sind kein Ersatz für ein verlornes Leben,
Und wenn die Wange samt dem Geist erbleicht,
So hat der Jüngling selbst sein Grab erreicht.

Wem's glückte, sich vor dem Ruin zu retten,
Den schlägt der Leichtsinn und die Schuld in Ketten;
Zwar zeigt der Kompaß nach dem rechten Pol,
Doch strandete sein Schiff, und starb sein Wohl.

Dann kommt ein Winter, kälter als der Tod,
Den andrer Not nicht rührt, noch eigne Not,
Ja, dem der Thränen heißer Quell erfriert,
Der klar wohl ist, jedoch nur Eis gebiert.

Ob funkelnd auch das Auge dann noch lacht,
Sieht's in dem Tage selbst nur Mitternacht;
So schlingt der Epheu sich um den Ruin,
So paart sich Einsturz mit dem frischen Grün.

Was ich gefühlt, es ist schon längst vorbei,
Doch Wund' und Narben bleiben ewig neu!
Ach! könnt' ich weinen! Thränen würden sein
Mir Labungsquellen in den Wüstenein!

(1815.)

III.

There is none of Beauty's daughters.

Nicht eine gleicht von allen Schönen,
O Allerschönste, dir;
Wie Echos über Wassern tönen,
Tönt deine Stimme mir.

Es ruhn des Ozeanes Wellen,
Von deinem Ton berückt,
Die Woge säumet anzuschwellen,
Der Sturm selbst schweigt entzückt.

Und kommt der Mond heraufgegangen
Im nächt'gen Himmelsraum,
So spielt ein Strahl um seine Wangen
Gleichwie ein sel'ger Traum.

Der gleiche Zauber trifft die Seelen,
Die dir sich lauschend nahn
Und, leise nur bewegt, sich wählen
Zum Eden ihre Bahn.

IV.

Hoffnung und Erinnerung.

They say, that hope is hapiness.

Man preist die Hoffnung oft als Glück,
Doch lob' ich die Vergangenheit;
Sie zeigt die goldne Zeit dem Blick,
Die niemals wieder sich erneut.

Ich preise die Erinnerung,
Denn, was wir hofften, zeigt ihr Strahl;
Sie gibt dem Greise Jugendschwung,
Und durch sie lebt er noch einmal.

Das ganze Dasein ist ein Traum,
Der täuscht mit bunter Bilder Pracht;
Wir wissen das Vergangne kaum,
Und doppelt ist die Zukunft Nacht.

An die kaledonischen (d. i. schottischen) Truppen bei der Rückkehr von Spanien.

Wer glüht von höherer Begeistrung nicht,
Wenn man von Kaledonias Heere spricht?
Vom Heer, das einst den Römern widerstand,
Das tapfer trieb die Dänen aus dem Land,
Das nimmermehr ein stürmender Tyrann,
Noch sonst ein andrer mächt'ger Feind gewann.

Der Vorzeit kühne Helden sind nicht mehr,
Doch doppelt brennt nach Ruhm ein lebend Heer;
Der Gäl' und Sachs' vereinen ihre Glut,
Und neugeboren fühlt sich Englands Mut.
Das Blut, das unter Wallace einst geflossen,
Wird jetzt für Englands Ruhm allein vergossen;
Auch für den nord'schen Helden eilt zu streiten,
Dann flechten euch noch Kränze künft'ge Zeiten!

So mancher andre fiel schon in der Schlacht
Und folgte freudig dem Gebot der Macht,
Der nun im Rasen schläft, und ihm zur Seite
Errang ein Freund den Lorbeer in dem Streite,
Und was er nachließ, war sein Weib und Kind,
Die ihre Seufzer hauchten in den Wind;
Die Witwe steht auf Albyns düstern Hügeln
Und weiß den Strom der Thränen nicht zu zügeln;
Sie sieht prophetisch in der nächsten Ferne
Vom Himmel fallen schon des Hochlands Sterne,
Sie schaut bei Mondschein manches Kriegers Bild,
Das Wolken und Orkan umtoben wild,
Und singt dem Manne ihren Totensang,
Der von ihr schied und ach! nun weilt so lang,
Dem Teuren, dessen Leiche hat kein Ohr
Für alle Seufzer, die sein Weib verlor.

Kein Mensch, nur Gott beruhigt in dem Schmerz,
Wenn das Naturgefühl zerreißt das Herz;
Doch einen Balsam spendet uns die Zeit
Für unsrer Thränen Glut und Bitterkeit:
Der Dank des Volks ist jeder Witwe Lohn
Und jedes Vaters, den beweint ein Sohn;
Es sorgt, daß keines tapfern Kriegers Erbe
In unverdientem Mangel elend sterbe.

(1814.)

An die Gräfin von Jersey,

als der Prinz-Regent ihr Bild aus seiner Galerie der weiblichen Schönheiten verbannt hatte.

Einst saß in Rom ein Kaiser auf dem Thron,
Der war so recht der schnödsten Lüge Sohn;
Der, ohne daß er Feinde sah und schlug,
Anstellte glänzender Triumphe Zug.
Er ließ aus Marmor stolze Büsten haun,
Die ganz wie tapfre Helden anzuschaun.

Was dachte wohl das Volk, das ringsum stand,
Von all' dem Pompe, den umher es fand?
Von all' den Wundern, die sein Auge sah?
An Brutus dacht' es — doch der war nicht da,
Und, daß er fehlte, war für alle Schmerz,
Denn ihn vermißte jedes edle Herz,
Und im Gedächtnis prangt' er hoch und groß
Und galt weit mehr als jeder Goldkoloß.

So ruft vergebens der betroffne Blick,
O Jersey, dich in diesen Raum zurück,
In welchem dir, du einz'ge deiner Art,
Vor allen sonst der Preis der Schönheit ward.
Der Greis, der seines Vaters armen Witz
Geerbt hat mit des Thrones hohem Sitz,
Verriet uns klar sein Herz und seinen Blick,
Als er bestürmte deines Bilds Geschick,
Das man der andern Bilder Krone nannte:
Der Schmerz ist unser Teil, sein Teil die Schande.
Doch soll der Trost uns nicht genommen sein,
Das Bild ist fort, die Herzen blieben dein.

Was ist's noch, was die Galerie beseelt?
Zum Garten ward sie, dem die Rose fehlt!
Zum Quell, dem es an Lebensflut gebricht,
Zur Nacht mit Sternen, ohne Lunas Licht!
Was sie noch hat, das wird dem Auge schwinden,
Wenn es die Fehlende nicht mehr wird finden;
Nach ihrem holden Bilde wird sich's lenken
Und nie gezwungen andern Beifall schenken.

O möge lange noch dein Mai erstrahlen,
Und Achtung schuldigen Tribut dir zahlen;
Dein blieb der Jugend himmlische Gestalt,
Des Zauberblicks hinreißende Gewalt,
Die edle Stirn mit schwarzer Locken Heer,
Die die Umschattung nur verschönt noch mehr;
Das Auge, das ein jedes Herz entzückt
Und jeden Glücklichen noch mehr beglückt,
Das alle Seelen wunderbar durchschreckt
Und ewig neuer Reize Zauber weckt.
Es webt um dich die vorige Magie,
Ein Blinder nur sieht deine Schönheit nie,
Dem Herzen selbst von Marmor und von Stein
Hauchst Liebe du und glühend Leben ein;
Wenn dich ein kalter Sinnenmensch verbannt,
Dann ist dein Wert erst doppelt anerkannt:
Wir sehen ja, er haßt der Freiheit Söhne
Und hasset alles Große, alles Schöne.

(1814.)

An Belsazar.

Belsazar, jetzt vergiß das Mahl
Und schaue mit bedachtem Sinn
Nach jener Schrift mit Feuerstrahl,
Dort an den hellen Wänden hin!
Als Gottgesalbter warf sich schon
So mancher Herrscher in die Brust,
Doch du, du Aermster auf dem Thron,
Bedenke, daß du — sterben mußt!

Von deiner Stirne wirf den Kranz,
Der wen'ge graue Haare deckt,
Denn schlecht vereint sich eitler Glanz
Mit diesem Anblick, der dich schreckt!
Wirf hin dein Diadem in Staub,
Zur Demut lenke deine Brust,
Sei nicht der ernsten Warnung taub:
Bedenke, daß du — sterben mußt!

Wenn dich des Richters Wage wägt,
  Und du ermangelst des Gewichts,
Du Staub, nach dem dann keiner frägt,
  Was bist du dann noch als ein Nichts?
Ein schrecklich Nichts, das selbst den Spott
  Mit Grausen füllt bei Wein und Lust,
Weil jeder dich verklagt vor Gott,
  Drum denke, daß du — sterben mußt!

Auf den Tod des Herrn Parker. [70])

Ein Freund fehlt selbst dem Bettler nicht,
  Der Thränen auf sein Grab vergießt;
Der aber strahlt in hellem Licht,
  Für den ein Volk in Schmerz zerfließt.

Um Edle klagen alle schwer,
  Ob auch ihr Schiff ein Fels zerschellt
Und ihr Gebein verschlingt das Meer,
  Ihr Denkmal ist die ganze Welt.

Ihr Grab wird jedes Blatt und Wort,
  Wer sprechen kann, spricht Elegien,
Das Hier begleitet sie ins Dort
  Und sieht sie leuchtend aufwärts ziehn.

Hält man ein Fest, so ist es aus,
  Wenn man von ihrem Tode hört,
Ihr Name tönt im ganzen Haus,
  Wenn man den letzten Becher leert.

Die Freunde alle stimmen ein,
  Und selbst die Feinde weinen mit!
Wes Ende könnte schöner sein?
  Wer stürbe da nicht freudig mit?

Du sankst mit Ehren in dein Grab,
  Du starbst als ein Unsterblicher,
Und jeder Edle weint hinab
  Und ruft: „Stürb' ich doch einst wie er!“

Doch schlägt ein Herz in mancher Brust,
  Des Schmerz dein Ruhm nicht mildern kann,
Das deines Todes Siegeslust
  In Trauer senkt, du braver Mann.

Wo ist die Stadt, wo ist der Ort,
  Wo nicht dein Name wird genannt?
Das Leid, je mehr es tönet fort,
  Fühlt um so heißer sich entbrannt.

Nicht dich beklagt man — sich allein
  Beklagt die trauervolle Schar;
Ha, welch ein Schmerz muß es wohl sein
  Um ihn, der aller Freude war!

Ode.

(Alle weinten und besonders Savary und ein polnischer Offizier, der Bonaparte sein Glück verdankte. Er umklammerte des Herren Kniee und schrieb einen Brief an Lord Keith, worin er ihn beschwor, Bonaparte selbst in der niedersten Stellung begleiten zu dürfen, was ihm jedoch nicht erlaubt wurde.)

Löwenherz'ger Feldherr, mußt du scheiden,
  Mußt du von den treuen Deinen gehn?
Welche Sprache nennet, was sie leiden,
  Nun ihr Auge dich nicht mehr soll sehn?
Was man fühlt für Freunde, was für Frauen,
  Ha, es gleichet nie dem Hochgefühl,
Das ein Volk durchzuckte mit Vertrauen,
  Wenn du's führtest in das Schlachtgewühl!

Dich erhoben aller Helden Zungen,
  Priesen deinen Mut und deine Pracht!
Manchen andern hat die Welt bezwungen,
  Du nur widerstandest ihrer Macht.
Manchmal focht ich dicht an deiner Seite
  Und beneidete den Mann, der fiel
Und noch, mit dem nahen Tod im Streite,
  Deinen Namen ausrief an dem Ziel.

Wär' ich lieber doch im Kampf gefallen,
  Als daß ich das Künftige erlebt,
Daß dir keiner mehr vertraut von allen
  Und dich des Verrates Netz umwebt!

Wer noch nimmt dein Schicksal sich zu Herzen?
 Wer von allen wagt's, dich zu befrein?
Ha, mit Freuden trüg' ich deine Schmerzen,
 Selbst im Kerker würd' ich selig sein!

Jeder, der dir seine Treu' geheuchelt,
 Hat ein taubes Ohr nun für dein Flehn,
Und von allen, die dich rings umschmeichelt,
 Wird kein einziger dir nahe stehn;
Könntest du gebieten über Erden,
 Gäbst du einem jeden einen Thron,
Keiner würde doch so treu dir werden
 Als die Herzen deiner Legion.

Lebe wohl, o Freund, o Feldherr, König!
 Niemals noch ging ich dich bittend an;
Doch ein Flehen mahnt dich tausendtönig,
 Und so muß auch ich mich flehend nahn;
Doch ich flehe nichts, als: „Laß mich teilen
 Jedes Mißgeschick und jede Not!
Laß für dich mich rasch entgegeneilen
 Allem, allem — wär' es auch der Tod!

Napoleons Lebewohl.

Leb' wohl, o Land, wo sich aus dunkeln Schatten
 Mein Name glorreich nach den Sternen hob,
Um mit der Ewigkeit sich stolz zu gatten,
 Wenn einst mein Irdisches in Staub verstob.

Ich stritt mit einer Welt, die ich bezwungen,
 Doch lockte mich ein Trugbild allzufern;
Dem einzigen ist einziges gelungen,
 Vor einem Sklaven bebte man als Herrn.

Leb' wohl, o Frankreich! Dank für deine Krone;
 Ich machte dich zur Perle einer Welt!
Verbannung wurde mir dafür zum Lohne;
 Doch seh' ich, wie dein Land verwelkt, verfällt!

Ich weine um die Helden, die gefallen
  Und freudig ihre Leben eingesetzt;
Den stolzen Adler seh' ich aufwärts wallen,
  Nach Siegen schaut er, so wie einst noch jetzt.

Leb' wohl, o Frankreich; doch, wenn neugeboren
  In dir die Freiheit blüht, so denke mein!
Die Blumen, die dir blühten, sind verloren,
  Doch bricht ein Lenz dir einmal noch herein!

Auch kann ich noch die Feinde alle schlagen,
  Denn meinem Namen horcht die ganze Welt;
Das Vaterland will keine Ketten tragen
  Und wählt einstimmig den, der ihm gefällt!

Lebewohl.

(An Lady Byron, nach der Scheidung.)

Lebe wohl! Und wär's für immer
  Auch für immer lebe wohl!
Und vergeb' ich dir auch nimmer,
  Scheid' ich dennoch ohne Groll.

Wäre dir die Brust erschlossen,
  Die so oft bedeckt dein Haupt,
Süß in Schlummer hingegossen,
  Der für immer dir geraubt:

Könntest du dies Herz erkunden,
  Was in seiner Tiefe ruht,
Würd'st du sagen: „Solche Wunden
  Ihm zu schlagen, war nicht gut!"

Wenn sich Schmeichler zu dir wenden
  Und zum Lobe stimmen ein,
Ha, das Lob — es muß dich schänden,
  Denn es quillt aus fremder Pein!

Hab' ich auch so manch Gebrechen:
  Gab's denn keinen andern Arm,
Mich so grausam zu durchstechen,
  Als der mich umschlang so warm?

Doch du hast dich selbst betrogen:
  Liebe stirbt so plötzlich nicht,
Herzen bleiben sich gewogen,
  Bis der Gram und Tod sie bricht.

Noch ist deins voll Wahnsinnshitze,
  Noch schlägt meins verblutend fort,
Und der Trennung wilde Blitze
  Folgen uns vom Hier zum Dort.

Ewig scheiden! Es erschrecket
  Totenklage nicht so sehr!
Ha, kein Morgen, der uns wecket,
  Findet uns vereinet mehr!

Was denn soll dir Trost gewähren,
  Wenn die Tochter stammeln lernt?
Wirst sie „Vater“ sagen lehren,
  Wenn der Vater ist entfernt?

Wenn die kleine Hand dich drücket,
  Und ihr Mund küßt deinen Mund,
Denk' an ihn, den du entzücket,
  Der dir ewig bleibt im Bund!

Sollt' in ihren Zügen leben
  Hier und da des Vaters Zug,
O, dann wird dein Herz erbeben,
  Schlagen wird's, wie einst es schlug!

Meine Fehler kennst du alle,
  Aber meine Thorheit nicht;
Ich nur sehe, wo ich walle,
  Sie in ihrem vollen Licht.

All' mein Frohsinn ist verschwunden;
  Stolz, der keiner Welt sich neigt,
Beugt sich dir — weil Trennungswunden
  Keine andre Wunde gleicht.

Doch es ist geschehn — und Worte
  Aendern nicht des Schicksals Lauf,
Ach, der ew'gen Trennung Pforte
  Nahm mich längst für ewig auf!

Lebe wohl! Wir sind geschieden!
Unser Bund riß jählings ab!
Einsam, lebend, ohne Frieden —
Besser wäre mir im Grab!

(1816 wider des Dichters Willen gedruckt.)

Strophen an Augusta.[71]

Wenn alles rings mir wurde dunkel,
Und mir Vernunft ihr Licht entzog,
Wenn selbst der Hoffnung matt Gefunkel
Nur Irrlicht war, das mich betrog;

In jener Mitternacht der Seele,
In diesem Todeskampf der Brust,
Wo keine einz'ge Philomele
Ein Lied uns singt von Frühlingslust;

Wo Glück und Liebe flohn ins Ferne
Und nichts blieb als der gift'ge Haß,
Hing ich an dir, dem einz'gen Sterne,
Der mir gestrahlt ohn' Unterlaß.

Dank dir, daß du mir Licht gegeben,
Dank deinem Blick, der mich bewacht
Und, wollte Nacht mich ganz umweben,
Mir wie ein Seraph zugelacht!

Wenn tausend schwarze Wolken nahten,
Mir zu verhüllen deinen Schein,
Dann strahltest du auf meinen Pfaden
Mir um so lächelnder herein.

O, leite ferner mich zum Porte,
Gleich einem Stern vom Himmelszelt!
Denn mehr gilt eins mir deiner Worte
Als das Geschwätz der ganzen Welt.

Du standst gleich einem holden Baume,
Der ungebrochen, doch gebeugt,
Nach eines Grabes stillem Raume
Die Trauerzweige niederneigt.

Der Himmel mochte regnen, toben,
Du bliebst mir unerschüttert stehn,
Um mir aus deinem Laub von oben
Bald Schutz, bald Kühlung zuzuwehn.

O, mag dich nie ein Unfall schrecken,
Was auch mich noch betreffen mag;
Stets soll nur Sonnenschein dich wecken,
Ein Maitag sei dir jeder Tag!

Droht Riß auch allen Liebesbändern,
Du wankst mir nicht, du bleibst mir treu;
Ich weiß, du kannst dich nie verändern,
Denn dein Gefühl wird täglich neu.

Ja, ob ich alles rings verloren,
Dein Herz ruht mir auf sicherm Grund;
Was das Geschick mir auch erkoren,
Ich bleibe doch mit dir im Bund!

An dieselbe.

Ob auch des Lebens Frühling mir entschwunden
Und meines Ruhmes Stern vom Himmel fiel,
Du bliebst von ganzem Herzen mir verbunden
Und spieltest nicht der andern falsches Spiel;
Verwandt blieb ich dir stets mit meinen Qualen,
Du teiltest jedes Herzeleid mit mir;
Die Liebe, die ich oft versucht zu malen,
Die wahre Liebe fand ich nur in dir.

Wenn rings Natur mir winkt mit holdem Lächeln,
Dem einz'gen Lächeln, welches meins versteht,
Dann täuscht mich nicht des Zephyrs lindes Fächeln,
In dem mir dein Gefühl entgegenweht;
Wenn Stürme kämpfen mit dem Ozeane,
Wie ich mit Herzen, welche lieb einst mir,
So schwing' ich doch im Kampf die Siegesfahne,
Denn wahre Liebe find' ich noch bei dir.

Und sank mir auch der Hoffnung Sonne nieder,
Hüllt auch mein Leben sich in Wolken ein,

Deckt mich auch Gram mit bleiernem Gefieder,
  So werd' ich doch des Grames Knecht nicht sein.
Wie tief mich auch der Leiden Pfeile treffen,
  Sie schlagen Wunden, doch sie töten nicht,
Mein Trotz wird ihre gift'gen Spitzen äffen,
  Nur dein, nicht ihrer denk' ich, holdes Licht.

Du hast mit keinem Worte mich betrogen;
  Obgleich ein Weib, verließest du mich nie;
Du quältest mich nicht, ob ich dir gewogen,
  Dem Lästrer taub war deine Sympathie;
Du thatest nicht, was falsche Freunde thaten,
  Entfernt auch bliebst du immer nahe mir;
Ob wachsam auch, hast du mich nie verraten,
  Die treue Freundin fand ich stets in dir.

Ich will die Welt nicht schelten und verachten,
  Doch wen'ger noch den Streit mit einer Welt;
Ich bin der Schuldige, der, da mein Trachten
  Ihr nicht gefiel, ich doch mich ihr gesellt;
Den großen Irrtum mußt' ich schwer bezahlen,
  Weit schwerer, als nur jemals träumte mir;
Doch blieb mir bei Verlust und Höllenqualen
  Ein nie verlornes, teures Gut in dir.

Von allem, was mir längst den Rücken kehrte,
  Soll dieses Gut Reliquie mir sein;
Es lehrt mich, daß, was ich am höchsten ehrte,
  Die höchste Achtung hat verdient allein;
Es ist der Quell, der in der Wüst' entspringet,
  Ein Baum im ausgestorbenen Revier,
Ein Vogel, der in öder Heide singet
  Und meiner Phantasie erzählt von dir.

(1816.)

An dieselbe.

O Schwester! Süße Schwester! Wär' ein Name
  Noch lieber dir, ich würd' ihn gern dir weihn;
Uns trennen Land und See zu beider Grame,
  Doch glücklich fühl' ich mich, gedenkst du mein;

Wohin ich gehe, werd' ich dein gedenken,
  Denn was kann so verbunden sein als wir?
O, möchte Gott dem Wunsch Erhörung schenken,
  Ein Flug durch Länder und — ein Haus mit dir!

Das erste wäre nichts, wenn nicht das zweite
  Ihm folgte und mich leitete zum Port;
Doch lächelt dir dein Glück von mancher Seite,
  Und stören mag ich's nicht mit einem Wort.
Dein Bruder hat ein schwer Geschick zu tragen,
  Auf ewig schwand ihm die vergangne Zeit;
Von ihm und seinem Ahnherrn wird man sagen:
  „Dem Unglück waren beide sie geweiht!"

Wenn ich gescheitert bin an fernem Strande,
  Wo ich erwartete nicht die Gefahr,
Macht' ich doch Ehre meinem Vaterlande,
  Weil ich im Leid ein Mann doch immer war.
Die Schuld war mein — das will ich nicht verneinen
  Mit der Sophistik trügerischem Dunst,
Denn ich verstand's, es schlecht mit mir zu meinen,
  Und der Pilot fiel durch die eigne Kunst.

Ich überlebte manche Königreiche
  Und manche Fürsten, bin ich auch nicht alt;
Ich blieb an meinem Stand so wie die Eiche,
  Vor der des Wetters Wut vorüberwallt;
Das Leid, das ich zu oft mir selbst geboren,
  Wird fast mir in sein Gegenteil verkehrt;
Mein Leben scheint mir nicht so ganz verloren,
  Weil es mich männliche Geduld gelehrt.

Vielleicht hat jenes ungebeugte Wollen,
  Vielleicht die eisige Verzweiflung auch,
Die naht, wenn stets des Schicksals Donner rollen,
  Vielleicht auch eines mildern Klimas Hauch,
Das Heilungsbalsam bietet allen Wunden
  Und Seelen tröstet, welche Gram durchsticht —
Die Ruhe mir gewährt, die ich gefunden,
  Und die im Glücke sich mir nahte nicht.

Ich fühle noch, wie ich als Knabe fühlte,
  Wo ich nur sang von Baum und Blum' und Bach,

Und wo ich noch mit heiterm Sinne spielte,
  Bis ich den Büchern unterlag, o Schmach!
Das winkt mir wie vom andern Ufer drüben
  Und füllt mit Seligkeit mir noch die Brust;
Dann ist mir's oft, als könnt' ich noch was lieben,
  Doch nichts wie dich, o meiner Seele Lust!

Wohl streut die Alpenlandschaft alle Wonnen
  Auf meinen Pfad, und ich bewundre sie,
Doch durch Bewunderung wird nichts gewonnen,
  Wenn Höheres ihr tiefern Grund nicht lieh;
Hier ist es reizend, einsam zu verweilen,
  Denn vieles lächelt hold mir, was ich seh',
Doch immer in die Ferne muß ich eilen,
  Denn dieser See ist doch nicht unser See!

Könnt' ich mit dir durch diese Auen wallen,
  Die himmlischen! Wie glücklich wollt' ich sein!
Doch du bist fern, o Teuerste von allen,
  Die Auen sind mir nichts, bin ich allein!
Was ich empfinde, mag ich niemand sagen,
  Denn keinem klag' ich meine Leiden gern;
Ich lieb' es mehr, als Stummer zu ertragen,
  Seh' ich in tiefer Nacht doch einen Stern!

Gedenk' an unsres teuern Seees Wogen
  Bei jenem Haus, aus dem man mich vertrieb;
Der Genfer See ist schön; doch fortgezogen
  Fühlt sich mein Geist zum See, der mehr mir lieb;
Ha, wenn ich dich und ihn vergessen sollte,
  Dann müßte mein Gedächtnis untergehn,
Obgleich mir alles wie ein Strom entrollte
  Und nur verschwindend alles ist zu sehn.

Mir steht die ganze weite Welt nun offen;
  Nun rett' ich mich allein zu der Natur:
In ihren Sonnen lacht mir noch ein Hoffen,
  In ihren Schatten find' ich Ruhe nur;
Ich senke mich in ihre heil'gen Gründe
  Und seufze: „Bliebe sie doch Freundin mir!“
Weil ich in ihr die treuste Schwester finde,
  Die Schwester, wie ich stets sie fand in dir.

Ersticken könnt' ich jegliche Gefühle,
  Nur dieses eine nicht, denn es erneut
Mir meiner Jugend heitre Knabenspiele
  Und eine himmlische Vergangenheit;
Hätt' ich mich früh dem Weltgewühl entzogen,
  Schmeckt' ich ein Glück, das nun mir nie erscheint;
Dann tobten nicht der Leidenschaften Wogen,
  Gegrämt hätt'st du dich nicht — ich nicht geweint.

Dem falschen Ehrgeiz hab' ich nie gefrönet,
  Ich suchte nicht des Ruhms, der Liebe Schoß,
Freiwillig haben beide mich bekrönet,
  Doch was sie gaben, war — ein Name bloß,
Ein Ding, nach dem sich nie gelenkt mein Streben,
  Denn einem höhern Ziele galt mein Traum;
So, unter Millionen, welche leben,
  In Täuschung leben, fand ich meinen Raum.

Was kannst du mir, o Zukunft, noch bereiten?
  Ich fordre nichts; fordr' auch von mir nichts mehr!
Ich überlebte mich um viele Zeiten,
  Doch überlebt' ich manches ringsumher!
Ich kannt' in diesem Leben keinen Schlummer;
  Ich wachte nur. Doch hundert Jahren glich
An Vollgehalt wohl meiner Jahre Nummer,
  Durchlebt' auch nur der Jahre dreißig ich.

Was künftig kommt, ich bin damit zufrieden
  Und danke selbst für das, was schon mir ward;
Denn manche Freude ward mir schon beschieden
  Trotz Herzeleid und Kämpfen aller Art.
Die Gegenwart, wie schwer sie auch mich quäle,
  Ich trage sie und schweige gern dazu;
Denn mir ergießt sich in die wunde Seele
  Aus der Natur der große Strom der Ruh'.

Dein Herz hat meins, mein Herz hat deins erlesen,
  O teure Schwester; komme, was da mag,
Wir bleiben uns, was wir uns stets gewesen,
  Und nimmer scheidet uns ein Trennungstag;
Ob nah, ob fern uns in der Zeiten Raume
  Ein letzter Abend nach dem Morgen droht,
Wir huldigen dem einz'gen wahren Traume,
  Und fester nur verbindet uns der Tod.

Monodie auf den Tod Sheridans.

(Auf dem Drurylane-Theater gesprochen.)

Wenn bei der Sonne letztem Scheideblick
Ein Strahl noch auf die Fluren fällt zurück,
Wen rührte da wohl nicht ein sanft Gefühl,
Wie Blumen, die benetzt des Taues Kühl?
Ein rein Empfinden, das nur dann erwacht,
Wenn die Natur die Schwermutspause macht
Und Atem schöpfet an dem kühnen Bogen,
Den Zeit aus Licht und Finsternis gezogen?
Wer teilte da die schöne Ruhe nicht
Mit dem hinabgesunknen Sonnenlicht,
Wer war im Einklang nicht mit ihrem Fall,
Wenn die ersterbende verließ das All?
Kein stürmisch Toben, kein gewalt'ger Schmerz,
Nur sanfte Wehmut drang dann durch das Herz;
Die Wehmut war nicht trübe, sie war hell,
Der weinenden Gefühle reinster Quell,
Der nicht aus Selbstsucht oder Pein entsprang,
Der, was das Herz empfand, nur widerklang.
Ein gleich Gefühl erfüllet jedes Herz,
Wenn sich ein Genius wendet himmelwärts,
Wenn von Unsterblichen, was irdisch war,
Dahinsinkt auf der Sterblichkeit Altar.

Verdunkelt ist ein Geist von höchster Art,
Des Leibliches sich mit dem Staub gepaart.
Hat neben ihm ein andrer Name Strahl,
Wo alles Null, und er allein die Zahl?
Des Witzes Leuchten, glänzender Verstand,
Der Dichter, mit dem Redner Hand in Hand,
Er starb — obgleich von ihm der Welt noch blieb
Manch Werk, zu dem der Genius ihn trieb.

Sein Dialog, sein Witz, der nie erliegt,
Der ungetrübte Quell, der nie versiegt; —
Hier sehn wir noch das Bild, das er gemalt,
Das Zug für Zug das Leben widerstrahlt;
Die Wunderkinder seiner Phantasie,
Die nur erschaffen werden vom Genie,

Hier nah'n sie euch wie jener Götterstrahl,
Den ein Prometheus einst dem Himmel stahl;
Ein Echo sind sie schöner, großer Tage,
Das Antwort gibt noch auf des Geistes Frage.

Doch wenn hier einer herzlos richten sollte
Den Genius, der nur das Höchste wollte,
Wenn höhnisch einer seines Falles lacht
Und seine Harmonie zu Mißton macht,
Der schweige still; ihm ist's nicht offenbar,
Daß oft, was Sünde schien, nur Unglück war.
Ein schweres Los hat jeder große Mann,
Den jeder loben und verspotten kann.

Im Grabe selbst mißgönnt man ihm die Ruh',
Und, starb er, spottet Narrheit noch dazu,
Der Feind, der heimlich schleicht mit wachem Blick,
Vergiftet in dem Grabe noch sein Glück,
Und jeder, der nur um zu schaden lebt,
Ist dann ihn zu verkleinern noch bestrebt.
Ja, es gibt eine Schar, die schwarz ihn malt,
Wenn er den Zoll der Zeitlichkeit bezahlt,
Und bei den Fehlern triumphierend steht,
Die nur zu leicht ein großer Geist begeht,
Die auf den Leichnam noch mit Lügen stürmt
Und seiner Sünden Turm zum Himmel türmt.

Das ist sein Teil! Doch wenn mit Feind an Feind
Auch Armut noch und Krankheit sich vereint,
Wenn der erhabne Geist nicht fliegen darf,
Weil Elend ihn zu tief daniederwarf,
Wenn er sich vor dem Unwert beugen muß
Und tragen übermüt'gen Spottes Gruß,
Und in des Heute falscher Schmeichelei
Schon sieht des Morgen gleiche Schlangentreu'; —
Ist das die Freude, die dem Größten winkt,
Was Wunder, wenn dann auch der Größte sinkt?
Die Brust, in der ein ganzer Himmel ruht,
Verbrennt am ersten stets in ihrer Glut;
Sie gleicht dem schwarzen Krater des Vulkan,
Dem ewig Wolken, ewig Stürme nahn;
Sie wird umwogt von einem Flammenmeer
Und weiß kaum endlich von sich selbst noch mehr.

Doch gibt's dergleichen, oder gab's dergleichen,
So soll es fern sein von der Bühne Reichen.
Wir üben eine schön're Pflicht, den Zoll
Bezahlend, der dem Geist nie mangeln soll,
Und steuern unser Scherflein zu dem Lob
Des Manns, der uns entzückte und erhob.

Ihr Redner, klagt um ihn, den ersten Held,
Den mächt'gen Veteran auf eurem Feld!
Er war die Perle der Dreieinigkeit,[72])
Die fort erstrahlt in alle Ewigkeit!
Ihr all', dem Drama zugewandte Geister,
O, strebt ihm nach — denn er war euer Meister!
Ihr, die Geselligkeit und Laune schmückt,
O, folgt der Bahre des, der uns entzückt!

Solange Geisteskräfte voll Gewalt
In höchster Macht und freundlicher Gestalt,
Solang Beredsamkeit, Witz, Poesie
Und Lust und jedes Kind der Phantasie,
Das uns aus Wolken Sonnenblicke webt,
Noch in des Menschen Busen glüht und lebt,
Und alle rings mit Stolz und Sympathie
Dem Geiste huldigen und dem Genie:
Solange suchen wir von Schar zu Schar
Vergebens den, der das ist, was er war,
Und klagen an die kargende Natur,
Denn einen Sheridan gab sie uns nur.

Der Traum.

Zwiefach ist unser Leben; auch der Schlaf,
Als Mittelding von Dasein und von Tod,
Ja, auch der Schlaf hat seine eigne Welt,
Ein weites Reich von wüster Wirklichkeit.
Der freie Traum geht seinen eignen Gang,
Er jauchzt und weint, er seufzet und er lacht.
Der Traum nimmt uns so manche Bürden ab,
Der Traum legt uns so manche Bürden auf;
Er teilet unser Wesen und wird so
Ein Teil von uns, ein Teil von unserm Sein,

Ja, wird ein Herold uns der Ewigkeit.
Er spricht von dem Vergangnen, und er spricht
Sibyllengleich von Zukunft; er gebietet
Frei über unsre Freuden, unsern Schmerz.
In seine Willkür sind wir hingegeben;
Er schreckt mit Schatten der Vergangenheit,
Die längst verschwanden. Sind sie wirklich da?
Sind sie nicht wesenlos? Was sind sie doch?
Gebild der Phantasie? — Die Phantasie
Bevölkert Welten mit den Idealen,
Dazu im ganzen Raum der Wirklichkeit
Kein Wesen, welches je geatmet, paßt.
Doch laßt mich die Erscheinungen verkünden,
Die ich geträumt! Es lag ein Sinn darin,
Und Jahre drängte mir in engen Raum
Der kurzen Stunden mein gewicht'ger Traum.

Zwei Wesen sah ich in der Jugend Reiz
An einem Hügel, einem schönen Hügel,
Der grünend sanft sich hob; der letzte war's,
Der vorderste von langen Hügelreihn.
Nur daß kein Meer zu seinem Fuße schwoll,
Doch lebensvolle Landschaft, und das Wogen
Von Wald und Korngefild', und Menschenhütten
Umher zerstreut, von deren stillem Dach
Der Rauch emporstieg; und als Krone trug
Der Berg ein eigentümlich Diadem
Von Bäumen, rings in Kreisesform gepflanzt,
Nicht durch Naturspiel, durch des Menschen Hand.
Die zwei — ein Mädchen und ein Jüngling standen
Dort schauend: sie auf das, was unten lag,
Schön wie sie selbst; — der Jüngling schaut' auf sie.
Und beide waren jung, und eine schön,
Ja, beide jung, doch nicht an Jugend gleich.
Wie sich der Mond am Himmel abwärts neigte,
So neigte sich das Mädchen schon zum Weib.
Der Knabe zählte wen'ger Sommer, doch
Sein Geist war vorgeeilt, und für sein Auge
Gab's eine Schönheit nur in weiter Welt.
Sie leuchtete ihm jetzt; er sah sie an,
Bis er vor ihren Blicken war gefesselt;
Er atmete und lebte nur in ihr,

Sprach nur von ihr, ob auch kein Wort mit ihr;
Er bebte, wenn sie sprach; er sah nur sie,
Sein eignes Auge sah nur mit dem ihren,
Das ihm die Welt verklärte — aufgehört
Hatt' er, in sich zu leben, lebt' in ihr.
Sie war sein Leben, war der Ozean,
Der alles aufnahm. Schon ein Ton von ihr,
Ein leis Berühren setzt' in Sturm sein Blut,
In Feuer seine Wangen — war das Herz
Auch seiner Leidenschaft sich nicht bewußt.
Sie teilte nicht sein zärtliches Gefühl
Und seufzte nicht um ihn; er war ihr nur
Ein Bruder und nicht mehr; und das war viel,
Denn sie war bruderlos; er war's allein,
Dem sie als Kind schon diesen Namen gab.
Sie war der einzige und letzte Sproß
Von einem hohen Stamm. Ein Name war's,
Der ihm gefiel und nicht gefiel. Warum?
Die Zeit gab ernste Antwort; denn sie liebte
Schon einen andern, den sie jetzt noch liebt;
Ja, eben schaut sie von des Hügels Gipfel
Und späht in's Ferne, ob des Liebsten Roß
Mit ihrer Sehnsucht halte gleichen Schritt.

Es änderte sich meines Traums Gestalt.
Ich sah ein alt Gebäude, und davor
An dem Gemäu'r stand ein gezäumtes Roß;
In einer düstern Betkapelle stand
Der Knabe meines Traums; er war allein
Und bleich; und so schritt auf und nieder er,
Dann setzt' er sich und schrieb — und Worte schrieb er,
Die dunkel mir; drauf lehnte er das Haupt
Auf beide Hände und erbebte heftig
Von Zuckungen; dann stand er wieder auf,
Mit Händen und mit Zähnen das zerreißend,
Was er geschrieben, und blieb thränenlos.
Drauf schien er eine Fassung zu erzwingen
Und wurde still. Und während er so ruhte,
Trat die Geliebte hold zu ihm heran.

Sie lächelte in sel'ger Heiterkeit,
Obgleich sie wußt', er liebe sie, und wußte, —

Denn stets verrät sich dies — daß sie die Brust
Als Schatten ihm verdüstere — und sah,
Daß er unglücklicher noch, als es schien.
Auf stand er, und mit kalter Ruhe nahm
Er ihre Hand — für einen Augenblick
Sprach Unaussprechliches in seinem Blick
Sich aus, doch schwieg's, nachdem sich's ausgesprochen.
Die Hand entsank ihm, und mit trägem Schritt
Ging er, doch nicht, als sagt' er Lebewohl.
Es lächelten sich beide zu. Er schritt
Dann durch das mächt'ge Thor der alten Halle,
Bestieg sein Roß und jagte rasch von dannen,
Und nahte nie des Hauses Schwelle mehr.

Es änderte sich meines Traums Gestalt.
Mann war der Knabe worden; in der Wildnis
Des glüh'nden Klimas fand er sich daheim.
Die Gluten sog er ein; von fremden Szenen
Sah er umgeben sich und war nicht mehr,
Der er zuvor gewesen; weite Meere
Und Länder hatt' als Wandrer er durchirrt;
Gleich Wellen drang ein bunter Bilderschwarm
Jetzt auf mich ein; ihn sah ich überall.
Zuletzt lag er am Strand, in Mittagsglut
Bei Säulentrümmern hingestreckt, im Schatten
Zerstörter Mauern, welche überlebt
Der Gründer Namen. Dort lag er im Schlaf,
Es weideten Kamele neben ihm,
Und Rosse standen still an einem Quell;
Im luft'gen Kleid versah ein Mann die Wache,
Indes sein Volk umher im Schlummer lag.
Der blaue Himmel war ihr Baldachin,
So wolkenlos, so rein und leuchtend klar,
Daß Gott allein am Himmel war zu schaun.

Es änderte sich meines Traums Gestalt.
Das Weib des Herzens war vermählt — mit einem,
Der sie nicht heißer liebte. In der Heimat,
Viel tausend Meilen weit — im Vaterhaus,
War sie umringt von hoffnungsvollen Kindern,
Der Schönheit Töchtern, Söhnen — aber weh!
Auf ihren Zügen lag ein tiefer Gram,

Der Widerschein von einem innern Kampfe,
Und in dem Auge schwamm ein sehnend Schmachten,
Als wär' es von verhaltnen Thränen schwer.
Was war es wohl? Sie hatte, was sie liebte,
Und der sie einst geliebt, war fern davon,
Mit schnöder Hoffnung oder übeln Wünschen
Und wahrem Gram ihr reines Herz zu trüben.
Was war ihr Schmerz? Sie hatt' ihn nicht geliebt,
Noch Ursach' ihm gegeben, es zu wähnen;
Als ein Gespenst nur der Vergangenheit
Trug er wohl nicht an ihrem Jammer Schuld.

Es änderte sich meines Traums Gestalt.
Der Wandrer war zurückgekehrt. Ich sah
Ihn am Altar mit einer holden Braut.
Schön war ihr Antlitz, nicht so schön wie das,
Das einst als Stern ihm strahlte. Wie er so stand
An dem Altar, verrieten seine Züge
Denselben Ausdruck einer innern Pein,
Der in der altertümlichen Kapelle
Aus seinen Blicken sprach, und dann, wie dort
Und damals, malte sich im Angesicht
Ein Bild von unaussprechlichen Gedanken,
Das schnell verschwand, so wie's entstanden war.
So stand er stumm und ruhig, und er sprach,
Indem er kaum die eignen Worte hörte
Und alles um ihn wirbelte, den Schwur.
Ihm schwand die Zukunft und die Gegenwart,
Das alte Schloß nur und den trauten Saal,
Die wohlbekannten Zimmer und den Platz,
Den Tag, die Stunde, Sonnenschein und Schatten,
Und was mit jener Stunde, jenem Platz,
Und ihr zusammenhing, das sah er nur.
Das drängte zwischen Licht und ihn sich ein;
Was wollt' es doch mit ihm in dieser Zeit?

Es änderte sich meines Traums Gestalt.
Das Mädchen seiner Liebe ward verwandelt
Durch eine Seelenkrankheit, wie es schien.
Ihr Geist war seinem alten Sitz entwandert,
Ihr Auge hatte nicht den frühern Glanz.
Es ruhte nicht auf dieser Erde mehr,

Die sie betrachtete mit fremdem Blick;
Ihr Sinn verknüpfte weit geschiedne Dinge,
Und Bilder, die ein andrer nicht erschaut,
Umschwebten sie als trauliche Gespielen.
Die Welt nennt das den Wahnsinn; doch der Weise
Krankt an noch tiefrer Narrheit, und der Blick
Der Schwermut ist ein fürchterlich Geschenk,
Ein Teleskop, durch das man Wahrheit sieht,
Das Phantasie von ihrem Glanz entblößt,
Das Leben nackt vor unser Auge stellt,
So daß, vor einer plumpen Wirklichkeit
Erlegen, jedes Ideal versinkt.

Es änderte sich meines Traums Gestalt.
Der Wandrer war allein jetzt wie vorher;
Was ihn umgeben, war zum Teil verschwunden,
Zum Teil im Streit mit ihm. Er war ein Denkmal
Von Elend und Zerstörung, rings umlagert
Von Groll und Kampf; es mischte Bitterkeit
In alles sich, was er genoß, bis er,
Gleichwie im Altertum des Pontus König,
Das Gift verschlang, das nicht mehr an ihm wirkte,
Vielmehr ihm Nahrung gab; so lebt' er denn
Von dem, was andrer Lebenskraft zerstört.
Die Berge nannt' er Freunde, mit den Sternen
Und dem lebend'gen Geist des Weltenalls
Hielt er Gespräche, und sie weihten ihn
In das Geheimnis ihres Zaubers ein.
Das Buch der Nacht lag offen vor ihm da,
Und jeder Ton des Abgrunds zeigte ihm
Ein Wunder, ein Geheimnis. Also sei's!

Mein Traum war aus und wechselte nicht mehr;
Und seltsam schien es mir, daß das Geschick
Der beiden sich darin so deutlich malte,
Als wär' es Wirklichkeit, in welcher eins
In Wahnsinn endete — im Elend beide.

(1815.)

Finsternis.

Ich hatt' 'nen Traum, der war nicht ganz ein Traum.
Die Sonne war erloschen, und die Sterne

Durchwanderten des ew'gen Raumes Nacht
Bahnlos und strahllos, und die Erde hing
Kalt, blind und schwarz in mondberaubter Luft;
Der Morgen kam, ging, kam — es ward nicht Tag,
Und seiner Leidenschaft vergaß der Mensch
Im Schauer dieser Oede; jedes Herz
Erfror in selbstischem Gebet um Licht;
Man lebte bei Wachfeuern, und die Throne,
Gekrönter Könige Paläste, Hütten,
Und jede Wohnung, die ein Obdach bot,
Ward angezündet, Städte flammten auf,
Und Menschen standen um ihr lodernd Haus,
Noch einmal sich ins Angesicht zu schaun.
Der war ein Glücklicher, der den Vulkanen
Und ihrer Bergesfackel nahe wohnte.
Nur banges Hoffen war der Welt noch übrig;
Man steckte Wälder an, doch Stund' um Stunde
Verschwanden, fielen sie — mit einem Krach
Verlosch im Sturz der Stamm — und schwarz war alles.
Unheimlich sahn der Menschen Stirnen aus
Beim Lichte der Verzweiflung, wenn in Blitzen
Die Flammen auf sie zuckten; ein'ge lagen,
Verhüllt das Aug' und weinend, andre stützten
Ihr Kinn mit Lächeln betend auf die Hände.
Noch andre rannten hin und her und nährten
Mit Reisig Scheiterhaufen, nach dem Himmel,
Dem schwarzen, mit der Angst des Wahnsinns blickend,
Der wie ein Leichentuch die Welt verhüllte;
Dann warfen sie sich wieder fluchend hin
Und heulten zähneknirschend; Geier schrien
Und flatterten erschrocken an dem Boden,
Unnütz die Schwingen hebend; bebend nahten
Und zahm die wild'sten Tiere; Schlangen krochen
Und mischten in den Haufen zischend sich,
Doch stachellos; man schlug sie tot zum Mahl.
Der Krieg, der einen Augenblick geruht,
Schlang sich von neuem voll — mit Blut erkauft
Ward eine Mahlzeit — jeder saß für sich,
In Grimm sich sätt'gend; Liebe gab's nicht mehr;
Die Welt war nur noch ein Gedanke: „Tod“,
Unmittelbarer und ruhmloser Tod;
Der Hunger fraß die Menschen; sie verdarben,

Und unbegraben blieb ihr Fleisch und Bein;
Von Magern ward der Magere verzehrt,
Die Hunde fielen ihre Herren an,
Nur einer blieb bei seines Herren Leichnam,
Verteid'gend gegen Tier und Menschen ihn,
Bis Hunger die fraß, oder neue Tote
Sie köderten; er selbst berührte nichts,
Er winselte und heulte fort und fort,
Die Hand beleckend unter Klagetönen,
Die nicht mehr streichelte — bis daß er starb.
Allmählich starb an Hunger alles; zwei
Nur lebten noch in einer großen Stadt;
Sie waren Feinde; diese trafen sich
Bei des Altares letzter Aschenglut,
Wo Heil'ges zu unheiligem Gebrauch
In Massen lag gehäuft; sie wühlten drin
Und störten zitternd mit der Knochenhand
In matter Asche, und ihr matter Hauch
Blies einen Rest von Leben an, ein Flämmlein,
Das sie verhöhnte nur; dann hoben sie
Das Aug' empor, wie's heller ward, und sahn
Sich beid' ins Antlitz, sahn, und schrien und starben —
An gegenseit'gem Abscheu starben sie,
Nicht wissend, wer der war, auf dessen Stirn
Der Hunger „Feind" schrieb. Leer war nun die Welt,
Die völkerreiche, mächt'ge, war ein Klumpen,
Jahrzeitlos, halmlos, baumlos, lebenlos,
Ein Klumpen Tod — ein Chaos harten Thons;
Still standen Seen und Flüss' und Ozean,
Nichts regte sich in ihren toten Tiefen.
Die Schiffe faulten seglerlos im Meer,
Stückweis zerfiel der Mast, und nach dem Fall
Verschlangen ihn die wellenlosen Tiefen.
Tot war die Wog', im Grab lag Ebb' und Flut,
Ihr Herr, der Mond, war früher schon erblichen;
Die Winde starben in der faulen Luft,
Und Wolken gab's nicht mehr, es brauchte sie
Die „Finsternis" nicht mehr. — Sie war das All.

(1816.)

Churchills Grab.[73])

Ich stand am Grabe dessen, der geleuchtet
Wie ein Komet mit wundervollem Schein,
Und sah — von Thränen war mein Blick befeuchtet —
Sein Grab war ohne einen würd'gen Stein;
Zwar sah ich einen Stein, doch im Vereine
Stand er mit manchem namenlosen Steine,
Der rings sich fand. Den Führer fragt' ich drauf,
Ob er wohl wisse, da er schon gesehn,
Wie sich geendet mancher Lebenslauf,
Wer hier begraben sei. „Wohl den und den,"
Erwidert' er, „sah ich zu Grabe tragen,
Doch dieser hier starb schon vor meinen Tagen,
Und dieses Grab ward nicht von mir gemacht."
„Und ist das alles?" dacht' ich. „Lüften wir
Den Schleier der Unsterblichkeit, die Nacht
Der Zukunft einmal zu erhellen hier,
Und sinken wieder dann zurück in Staub
So schnell und so erfolglos?" — Doch der Mann,
Des Wohnungen ein jeder wird zum Raub,
Weil Grab die ganze Erde ist — er sann,
Bis die Erinnrung wieder er gewann,
Mit der sich selbst ein Newton könnte plagen,
Weil gleiches Ende drohet allen Tagen,
Doch uns verborgen. Als ihm nun ein Schein
Gleichwie aus ferner Dämmrung drang herein,
Sprach er: „Der Mann, des Kunde du willst haben,
Und der hier abgesondert liegt begraben,
War ein berühmter Autor seiner Zeit,
Drum weilt der Wandrer, der gekommen weit,
Ihm Ehre zu erzeigen, und auch mir,
So viel's beliebt." Mich freute diese Kunde,
Ich sucht' in meiner Tasche geiz'gem Grunde
Nach etwas Silber, und ich reicht's ihm dar,
Ob es auch meiner Kasse lästig war.
Ihr lächelt? — Ihr Profanen! Ohne Zier
Habt reine Wahrheit ihr gehört von mir.
Ihr seid die Thoren, ich nicht bin's. — Mein Sinn
Gab einer tiefen Träumerei sich hin,
Des Totengräbers ungeschminktes Wort
Klang in der Seele mir noch lange fort;

Es mischte Dunkel und den Glanz des Lichts
Des Namens Glorie — und des Namens Nichts!

(1816.)

Prometheus.

Titan, der du der Menschen Schmerzen
Erbarmungsvoller angeschaut
Als alle kalten Götterherzen,
Die nur ihr eignes Glück erbaut:
Was war der Lohn für dein Gefühl?
Ein Dulden ohne Maß und Ziel;
Der Fels, der Geier, Kettenlast
Und alles, was ein Held nur haßt,
Die Todesqual, die man verhehlt,
Und die, erstickt, nur doppelt quält,
Die, redend mit der Einsamkeit,
Noch selbst des Lauschers Tücke scheut
Und unterdrückt des Busens „Ach!"
Daß nicht das Echo werde wach.
Titan, dich peinigte die Wahl
Von Willensfreiheit und von Qual,
Die beide martern und nicht töten.
Der Himmel, ohne zu erröten,
Des Schicksals taube Tyrannei,
Des Hasses kalte Quälerei,
Des Laune Wesen läßt entstehn
Und wieder in das Nichts vergehn,
Versagten dir des Todes Labe;
Des ew'gen Lebens Unglücksgabe
War dein — du trugst sie als ein Held.
Was half's dem Herrn der Götterwelt?
Trotz deinem Leid und seinem Drohn
Sprachst du dem stolzen Donnrer Hohn,
Du duldetest dein Strafgericht
Und batest ihn um Lindrung nicht.
Dein Schweigen war sein Urteilsspruch,
Angst stand in seiner Seele Buch
Auf jedem Blatt — er war so krank,
Daß fast der Blitz der Hand entsank.

Du fehltest aus Erbarmen bloß;
Des tiefgequälten Menschen Los
Zu lindern und ihm Kraft zu leihn,
Das war dein edles Ziel allein.
Doch da du vom Olympe sankst
Und, wie du leidest, wie du krankst,
Es trugst als Heros und als Mann,
Den nie das Schicksal beugen kann:
Standst du der Welt als Beispiel da,
Auf das sie mit Erstaunen sah,
Du schienst als ein Symbol uns groß
Von unserm Leiden, unserm Los.
Dir gleicht der Mensch, der halb ein Gott
Und halb ist jeder Schwachheit Spott,
Der oft zum Teile sein Geschick
Voraussieht mit der Ahnung Blick,
Sein Elend und sein Widerstreben,
Sein ganzes hilflos trübes Leben,
Nach dem der starke Geist nicht frägt,
Der standhaft jede Marter trägt,
Dem in der Nacht der tiefsten Qual
Aus eignem Busen quillt ein Strahl,
Der, wenn er auch dem Feind erliegt,
So fällt, als hätt' er ihn besiegt.

(1816.)

Ein Fragment.

Könnt' ich zurückedrehn des Lebens Nachen
Bis zu dem ersten Weinen, ersten Lachen,
So weilt' ich länger nicht an einem Strand,
Des Grün und Blumenpracht mir längst entschwand,
An dem die Welle matt und trübe fließt,
Bis in ein totes Meer sie sich ergießt.

* * *

Was ist der Tod? Er ist des Herzens Ruh'
Und führt uns alle einem Ziele zu.

Das Leben ist nur Trugbild — was ich hier
Erblicke rings, das lebt allein in mir.
Selbst der Entfernte ist so gut wie tot,
Wie ein Gespenst, das in das Lebensrot
Mit leichenweißer Farbe manchmal tritt,
Rückwärts zu lenken unsern Blick und Schritt.
Ja, der Entfernte ist so gut wie tot,
Er beut den Gruß nie mehr, den er uns bot;
Er ist verwandelt, freudlos. Hat indessen
Der Unvergeßne uns nicht ganz vergessen,
Ob auch getrennt, so ist es einerlei,
Ob Erd', ob Meer die Trennungsmarke sei,
Denn einmal wird doch eines von den beiden
Ein jedes Band, so fest sich's knüpfte, scheiden.

Was sind die Wesen, welche unten wohnen?
Dem Staube längst vermischte Millionen?
Die Asche von Jahrtausenden, ob der
Die kalte Zukunft wandelt hin und her?
Sagt, wohnen sie in stillen Städten dort?
Hat jedes seine Zelle, seinen Ort?
Sagt, welche Sprache sprechen sie? Ist Sinn,
Wie in der Menschensprache, wohl darin?
Wo finden wir die Antwort auf die Frage:
Warum gebar sie das Geschick zu Tage?
Wo sind sie hin? Du erbtest sie, o Erde!
Denn Wasserblasen gleicht nur jedes Werde,
Und jeder Schlüssel, der des Grabes Schlund
Erschließen kann, liegt in des Grabes Grund.
Oft weilt mein Geist an seinem stillen Rand
Und lenkt die Blicke nach dem andern Land,
Und denkt, von mächtigem Gefühl bewegt,
An manches große Herz, das nicht mehr schlägt.

(1816.)

Als Lady Byron krank war.

Und du warst traurig, ob ich gleich dir ferne?
  Und du warst krank, da ich doch nicht bei dir?
Lust und Gesundheit, glaubt' ich, weilten gerne,
  Wo ich nicht sei — und Gram allein bei mir.

Und ist's denn so? — Es ist, wie ich gesprochen,
  Und wird so sein — der Geist ist selbst sein Feind,
Und Schwermut ist's, die, wenn das Herz gebrochen,
  Die Trümmer sammelnd, heiße Thränen weint.

Nicht sind's des Sturmes und der Kämpfe Stunden,
  Wo unser Mut wird an sich selbst zum Dieb;
Er stirbt erst, wenn ein Ufer wir gefunden,
  Wo nur der arme Lebenshauch uns blieb.

Ich bin gerächt — ich darf mich nicht beklagen;
  Ob ich gefehlt — du warst dazu nicht da,
Um mich als eine Furie zu plagen,
  Du nicht, die meinem Herzen stand so nah!

Stets übt der Himmel die Vergeltungsrechte,
  Auch deinen Lohn versagt' er drum dir nicht;
Vom Reich des Schlafs verbannt sind deine Nächte,
  Und dich betraf das schrecklichste Gericht.

Ob man dir schmeicheln möge, deine Seele
  Wird ewig einer Hölle Wohnung sein;
Du bist gelagert in des Fluches Höhle,
  Denn deine Saat ersproßt aus meiner Pein;

Die Ernte, die auf diesem Feld wird reifen,
  Bringt keinen Segen; manchen Feind sah ich
Nach meinem Glücke raubbegierig greifen,
  Doch fand ich keinen grausamern als dich.

Den andern konnt' ich keck entgegengehen,
  Oft auch den Freund zum Feinde wandeln um;
Dein Herz nur wollte meines nicht verstehen,
  Vor dir nur wurde meine Zunge stumm!

Ich drohe nicht — dein Schild ist deine Schwäche
  Und meine Liebe, die dich ewig schont,
Weil sie, als noch der Jugend wilde Bäche
  Erbrausten, deinem Herzen nah gewohnt;

Auf diese Rücksicht konntest du erbauen
  Den Bau, des Mörtel eitel Sünde war;
Als Klytämnestra seh' ich dich mit Grauen,
  Ermordend aller meiner Freuden Schar.

Du mordetest mir Hoffnung, Ruh' und Frieden,
  Du mordetest mir jede Freude hin,
Die mir vielleicht in Zukunft noch beschieden,
  Und welcher nachgestrebt mein höhrer Sinn.

Du machtest deine Tugenden zu Sünden,
  Verhandeltest sie um der Zukunft Gold;
Doch meine Rechnung wird es dir verkünden,
  Daß du um meinen Schmerz erkauft den Sold.

Seitdem du einmal gingst auf krummen Wegen,
  Verschwand der Treue Kranz, der dich geschmückt,
Verbrechen tritt dir überall entgegen,
  Wie harm- und schuldlos auch dein Auge blickt;

Betrug und Schwüre nur, die schnöde lügen,
  Nur Schlangenfalschheit und der Janusblick,
Des doppelte Gesichter ewig trügen,
  Nur der Verstellung meisterlich Geschick,

Die Klugheit, die nur ihren Vorteil kennet,
  Kaltblütigkeit, die ihren Zweck erstrebt,
Gleichviel, wie auch der schnöde Zweck sich nennet,
  Wenn sie nur sicher ihre Netze webt,

Das alles macht jetzt heiter deine Sonnen,
  Und du beschönigst es durch Klügelein;
Ha, triumphiere nur! Du hast gewonnen;
  Jedoch um alles möcht' ich du nicht sein![74])

(1816.)

———

Abschied oder Strophen an eine, die sie am besten verstehen kann.

Gut! Laß uns für ewig scheiden!
Fort mit der Vergangenheit!
Hätt' ich dich geliebt nur, meiden
Wollt' ich dich auf Ewigkeit.

Hättest du verschmäht mein Lieben,
Wohler wäre mir dann jetzt,
Denn ich wär' ein Mann geblieben,
Welcher haßt, was ihn verletzt.

Stolz kann Liebesgluten fühlen,
Zeit bezwingt den Eigensinn,
Doch Verhöhnung, wo wir fühlen,
Ha, das reißt zu Wahnsinn hin!

Hätt' ich dich geliebt nur, hassen
Könnt' ich dann dich, und die Glut
Meines Zorns in Worte fassen,
Bis gesättigt meine Wut.

Doch es gibt geheime Sorgen,
Stumm ist ihr verbißner Zorn,
Der sich selbst nicht Trost mag borgen
Von der Dichtkunst Labeborn.

Gleich den Ketten, die nicht schallen,
Gleich dem wachen Traum, der höhnt,
Gleich dem Eise, das, im Fallen
Von der Klippe, nicht ertönt —

Ist der Schmerz der kranken Seele,
Den du kennen mich gelehrt,
Und der, weil ich ihn verhehle,
Meine innre Qual vermehrt.

Als ich einst vor dich getreten,
Warst du schön und engelmild,
Und mich drängt's, dich anzubeten
Wie ein Muttergottesbild.

Höh'res als nur Weib erblickend
  Sah ich nicht als Mann auf dich;
Doch das Weib, den Mann bestrickend,
  Warf den ärgsten Fluch auf mich.

Warst ein Feind du, dessen Schimmer
  Mich nach Weiberart belog?
War nur alles falscher Flimmer,
  Was mein gläubig Herz betrog?

Bei dem Auge, dessen Blicke
  Meine Blicke einst getauscht,
Bei dem Ohr, das in dem Glücke
  Jener Zeit mein Wort belauscht;

Bei der Lippe, lächelnd immer,
  Die erheitert mein Gemüt,
Bei der Wange Frühlingsschimmer,
  Die vor mir so oft geglüht;

Ha, bei dieser Reize Leben
  Schwör' ich's: Weib, du thatst nicht recht!
Totschlag hätt' ich dir vergeben;
  Doch mich täuschen — das war schlecht!

Fürchtest du, ich soll dir fluchen?
  Sei getrost! Noch lieb' ich dich,
Und ich würde dich noch suchen,
  Träfe selbst der Wahnsinn mich.

Lebe, wenn ich Staub schon werde,
  Freue lang dich dieser Welt!
Aber fühl's, daß in der Erde
  Einer ruht, den du gefällt!

Ehe noch die Reize schwinden,
  Die der Schmeichler Schar umgirrt,
Und dein Leib, schön zum Erblinden,
  Frecher Würmer Beute wird;

Hör' mich, trügende Sirene,
  Fühle meine ganze Pein,
Stöhne laut, wie jetzt ich stöhne
  An der Liebe Todesschrein! —

Doch, was hilft mir's, aufzuschäumen?
Unser Glück ist abgemäht;
Was du warst, schuf nur mein Träumen,
Was du bist, sah ich — zu spät!

Sonett auf den Genfer See.

Rousseau, Voltaire und Gibbon und die Staël —
Wert sind die Namen, Leman, deiner Schöne,
Und sie ist wert der Namen, deren Töne
Dich nennten noch, vergingst du auch einmal.

Es traf, wie alle, sie dein Zauberstrahl,
Und, daß dich noch ein höhrer Zauber kröne,
Ward dir die Gegenwart der Göttersöhne,
Die dir erbauten einen Weisheitssaal.

Nun, wenn uns deine Silberwellen schaukeln,
O schöner See, empfinden wir noch wärmer
Die Gluten seliger Begeisterungen.

Die ew'gen Klänge, die uns hier umgaukeln,
Wo wir an großen Geistern immer ärmer,
Sie nennen tröstend, was das Grab verschlungen.

(1816.)

Auf die Büste der Helena von Canova.

O, seht aus diesem Steine steigen,
Was nimmer noch gedacht ein Mann,
Was die Natur nicht konnte zeigen,
Was Kunst nur und Canova kann.

Das Werk ist mehr denn Phantasieen,
Geht über Dichterschwung hinaus:
Den Himmel kann's zur Erde ziehen,
Denn von dem Herzen ging es aus.

An Thomas Moore.

Ehe sich die Anker lichten
Und das Fahrzeug eilt ins Meer,
Thomas Moore, nach Freundespflichten
Grüß' ich herzlich dich vorher.

Hier ein „Ach!" für Freundesherzen!
Hier ein Lächeln für den Feind!
Hier — was auch des Schicksals Schmerzen —
Hier ein Herz, das niemals weint!

Mögen tausend Stürme wehen,
Mag mich schleudern Well' auf Well',
Mag ich rings nur Wüsten sehen,
Auch in Wüsten rinnt ein Quell.

Wär' der Tropfen auch der letzte,
Den ich hier nun trinken soll,
Wenn ich mich an ihm ergötzte,
Tränk' ich dir noch „Lebewohl!"

Müßt' ich's auch in Wasser trinken,
Rief' ich doch noch aus, bevor
Ich zu Grabe müßte sinken:
„Hoch — hoch lebe Thomas Moore!"

An denselben.

Was schaffst und treibst du nun,
O Thomas Moore?
Was schaffst und treibst du nun,
O Thomas Moore?
Klagst oder schreibst du nun,
Reimst oder kleibst du nun,
Liebst und beweibst dich nun,
O Thomas Moore?

Jedoch am Karneval,
O Thomas Moore,
Ja, an dem Karneval,
O Thomas Moore,

Da, unter Liederschall
In lautem Widerhall,
Da singen, lieben all',
O Thomas Moore!

Zuruf an einen Freund.

Laß uns widerstehn dem Triebe,
Fortzuschwärmen durch die Nacht,
Ob im Herzen auch die Liebe
Und der Mond am Himmel lacht.

Gern ruhn Schwerter in der Scheide,
So das Herz auch in der Brust;
Denn an allzuvieler Freude
Stirbt am Ende gar die Lust.

Ob die Nacht auch winkt zur Liebe,
Und zu schnell der Tag erwacht,
Laßt uns widerstehn dem Triebe,
Fortzuschwärmen durch die Nacht.

Auf meinen Hochzeitstag.

Mir winkt ein neues Jahr in seine Auen,
An dem ich wohl so manches wünschen mag;
Oft möcht' ich noch die Jahreszeit erschauen,
Doch nie zum zweitenmal den — Hochzeitstag.

(Den 2. Januar 1820.)

Grabschrift auf William Pitt.

Begraben hier an dieser Stelle
Liegt er, mit dem es ist vorbei;
Der nicht mehr lügt in der Kapelle,
Er liegt nun hier in der Abtei.

Epigramm.

Die Erde ist nichts als ein Bündel von Heu,
Danach Menschen, die Esel, sind toll,
Sie zerren und drängen sich alle herbei,
Doch der größte, das ist John Bull.

Ode auf Venedig.

Venedig, wenn einst deine stolzen Mauern
Gleich mit den Wassern sind, so wird der Schrei
Der Völker über die Ruinen schrein,
Sein „Ach“ verhauchend übers weite Meer.
Wenn ich, ein nord'scher Wandrer, um dich weine,
Was sollen deine Kinder anders thun?
Wenn sie auch nur in tiefem Schlafe seufzen.
Verschieden von den Ahnen — wie der Schlamm,
Der grüne Bodensatz der Ebbe, ist
Verschieden von dem Schaum lebend'ger Flut,
Die schifflos treibt den Schiffer zu dem Port,
Sind sie von ihren Ahnen, und sie kriechen
Den Krebsen gleich die feuchten Straßen durch.
O Todeskampf — daß in Jahrhunderten
Nichts Besseres gereift! Durch ein Jahrtausend
Und drüber groß — und nun in Staub gestürzt!
Und jedes Denkmal, das der Fremde schaut,
Paläste, Säulen, Tempel grüßen ihn
Als Traurer. Selbst der Löwe sank dahin,
Und rauher Trommeln unharmon'scher Ton
Verkünden, daß dich ein Tyrann beherrscht,
In dumpfen Echos, die Musik einst waren,
Als noch im Mondschein sich die Gondeln drängten
Und rings die Lieder Glücklicher ertönten,
Die nie ein größeres Verbrechen sich
Zu schulden kommen ließen als die Freude,
In der das Herz zu mächtig überschwoll
Im Strom der Lust, den kaum des Alters Fluß
Zu sanfterem Ergusse mildern konnte,
Weil stets des Südens Blut wie Flamme glüht
Und kämpft mit allem sanfteren Gefühl.

Doch besser sind sie als das Brüten, drein
Ein Volk versinkt, das fallend unterging,
Wo alle Sünden, alle Laster herrschen,
Wo man mit leeren Hoffnungen sich täuscht,
Und Hoffnung eben nichts als Täuschung ist,
Wo sie nur Aufschub ist für einen Kranken,
Der mit dem Tode kämpft und noch einmal
Aufflackert wie ein Licht, eh' es verlischt.

Wenn Schwäche, die der Leiden Ziel verspricht,
Fühllosigkeit der Glieder, dumpfe Spur
Und erstes Zeichen aus dem Totenreich —
Wenn Schwäche Puls um Puls hinweg uns rafft,
So gönnt sie der gequälten Kreatur
Zuletzt doch einen leichtern Atemzug
Und bringt Befreiung von der Kettenlast.
Dann sagt der Kranke, daß er wohl sich fühl'
Und seine Lebensgeister sich erneun,
Wenn schwach auch noch, sucht er die frische Luft,
Er weiß nicht, daß er dumpf und keuchend spricht,
Weiß nicht, daß er nicht fühlet, was er greift,
Es schwindelt ihm, die Welt geht mit ihm um,
Er hascht nach Schattenbildern, die er sieht,
Und strebt, sie festzuhalten, wenn sie ihn
Umtanzen, bis sein letzter Schrei verklingt
Und alles Eis und Dunkel ist, und ihm
Die ganze Welt dahinsinkt in die Nacht.
So hoffen Völker nicht! — O, lest die Blätter
Von manchen tausend Jahren! Diese Szene,
Die täglich wiederkehrt wie Ebb' und Flut,
Das ewig neue Sein von dem, was war,
Hat uns so viel als nichts gelehrt, und doch
Baun wir auf sand'gem Grunde und zerreiben
Die Kraft, indem wir fechten mit der Luft.
Uns schlägt die eigene Natur; die Tiere,
Die wir zu hunderten an Festen schlachten,
Sind gleichen Rangs mit uns — sie müssen gehn,
Wohin der Treiber treibt, wär's auch zur Schlachtbank.
Ihr, die ihr euer Blut für Könige
Vergießt wie Wasser, welcher Lohn dafür
Ward euern Kindern? Nichts als Sklaverei,
Nur Not, nur blinde Dienstbarkeit und Schläge.

Wie? Brennt nicht jetzt die rote Pflugschar noch,
Wenn ihr auf euern blut'gen Feldern ackert,
Ha, rührt euch diese Feuerprobe nicht?
Ihr küßt die Rechte, die euch Wunden schlug,
Und fühlt euch selig auf dem Flammenboden.
Was eure Väter hinterließen, was
Geschichte predigt von der Freiheit Tagen,
Wie anders war es doch! Ihr seht und lest,
Bewundert, seufzet, unterliegt und blutet!
Die wen'gen ausgenommen, die zum Trotz
Euch allen, doch als alle schlimmer auch,
Zu plötzlichem Verbrechen aufgerafft,
Losbrachen aus des Kerkers finsterm Stein
Und strebten, aus dem Freiheitsquell zu trinken;
Indes, Jahrhunderte voll Dürre durch,
Im Wahnsinn sich die laute Menge drängt
Nach jenem Becher, welcher Kett' und Not
Vergessen lehrt, in deren Joch den Sand
Sie pflügten. — Sproßte je daraus ein Korn:
War's nicht für sie — ihr Nacken war zu tief
Gebeugt — ihr Gaum zu sehr wermutgewöhnt.
Die wen'gen Geister, welche Thaten scheuen,
Die sie verachten, sie verwechseln nicht
Mit ihrer Sache Kampf den der Natur,
Der pestgleich und erdbebengleich nur für
Momente tobt und dann die Erde läßt,
Um sich nach kurzen Lenzen zu erneun
Und andre Städte, andere Geschlechter
Hervorzubringen — glücklich, wenn sie frei sind;
Dort blüht dir keine Knospe, Tyrannei!

Ruhm, Herrschaft, Freiheit! göttergleiche Trias,
Wie stolz hast du vor Zeiten hier gethront!
Es konnte wohl der größten Völker Bund
Venedig drücken, doch nicht unterdrücken,
Denn aller Schicksal flocht in ihres sich.
Gefeierte Monarchen kannten, liebten
Die Wirtin, hassen konnten sie sie nicht
Trotz ihrer Macht — und mit der kleinen Zahl
Der Fürsten fühlten Völker; jederzeit
Verehrte sie der Fremde — ihr Verbrechen
War nur gering, und es entsprang aus Liebe;

Sie trank nicht Blut und lebte nicht vom Tod,
Sie freute nur sich harmlos ihrer Siege,
Denn diese brachten neuen Ruhm dem Kreuz,
Das ihre Banner segnete von oben,
Die zwischen Erd' und Halbmond flatterten;
Wenn dieser je erbleichte, so verdankt
Die Erd' es dieser Stadt, die sie beherrschte.
Die Fesseln klirren jetzt in aller Ohr,
Die von den Ketten einst befreit Venedig.
Venedig selbst teilt das gemeine Los,
Und ob der Feind ein Königreich sie nennt,
Weiß es, was jeder weiß, und wir zumeist:
Wie Tyrannei mit goldnen Worten blendet.

Gestorben ist der Name Republik
In zwei Gebieten der gequälten Welt.
Venedig sank; das Zepter führte Holland
Und schritt in stolzem Purpur hoch daher;
Jetzt spottet nur der freie Schweizer noch
Von seiner Alp der Knechtschaft — doch wie lang?
Denn gar verschlagen ist die Tyrannei
Und tritt, wenn ihr die gute Stunde winkt,
Den Funken aus. Ein einz'ges großes Land,
Des Kraftgeschlecht der Ozean von uns trennt,
Die schon als Knaben zu der Fahne schwuren
Der Freiheit, die der Ahn' erfocht und sie
Vererbte für der Söhne Herz und Hand,
Als stolzen Unterschied von jedem Volk,
Des Söhne vor dem Herrn sich beugen müssen,
Als wenn sein Zepter wär' ein Zauberstab
Von heimlicher Magie und Wissenschaft —
Ein großes Land erhebt in freiem Trotz
Sein Haupt noch, unerobert und erhaben
Ob dem Atlant'schen Meer. Es lehrte kühn
Die Esaubrüder, Albions stolze Segel
Zu streichen vor dem Volke, dessen Rechte
Sich Rechte kauften, die aus Blut entsproßt.
Doch besser wär's, wär' jedes Menschen Blut
Ein Fluß auch, daß im Fluß es wallte, ja,
Gar überflösse in der Flut, als daß
Es träge durch die toten Adern schleicht,
Gehemmt von Kett' und Schloß wie ein Kanal,

Und fließend wie in eines Kranken Adern,
Drei Schritte, und dann stockend. Besser ist's,
Den Kriegern Lakedämons gleich zu fallen
Im großen Blutbad von Thermopylä,
Als so zum Sumpf zu werden — oder auch
Im Fluge übers Meer dem Meer den Geist,
Den freien Geist der Väter mitzuteilen,
Ein Freier mehr sein in Amerika!

Strophen an den Po. 75)

O Fluß, der du umspülst die alten Mauern,
Wo die Geliebte meiner Seele weilt,
An dessen Ufer unter stillem Trauern
Mein Bild an ihrem Geist vorübereilt;

Wie, wenn dein Strom zum Spiegel meiner Seele
Ihr würde, wo sie die Gedanken säh',
Die tausend, welche ich dir nicht verhehle,
Gleich deinen Wogen — Wonne bald und Weh!

Zum Spiegel meiner Seele? Darf ich's sagen?
Gewiß, denn trüb und heftig ist dein Gang;
Du schlägst die Wogen, die mein Herz geschlagen,
Dein Drang ist rasch wie meines Geistes Drang.

Ihn zähmte zwar die Zeit — doch nicht für immer,
Du überströmst den Rand, doch nicht vor Weh
Wie ich, der ich in meinem Laufe Trümmer
Nur hinter einem jeden Fußtritt seh'.

Wir beide gehn auf unsern alten Wegen,
Du eilest nach dem Meer begierdevoll,
Ich aber eile einer nur entgegen,
Die ich — o wehe mir! nicht lieben soll.

Dein Strom umwallet ihrer Heimat Wälle,
Sie lauscht auf deines Murmelns Melodic,
Du winkst ihr hin an manche Schattenstelle,
Die oft vor Sonnenglut ihr Schutz verlieh.

Sie blickt nach dir, so wie ich nach dir blicke
  Gedankenvoll — und ach, seit dem Moment
Bist du so ganz verwebt mit meinem Glücke,
  Daß deiner Wellen jede sie mir nennt.

In deinen Wogen schau' ich ihre Augen,
  Aus deinen Fluten lächelt mir ihr Bild,
Um mich in des Entzückens Strom zu tauchen,
  Der meine ganze Seele überquillt.

Die Well', in die ich weinte, kehrt nicht wieder,
  Auch sie, sie kehrt mir nimmermehr zurück;
Gehn wir auch beid' am Strome auf und nieder,
  Dann ruht am Fluß ihr Blick, am Quell mein Blick.

Doch nicht die Räume sind es, die uns trennen,
  Auch ist es nicht der weite Ozean;
Wir können unser Los als Feind nur nennen,
  Geburt und Klima scheiden unsre Bahn.

Ein Fremder liebt die Schöne dieses Landes,
  Der fernher kam, ob heiß auch wallt sein Blut,
Als ob er wär' ein Sohn des glüh'nden Sandes
  Und nie gefühlt des Nordwinds kalte Wut.

Mein Blut wallt südlich; wenn es kühler wäre,
  So weilt' ich noch zu Haus und seufzte nicht
Als Sklave unter dieser Ketten Schwere,
  Mit denen deine Liebe mich umflicht.

Was hilft mein Sträuben? Lasset jung mich sterben
  Und fühlen Lebensschmerz und Liebesschmerz;
Was aus dem Staub entsprang, muß doch verderben,
  Ruh' hat es nur, wenn nicht mehr schlägt das Herz.

Sonett auf Georg IV. bei dem Widerruf der über Lord Edward Fitzgerald verhängten Strafe.

Zu sein der Vater vaterloser Sprossen,
Die Hand herabzustrecken von dem Thron
Und zu erheben edler Ahnen Sohn,
Der für das Vaterland sein Blut vergossen —

Das thun Monarchen, denen Lorbeern sprossen,
Vor denen rings verstummt des Neides Ton;
Der Völker laute Segnung ist ihr Lohn,
Und alles rings ist in ihr Lob ergossen.

Wer hebt die Hand, als nur um dich zu segnen?
Der Erde kannst du als ein Gott erscheinen;
Entlasse deine Garden! Denn den Kerzen

Der Herrschaft wird kein droh'nder Sturm begegnen.
Wo Fürstenkraft und Volksfreiheit sich einen,
Beherrscht ein König durch sein Herz die Herzen.

(1819.)

Strophen.

Glich' an stetem Genusse.

Glich' an stetem Genusse
Die Liebe dem Flusse,
An dessen Ergusse
Nichts ändert die Zeit!
Dann gäb's keine Kette,
Die lieber man hätte,
Und wär' um die Wette
Zu tragen bereit.
Doch weil stets uns Plagen
Von neuem nur schlagen,
Und Liebe gleich Tagen
Schnell flieget vorbei,
So sei sie ein Monat,
Der Farbe und Ton hat,
So sei sie der schönste, so sei sie der Mai.

Ach, wenn unter Schmerzen
Der brechenden Herzen
Erlöschende Kerzen
Verfallen der Nacht;
Wenn wir sind vertrieben
Von dem, was wir lieben,
Wo ist dann geblieben,
Was einst uns gelacht?

Sank einmal danieder
Der Liebe Gefieder,
So hebt sich's nicht wieder,
Ihm fehlet der Schwung;
Ach, strebt's auch zu fliegen,
So muß es doch liegen
Am Boden, und nie wird der Lenz wieder jung!

Dann gleicht's einem Streiter,
Der stürmt auf der Leiter
Des Sieges stets weiter,
Der Länder bezähmt.
Es fehlt dem Despoten
Der mächtige Othen,[76])
Der Trotz einst geboten,
Wenn man ihn gelähmt;
Noch wehn seine Fahnen,
Noch winken die Ahnen
Dahin auf die Bahnen
Des Ruhmes dem Sohn;
Die Ruhe verheert ihn,
Der Rückzug zerstört ihn;
So erträgt's auch nicht Liebe, verlor sie den Thron.

O Liebender, säume
Nicht bis in die Räume,
Wo Jahre wie Träume
Erscheinen dem Blick;
Wo Grollen und Zagen,
Wo Zürnen und Klagen
Aus früheren Tagen
Uns nichts bringt zurück.
Weil Liebe noch glühet
Und nicht ganz verblühet,
Weilt nicht, bis sie fliehet
Und gänzlich versinkt;
Denn einmal gestorben
Ist Liebe verdorben
Und winket nie wieder, so wie sie gewinkt.

Vom teueren Bunde
Spricht jegliche Stunde
Und gibt uns die Kunde

Vergangener Lust;
Drum sollt ihr nicht warten,
Bis daß in dem Garten
Die Blüt' aller Arten
Verwelken gemußt.
Die letzte Umarmung
Beut gleiche Erwarmung
Der Lieb' und Erbarmung,
Wie einst sie euch bot;
Das Aug' bricht die Siegel
Der Seel' und ist Spiegel
Der innern Empfindung, die währt bis zum Tod.

Ach, Gehen und Scheiden,
Das größte der Leiden!
In Trauerflor kleiden
Sie jegliches Herz!
Doch schaut man zurücke
Mit weilendem Blicke
Nach einstigem Glücke,
Das lindert den Schmerz.
Zeit schwächet die Liebe,
Genuß mordet Liebe,
Kind Amor, die Liebe
Paßt Knaben allein;
Je tiefer sie zehret,
Je kürzer sie währet,
Sie strahlt wie ein Blitz nur vom Himmel herein.

Strophen auf den Bund der Carbonari.

Wem Freiheit ist verwehrt im Vaterlande,
Der fechte sonst für sie, wo er nur kann;
Kehrt er nach Rom sich und nach Hellas' Strande,
Dann strahlet er gewiß als Held und Mann.

Wer für die Menschheit tapfer sich kann schlagen,
Dem winket stets des höchsten Lohnes Reiz;
Drum für die Freiheit fahret fort zu wagen,
Denn eins entgeht euch sicher nicht — das Kreuz.

An Penelope.

Den Tag der Hochzeit segnet keins;
Er ist ein Tag der Reu';
Wir waren vor sechs Jahren eins
Seit fünfen sind wir zwei.

(Im Januar 1821.)

An meinem dreiunddreißigsten Geburtstage.

Durch einen Lebenslauf, von Herbstesreisig
Umrauscht, hab' ich's gebracht zu dreiunddreißig;
Und fragt ihr mich nun, was mir übrig sei? —
Nichts blieb mir als die dreißig und die drei.

Auf der Reise von Florenz nach Pisa.

Sprecht mir von keinem Namen der Geschichte,
Nichts als die Jugend kann uns Glanz verleihn,
Der Mensch, der alles sieht in höherm Lichte,
Der lebensfrohe Jüngling ist's allein.

Was sind doch für umwölkte Stirnen Kränze?
Nur Totenblumen, angehaucht vom Mai;
Was soll der Winter schmücken sich mit Lenze?
Was hilft des Ruhmes hohler Jubelschrei?

O Ruhm, wofern ich je nach dir gerungen,
So rang ich nicht nach leerer Phrasen Ton,
Nur darum hab' ich manches Lied gesungen,
Daß Liebe würde mir dafür zum Lohn.

Drum sucht' ich dich, drum hab' ich dich gefunden;
Ihr holder Glanz war mehr mir als dein Glanz,
Und einzig in der Liebe Götterstunden
Erkannt' ich in der Liebe, Ruhm, dich ganz!

An die Gräfin von Blessington.[77])

Um Verse batest du; es wär' nicht recht,
Wollt' ein Poet solch Bitten je versagen;
Doch meine Hippokrene quillt nur schlecht,
Und nicht mehr schlägt mein Herz, wie es geschlagen.

Wär' ich derselbe noch, der ich gewesen,
Dann wär' ich einem Lawrence gleich an Glut;
Doch würd'st du Mattes jetzt von mir nur lesen,
Denn Wildes nur macht wild mein Dichterblut.

Nur Asche bin ich, wo ich einst war Feuer,
Der Dichter ist der alten Kraft beraubt;
Was einst ich liebte, ist mir bloß noch teuer,
Denn ach, mein Herz ergraute wie mein Haupt.

An Jahren ist noch nicht zu reich mein Leben;
Doch jeder Augenblick geht wie ein Pflug
Mir in die Seele — Furchen mußt' es geben,
Die teils das Herz, die teils die Stirne trug.

Laß junge Geister dir Gesänge singen,
Wo keine Zeile deinen Preis vergißt,
Doch ich — ich möchte dir nicht Lieder bringen,
Wo keine Zeile deiner würdig ist.

(1819.)

Strophen zu einer Hindu-Weise.

O mein einsam, einsam, einsam Kissen!
Wo ist der Geliebte, wo ist er?
Sah im Traum sein Schiff ich auf dem Meer,
Fern — weit fern — von Wellen fortgerissen?

O mein einsam, einsam, einsam Kissen!
Warum lieg' ich doch hier so allein?
Und wie lang wird diese Nacht mir sein,
Und wie viel werd' ich noch weinen müssen?

O du einsam freudenloses Kissen,
  Gib mir Träume für mein brechend Herz!
Denn am Tag begrüßt mich neuer Schmerz;
  Eh' ich sterbe, laß mich noch ihn wissen!

Dann bist du nicht mehr ein einsam Kissen,
  Wenn mein Arm noch einmal ihn umschlingt
Und mein letzter Hauch ihm Abschied bringt;
  Freudig sterb' ich dann an seinen Küssen.

Der Eroberer.

Dem hohen Helden sei dies Lied gesungen,
  Der England unterwarf der Normandie,
Der des „Erobrers" Namen hat errungen
  Der nimmer noch besiegten Monarchie;

Fest stand er da, als ihm der Sieg gelungen,
  Sein Thron war glorreich, wie ein Thron noch nie;
Doch leider ward er eines Bastards Beute,
  Und wieder kam kein Held wie er bis heute.

(1821.)

An *

Nur einmal wagt' ich's, hinzulenken
  Den Blick auf deiner Schönheit Licht;
Nun kann ich nichts als dich nur denken
  Und all' die andern seh' ich nicht.

Ob auch der Schlaf mein Auge schließe,
  Zu hellem Tag wird mir die Nacht,
Und wirklich sind mir Paradiese,
  Die nur im Traume mich umlacht.

Ihr bösen Träume! — Manche Schranke
  Trennt mich von dir, und dich von mir,
Doch, wie ich auch an Wahnsinn kranke,
  Ich rufe: „Friede sei mit dir!"

Lord Byrons letztes Lied.

Hör' auf, mein Herz, hör' auf zu schlagen,
Schlägt doch für dich kein andres mehr!
Doch mag man Liebe dir versagen,
Du kannst's nicht, denn du liebst zu sehr!

Mein Leben gleicht dem welken Blatte,
Der Liebe Blüt' und Frucht ist hin;
Verdorrt ist alles, was ich hatte,
Nur Schwermut wohnt in meinem Sinn.

Die Brust gleicht einem Feuerberge,
Der auf der wüsten Insel glüht
Und nur auf Grüfte und auf Särge
Die Flammenbäche niedersprüht.

Furcht, Hoffnung, süßer Liebe Schmerzen,
Ach, alles schwand — die Brust ist Stein,
An meinem abgestorbnen Herzen
Klirrt nur die Kette noch allein.

Doch weicht, ihr düsteren Gedanken,
Im Lande, wo der Lorbeerkranz
Um Heldenstirnen seine Ranken
Fort flicht mit ewig neuem Glanz!

Ich sehe rings die Glanzgefilde
Des Ruhmes, die in Hellas blühn;
Kein Sparter kann vor diesem Bilde
In höherer Begeistrung glühn.

Erwach' — (nicht Hellas — denn du wachest) —
Erwach', mein Geist — und denke drauf,
Daß du in Siegesfreude lachest!
Verfolge deinen schönen Lauf!

Wirf deine Leidenschaften nieder!
Erstrebe jetzt den höhern Wert!
Vergiß das Lächeln und die Lieder,
Die einst der Schönheit zugekehrt!

Die Jugend schwand — wozu noch leben?
Hier winkt ein ehrenvoller Tod;
Drum säume nicht, dich hinzugeben
Für beßrer Tage Morgenrot!

Such' dir ein Grab, das manche fanden,
Die's nicht gesucht — ein Heldengrab!
Zerreiße freudig deine Banden
Und sink auf ewig dann hinab!

(Missolunghi, den 22. Januar 1824, des Dichters 37. Geburtstag.)

General Moores Begräbnis.[78])

Keine Trommel erklang, und kein Totenmarsch scholl,
Als zum Wall seine Leiche wir huben,
Und es schoß ihm kein Krieger sein Lebewohl
Uebers Grab hin, in das wir ihn gruben.

Wir gruben bei finsterer Dämmrung ihn ein;
Bajonette den Rasen umwandten,
Bei des ringenden Mondlichts neblichtem Schein
Und Laternen, die düster brannten.

Es deckte kein Sarg ihm die Heldenbrust zu,
Kein Leichentuch barg ihm die Wunden:
Er lag, wie ein Krieger sich legt zur Ruh',
Vom Reitermantel umwunden.

Und wir sprachen Gebete, doch kurz nur und schlicht,
Und kein Wörtchen des Klagens und Sorgens;
Denn wir blickten nur fest auf des Toten Gesicht
Und gedachten nur bitter des Morgens.

Und wir dachten es, als wir sein Bett ihm erhöht
Und geglättet die einsame Stelle,
Daß der Feind nun bald zu Häupten ihm steht,
Wenn wir fern sind auf salziger Welle.

Und erzählen dann wird er vom Geist, der nun fort,
Und ihn tadeln bei seinen Gebeinen;
Doch ihn kümmert es nicht, läßt man schlafen ihn dort
In dem Grab, das ihm gruben die Seinen.

Doch zur Hälfte war unser Geschäft nur gethan,
Als die Glocke uns mahnte zurücke,
Und der Feind aus der Ferne sein plötzliches Nahn
Schon uns kundgab durch donnernde Stücke.

Und da senkten wir langsam und trauernd ihn ein
Auf dem blutigen Feld seiner Ehren;
Doch wir ließen kein Zeichen in Schrift oder Stein:
Sein Ruhm wird die Stelle verklären!

Anmerkungen.

---

1) Dieses kleine Gedicht bezieht sich, wie einige andere in dieser Sammlung, auf einen jungen Mann, der mit Lord Byron in gleichem Alter stand. Er war der Sohn eines seiner Lehensleute in Newstead.

2) Die Abtei von Newstead in Nottingham wurde gegen das Jahr 1170 von Heinrich II. gegründet. Unter Heinrich VIII., bei der Aufhebung der Klöster, wurde sie mit dem dazu gehörigen Lande der Byronschen Familie zugeteilt.

3) Von diesen Kreuzzügen der Byrons ist nichts Näheres bekannt. Der Dichter hatte wahrscheinlich nur einige Wandbilder der Newstead-Abbey im Auge, welche ihn zur Annahme dieser Tradition verleiteten.

4) Horistan Castle, ein altes Schloß in Derbyshire, von dem noch Ruinen übrig sind, war ein Sitz der Byrons.

5) Zwei aus der Familie Byron zeichneten sich bei der Belagerung von Calais unter Eduard III. aus und fielen bei Cressy.

6) Dies bezieht sich auf die Schlacht von Marston Moor, wo die Anhänger Karls I. geschlagen wurden.

7) Ein Neffe Karls I., der unter Karl II. Admiral war.

8) Sir Nicholas Byron diente schon früher mit Auszeichnung und war bei dem großen Aufstande einer der ersten, der für den König zu den Waffen eilte.

9) Dieses Gedicht gilt vielleicht demselben jungen Freunde, dem das zweite in dieser Sammlung gewidmet ist.

10) Diese Verse stammen aus der Zeit, wo Lord Byron zu Harrow auf der Schule war.

11) Den lateinischen Worten nach würde die Uebersetzung etwa so lauten:

„O Seelchen, du schweifendes, schmeichelndes,
Gastfreund, Begleiter des Körpers du,
An welche Orte gehst du nun?
Blaß, wie du bist, und kalt und nackt,
Wirst du nicht scherzen mehr wie sonst."

12) Moore bemerkt, daß Camões um diese Zeit ein Lieblingsbuch von Byron gewesen sei.

13) Die traurigen Schicksale des größten portugiesischen Dichters, für den in den letzten Jahren ein treuer Sklave Almosen auf den Straßen bettelte, sind bekannt. Camões erlag den Qualen des Mangels und der Krankheit und starb in einem Spital von Lissabon 1579.

14) Miß Chaworth war eine Verwandte von Lord Byron.

15) Der „Diable Boiteux" des Le Sage, wo Asmodi, der Dämon, den Don Cleophas auf eine Höhe stellt und die Dächer der Häuser abdeckt, um hineinsehen zu können.

16) Nach Pitts Tode im Januar 1806 waren Lord Petty und Lord Palmerston Nebenbuhler in der Bewerbung um die Repräsentation der Universität Cambridge im Parlament.

17) Edward-Harvey Hawke.

18) Seales Werk über die griechischen Versmaße.

19) Der pythagoräische Lehrsatz, nach welchem das Quadrat der Hypotenuse oder der längern Seite gleich ist den beiden Quadraten der beiden anderen Seiten des rechtwinkeligen Dreiecks.

20) An Festtagen tragen die Studenten in der Kapelle weiße Chorhemden.

21) Lord Byron wählte zu seinen deklamatorischen Uebungen gern leidenschaftliche Szenen, wie die Rede Zangas vor dem Leichname Alonsos und Lears Rede im „Sturm".

22) Mossop, ein Zeitgenosse Garricks, war in Zangas Rolle berühmt.

23) Drury glaubte, daß ich ein großes Talent zur Beredsamkeit habe. (Byrons Tagebuch.)

24) Von dieser „Mary", die mit der Erbin von Annesley oder „Mary von Aberdeen" nicht zu verwechseln ist, weiß man wenig mehr, als daß sie von geringem, wo nicht zweideutigem Stande war, und daß sie ein langes goldfarbenes Haar hatte, von dem Byron, wie Moore sagt, eine Locke, sowie auch ihr Bildnis unter Freunden zu zeigen pflegte.

25) Das Gedicht ist an ein sehr schönes, jedoch zweideutiges Frauenzimmer gerichtet. Daher der in ihm herrschende ebenso spöttische als zärtliche Ton. A. d. Uebers.

26) Der Karneol, von dem in diesen Versen die Rede ist, wurde Lord Byron von einem Chorsänger Namens Eddlestone zu Cambridge geschenkt, dessen musikalisches Talent ihm zuerst zu der Bekanntschaft mit dem jungen Dichter verhalf. Byron unterhielt mit ihm in der Folge eine schwärmerische Freundschaft.

27) Harrow.

28) Lachin y Gair, oder nach der ersischen Aussprache Loch na Gar, ein Berg in den nördlichen Hochlanden, nicht weit von Invercauld.

29) Lord Byron spielt hier auf seine Vorfahren von mütterlicher Seite an, nämlich auf die Gordons, von denen viele für den Prätendenten Karl fochten.

30) Ob einer in der Schlacht von Culloden gefallen ist, weiß ich nicht bestimmt zu sagen; da aber viele bei jenem Aufstande das Leben verloren, so bediene ich mich des Namens der Hauptschlacht als „pars pro toto", des Teils für das Ganze. (Byron.)

31) So heißt eine Gegend der Hochlande; auch gibt es dort ein Schloß Namens Brämar.

32) Sir John Becher wurde von Byron die zweite Ausgabe der „Stunden der Muße" anvertraut, bei welcher ihm freigestellt war, nach Gutdünken zu ändern oder wegzulassen.

33) Heinrich II. gründete Newstead.

34) Das rote Kreuz war das Abzeichen der Kreuzfahrer.

35) Bei der Aufhebung der Klöster gab Heinrich VIII. Newstead-Abbey dem Sir John Byron.

36) Newstead hielt in dem Kriege zwischen Karl I. mit seinem Parlamente eine furchtbare Belagerung aus.

37) Lord Byron und sein Bruder Sir William hatten hohe Befehlshaberstellen in der Armee; der erstere war Generalfeldmarschall in Irland, Leutnant des Towers und Aufseher Jakobs, Herzogs von York, des nachmaligen unglücklichen Jakob II. Der letztere nahm Anteil an vielen Schlachten.

38) Lucius Carey, Lord Viscount Falkland, einer der ausgezeichnetsten Männer seines Zeitalters, ward in der Schlacht bei Newbury getötet, wo er in den Reihen des Reiterregiments Lord Byron stand.

39) Das ist historisch. Sogleich nach Cromwells Beerdigung erhob sich ein Orkan.

40) Das hier gemeinte Gedicht war von James Montgomery, dem Verfasser des „Wanderer durch die Schweiz" und anderer Werke.

41) Dieses Gedicht fehlt in den meisten Originalausgaben und Uebersetzungen Byrons. (Anm. d. Uebers.)

42) Harrow.

43) Insofern Byron oft den Vorwurf der Irreligiosität erleiden mußte, hat dieses Gedicht eine besondere Bedeutung, da es den Kampf zwischen natürlicher Frömmigkeit und Zweifeln malt.

44) Lord Byron hatte sich wohl nie ein festes religiöses System gebildet. Er betrachtete, wie er sich im Don Juan ausdrückt, „die Religion als eine Reise auf einem Meer von Zweifeln". In einem theologischen Werke schrieb er einmal an den Rand: „Ich liebe die Bücher über Religion nicht, ob ich gleich meinen Gott liebe und verehre, ohne die Meinungen der Sekten oder ihre Häresien, Mysterien u. s. w."

45) Einer der intimsten Freunde Byrons Sie besuchten Harrow und Cambridge zu gleicher Zeit.

46) Thomas Moore, der unter dem Namen Little eine Sammlung erotischer Gedichte herausgegeben hatte, erfuhr eine strenge Kritik in der Edinburgh Review.

47) Ein Fluß in Schottland.

48) Mit dem Ausdruck Sachse ist hier jeder Bewohner des Niederlandes, jeder Engländer, gemeint.

49) Die hier Gefeierte war nicht etwa eine orientalische Schönheit, sondern die Frau eines Verwandten des Dichters, die er zuvor auf einem Balle gesehen.

50) Herodes verdammte Mariamnen aus Eifersucht zum Tode.

51) Diese Zeilen soll Byron schon in seinem zehnten Jahre gedichtet haben, und insofern sie sein frühes Talent für den Reim beurkunden, dürften sie schon als eine Kuriosität interessant erscheinen. — Die alte Dame, an welche sie gerichtet sind, besuchte Byrons Mutter oft und reizte den Knaben zu diesem satirischen Ausfall durch ihre Meinung in betreff der Seele, welche, wie sie sich einbildete, nach dem Tode in den Mond wandern werde.

52) Die Schule.

53) Die Universität.

54) Einer der höchsten Berge Schottlands.

55) Der kleine Fluß Grete bei Southwell.

56) Mary Duff.

57) Eddlestone, ein Jugendfreund Byrons.

58) Es war jener Karneol, den Eddlestone dem Lord Byron schenkte, und dessen dieser in mehreren Gedichten gedenkt.

59) Byron pflanzte die Eiche im Jahre 1798, die der Lord Grey de Ruthven vernachlässigte. Der folgende Besitzer, der Oberst Wildman, wollte sie sogar umhauen lassen; doch als er Näheres von ihr hörte, schonte er sie und pflegte sie mit der größten Sorgfalt. Sie steht heute noch unter dem Namen: „Die Byronseiche".

60) Nach Thomas Moore soll ein anderer Vater des gedachten Kindes gewesen sein, dessen sich Byron und seine Mutter annahmen, das aber früh starb. Indes ist die Empfindung des Gedichtes doch zu innig, als daß es nicht der wahre Vater gedichtet haben sollte.

61) Ein Gärtner stieß, indem er in der Nähe von Newstead-Abbey grub, auf einen Totenschädel, der früher einem Klosterbruder angehört haben mochte. Da dieser Schädel sehr groß und wohlerhalten war, so kam der Dichter auf den Gedanken, sich einen Pokal aus ihm verfertigen zu lassen.

62) Dieses Lied soll Byron nach einem Gastmahl in Pisa gedichtet haben.

63) Mrs. Musters.

64) Am 11. Oktober 1809, nahe am Pindus in Albanien, als die Führer den Weg nach Zitza verloren hatten.

65) Jetzt Golf von Arta, an der Küste von Albanien.

66) Das Unternehmen war insofern ein Wagstück, als die Entfernung gegen eine deutsche Meile beträgt und dem Dichter das Schwimmen durch die reißende Strömung sehr erschwert wurde. Doch schildert er es leichter, als man glauben sollte, und wundert sich, daß noch keiner von so manchen anderen Reisenden, die es so gut wie er selbst mit dem besten Erfolg versuchten, davon erzählte,

um die Möglichkeit der bekannten Mythe von Hero und Leander zu bestätigen.

67) Anm. d. Uebers. Lord Byron versichert, dieses Lied in betreff des Ausdrucks und des Metrums so treu als nur möglich wiedergegeben zu haben, was uns aber eine Vergleichung mit dem Original, das sich in den Anmerkungen zu Childe Harold Canto II. findet, nicht bestätigt. Er hat teils gekürzt, teils gleich zu Anfang das Metrum verändert; daher wir es bei dieser Uebersetzung für gut erachteten, uns bloß an das griechische Original zu halten.

68) Wer diese Thyrza war, weiß niemand.

69) Tochter des Prinz-Regenten (Georgs IV.).

70) Ein Vetter von Byron, der zur See diente und 1814 im amerikanischen Kriege fiel.

71) Byrons Halbschwester. Byron schrieb das Gedicht auf Diodatis Landgut bei Genua, wo er mehrere seiner schönsten Poesien dichtete.

72) Pitt, Fox und Burke.

73) Dieser Dichter, 1732 geboren, starb 1764.

74) Dieses sich auf die Gemahlin Byrons beziehende Gedicht war nicht zur Veröffentlichung bestimmt. An der Ehescheidung trugen beide Gatten gleiche Schuld.

75) Und auf die Gräfin Guiccioli.

76) Othen, Othem, Athen, Odem, Oden — alte Sprach- und Schreibweisen für Atem.

77) Verfasserin verschiedener „vornehm matter" Romane, auch eines Italienischen Tagebuchs (The Idler in Italy) aus den zwanziger Jahren, in welchem sie u. a. ihr Zusammentreffen mit Lord Byron erzählt.

78) Wir bringen als würdigen Schluß auch dieses Gedicht, welches oft und viel Byron zugeschrieben wurde und auch ganz wohl von ihm herrühren könnte, so daß man fast bedauern muß, daß dem nicht so ist. Mancher, der es noch unter Byrons Namen kennt, würde es in dieser Sammlung gewiß ungern vermissen. Der wirkliche Dichter, seit nicht eben langer Zeit festgestellt, ist aber Charles Wolfe (geb. 1791, gest. 1823); die Uebertragung ist von J. E. Hilscher, dem wackern, poetisch hochbegabten Deutschböhmen (gest. 1837 in Mailand als österreichischer Korporal), dem wir noch andere treffliche Uebertragungen, auch von Byron, verdanken (s. Band II).

Das Geschichtliche ist kurz gesagt folgendes: Am 16. Januar 1809 hatte der tapfere General Sir John Moore bei Coruña (nahe der Küste, im N.W. von Spanien) ein blutiges Gefecht gegen die Franzosen unter Soult und Ney zu bestehen. Die Franzosen wurden insoweit zurückgeschlagen, daß die Engländer sich am folgenden Tag einschiffen konnten, ihr General aber war gefallen und wurde, wie das Gedicht erzählt, auf spanischem Boden bestattet.

Nachstehende Lieder von Byron sind, weil in seinen epischen Gedichten enthalten, in diese Sammlung nicht aufgenommen.

In Ritter Harolds Pilgerfahrt, im I. Gesang:

Leb' wohl, leb' wohl, mein Heimatstrand.

An Ines, im II. Gesang:

Tamburgi, Tamburgi 2c.

In Don Juan, III. Gesang:

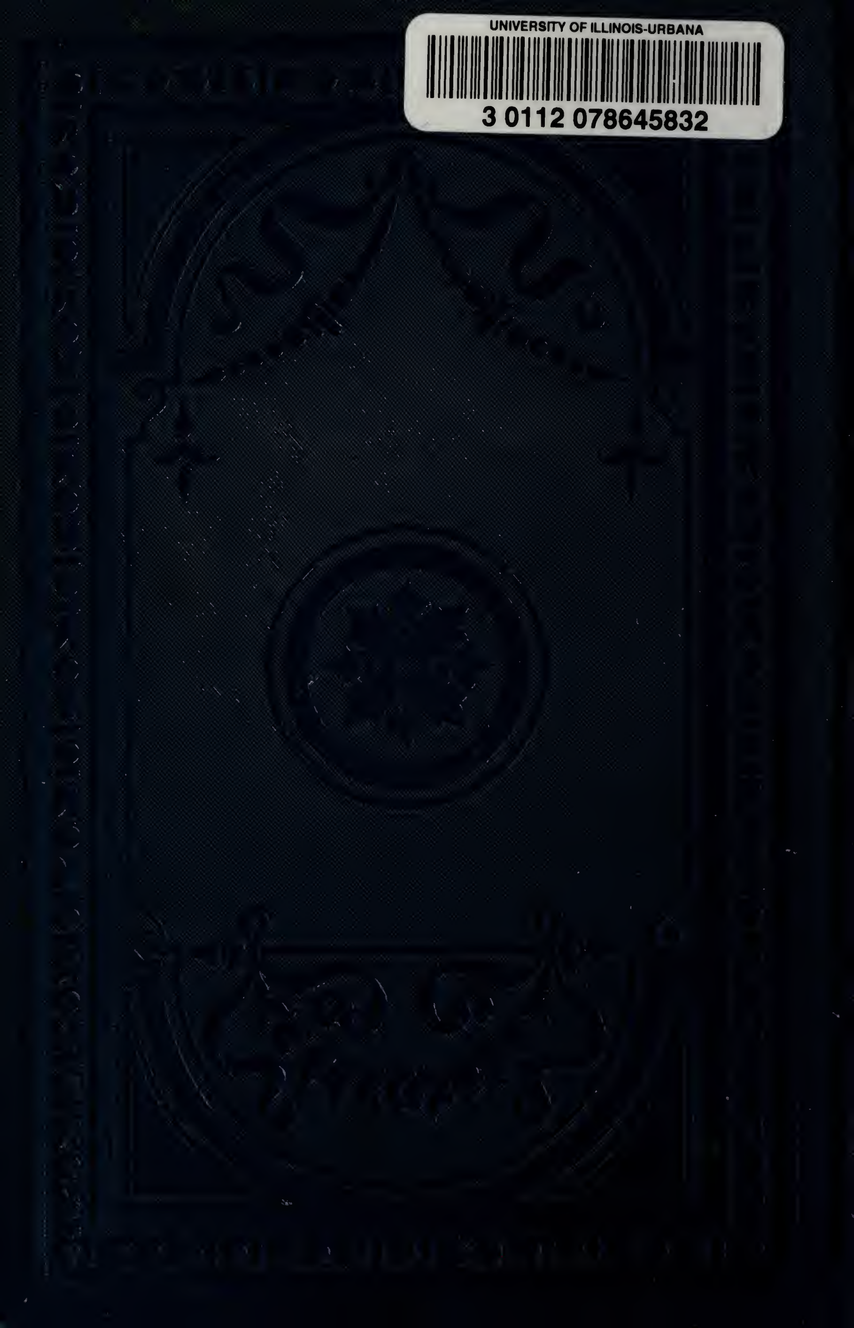
Die Inseln von Griechenland.

Im Korsar:

Ein süß Geheimnis wohnt in meiner Brust.






UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 078645832